Wilhelm Raabe

von

Paul Gerber

Wilhelm Raabe.

Eine Würdigung seiner Dichtungen

von

Paul Gerber.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorrede.

Das vorliegende Buch betrachtet die Romane und die Novellen Raabes im Sinne der Aufgabe, die mir jede Besprechung von Dichtwerken heut scheint hauptsächlich erfüllen zu müssen. Das erste Kapitel läßt sich gelegentlich näher darüber aus. Aber auch wer eine andere Ansicht vertritt, wird es billigen, wenn aus den wüsten Massen der Zeitschriften und der Bücher die Werke der wahren Dichter hervorgeholt werden. An Raabe ist für viele Gebildete diese Arbeit erst noch zu thun. Weder bei der Erholung von schwerer Tageslast durch Vorlesen abends an dem Familientisch, noch etwa über den Strickstrumpf hinweg kann man den Wert eines Dichters beurteilen lernen. Mein Buch soll deswegen allen, die Raabe gar nicht oder nur flüchtig gelesen haben, einen Wink geben, mehr seinen Schriften Beachtung zu zollen. Wenn es viel öfter lobt

als tadelt und des billigen Scheines der Geistreichigkeit und der kritischen Schärfe entbehrt, so möge die größere Mühe, die es darum erfordert hat, nicht vergebens gewesen sein.

Stargard in Pommern, im Februar 1897.

Paul Gerber.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Ursprung und Ziele in Raabes Schaffen.

Wilhelm Raabe wurde am 8. September 1831 in Eschershausen im ostfälischen Lande des Herzogtums Braunschweig als Sohn eines Beamten geboren. Um 1840 war er ein Schüler der einst in die Nähe Holzmindens verlegten Klosterschule von Amelungsborn. Er hat den Namen Kokenius seines Schulrates aus dieser Zeit überliefert, indem er in der Erzählung vom Odfelde seiner gedenkt. Von Holzminden ging Raabe auf das Gymnasium nach Wolfenbüttel. Nach Beendigung der Schulzeit trat er in eine Buchhandlung in Magdeburg ein. Vielleicht war es die, in deren Räumen sich dreihundert Jahre früher das Wirtshaus zum Goldenen Weinfaß befunden hatte, an der Ecke des Breiten Weges und des Weinfaßgäßchens. Jedenfalls reizte es ihn bald mehr, dort dem längst verhallten Gespräch zwischen Markus Horn und Christoph Alemann, den Kämpfern für des Herrgotts Canzlei, nachzuspüren, als an der Ladenbank und dem Kontorpult zu stehen. Er verließ daher 1854 Magdeburg und begann in Berlin litterarische, geschichtliche und philosophische Studien. Die Spreegasse,



Erstes Kapitel.

Ursprung und Ziele in Raabes Schaffen.

Wilhelm Raabe wurde am 8. September 1831 in Eschershausen im ostfälischen Lande des Herzogtums Braunschweig als Sohn eines Beamten geboren. Um 1840 war er ein Schüler der einst in die Nähe Holzmindens verlegten Klosterschule von Amelungsborn. Er hat den Namen Kokenius seines Schulrates aus dieser Zeit überliefert, indem er in der Erzählung vom Odfelde seiner gedenkt. Von Holzminden ging Raabe auf das Gymnasium nach Wolfenbüttel. Nach Beendigung der Schulzeit trat er in eine Buchhandlung in Magdeburg ein. Vielleicht war es die, in deren Räumen sich dreihundert Jahre früher das Wirtshaus zum Goldenen Weinfaß befunden hatte, an der Ecke des Breiten Weges und des Weinfaßgäßchens. Jedenfalls reizte es ihn bald mehr, dort dem längst verhallten Gespräch zwischen Markus Horn und Christoph Alemann, den Kämpfern für des Herrgotts Canzlei, nachzuspüren, als an der Ladenbank und dem Kontorpult zu stehen. Er verließ daher 1854 Magdeburg und begann in Berlin litterarische, geschichtliche und philosophische Studien. Die Spreegasse,

in der er wohnte, gab ihm den Rahmen für die erste von ihm veröffentlichte Erzählung. Er kehrte 1856 nach Wolfenbüttel zu seiner Mutter zurück; sein Vater war inzwischen gestorben. Seine ersten Dichtungen trugen den Autornamen Jakob Corvinus. Nachdem er sich verheiratet hatte, wohnte er von 1862—1870 in Stuttgart. Seitdem lebt er wieder in seinem heimatlichen Herzogtum, in der Stadt Braunschweig.

Es ist kein äußerlich wechselvoller Lebensgang, dessen Hauptlinien hiermit gezeichnet sind. Um so mehr lassen die Schriften, die Raabe inzwischen aus voller Hand bot, erkennen, ein wie reiches inneres Sein ihn erfüllt. Dies ist ein Gegensatz, aber kein Widerspruch. Die Liebe liest aus Auge und Antlitz der geliebten Person deren tief verborgene Gefühle, noch ehe sie sich in Handlungen kund geben. Dieser Scharfsinn der Liebe ist Raabes Grundfähigkeit. Er nimmt mit lebendiger Seele Anteil an allem Guten, dessen das Menschenherz fähig ist, und leidet mit allem Bösen, das es verschuldet. Und frei und unbeeinflußt von dem litterarischen und dem politischen Treiben, weiß er, wenn es so kommt, zwischen Lumpen und Knochen und altem Eisen den Seelenadel und hinter der feinen Sitte die Herzenshohlheit zu finden. Und weil er nicht bloß mitfühlt, sondern mitlebt, und weil er von seinem freien Standpunkt aus nicht bloß das Einzelne, sondern das Ganze schaut, muß er es in einem höheren und versöhnenden Dasein noch einmal bethätigen, also von neuem gestalten, d. h. dichterisch darstellen. Denn ein Leben, das innerlich Anteil nimmt an dem Schicksal der Menschen, kann nicht rasten, sondern muß schaffen und geben; und ein Mit- und Ausleben mit dem Ganzen geht nicht auf in dem flüchtigen Einzelschicksal, das sich irgendwo

einmal ereignet. Solches Schaffen und Geben bedarf eines ruhigen Blickes und einer sicheren Hand. In dem Gewirr der Parteien, im lauten Hin und Her der Tagestriumphe, in dem hastigen Drängen zwischen Altem und Neuem wird manche Wurzel, mit der der Einzelne im Sein haftet, ohne Erbarmen zerrissen. Wer indessen mehr abseits von den Gärungen der Zeit steht, ohne darum in Herz und Hirn ihnen fremd zu bleiben, kann viele sonst unhörbare Pulsschläge der Menschengeschicke vernehmen, weil keine Faser, durch die er mit dem Wesen und Wirken der Welt und des Lebens zusammenhängt, sich in ihm abstumpft. Eben dies ist bei Raabe der Fall.

Er erscheint in all seinen Schriften daher als ein Dichter, dessen Blick unverwandt in die Tiefen des menschlichen Lebens gerichtet ist, um sie in einer durch Denken geläuterten Anschauung nach ihrem wahren Sein und Wert zu erfassen. Dies kennzeichnet seine Stellung zur Zeit und zur Litteratur.

Wie von selbst gilt unser erstes Interesse der Beziehung des Dichters zu der politischen und sozialen Lage der Dinge; denn sie bestimmt das öffentliche und das private Leben der Menschen und liegt daher seiner Beobachtung immer am nächsten. Sie kann ihm Stoff geben, der ihn zu dichterischem Aufschwung begeistert; sie kann aber auch seinen Flug hemmen, indem sie ihn mißmutig macht. Sie kann dahin wirken, ihn fest mit Heimat und Vaterland zu verbinden; sie kann ihn zwingen sich abzuwenden. Die Entwicklung, die er sie nehmen sieht, entscheidet darüber.

Raabes Schriftstellerlaufbahn fällt in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts. Im Vordergrunde der politischen und sozialen Bewegungen dieser Zeit steht eine Um- und

Neugestaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung. Leider ist dabei vorläufig die einzige treibende Kraft die Überzeugung, es müsse und werde im Leben der Völker vieles sich ändern, damit die Flut der andringenden Not und Bedrückung aufhöre, sich der Ansturm des vielgestaltigen, aus der Gelegenheit Nutzen suchenden Pöbels lege, höhere Menschenwürde und bessere Gerechtigkeit Raum finde. Aber niemand vermag eine Spur von dem, was bevorsteht, vorauszusehen; sogar die Einbildungskraft ist zu schwach, ein halbwegs befriedigendes Bild zu entwerfen. Daher soviel Unsicherheit und Mißtrauen, soviel sittliche Zerfahrenheit, soviel Gewinnsucht und Roheit, ohne die es die sozialistischen Umtriebe mit ihrem Feldgeschrei gegen alle wahre Kultur nicht so weit gebracht hätten. Unter solchen unerquicklichen Eindrücken kann der Dichter sich nicht versucht fühlen, die politischen und sozialen Zustände um ihrer selbst willen sich als Stoff zu wählen. Zuweilen hat er sogar nur den Ausweg, sie ganz zu meiden. Raabe sagt über seinen im Anfang der Gründerjahre geschriebenen Christoph Pechlin: „Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe um die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen? Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber freiwillig den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein."

Doch es giebt auch Oasen in der Wüste. Die deutschen Einheitsbestrebungen vor 1866 und 1870, das kühne und kraftvolle Eingreifen Bismarcks und die klare und feste Art Wilhelms I., der Ruhm der Führer und Kämpfer im Schlacht-

felde und die äußere Erstarkung Deutschlands verbürgen noch einige Thatkraft. Von hier strömt Wärme aus, die auch Raabes innere Teilnahme für unser Volk und dessen Geschichte stärkt. Darum blickt er oft rückwärts nach dem, was hinter uns liegt. Sein Interesse hängt jedoch nicht an alten und abgestorbenen Resten, die der lebendigen Gegenwart fern liegen. Denn indem er gern Zeitumstände der letzten vierhundert Jahre schildert, weilt er bei einem Abschnitt unserer Vergangenheit, der noch in wichtigen Verzweigungen fortdauert; und wenn er unsere Ahnen am liebsten vorführt, wie sie in schwierigen Lagen aushielten, wie sie litten und stritten, nicht wie sie friedlich und fröhlich waren, so geschieht es, weil er mit der vielfachen Not und der unabgeklärten Gärung der eigenen Zeit vertraut ist. Diese selbst kommt oft genug außerdem zu ihrem Rechte bei ihm. Kein wichtiges Ereignis, das wir erlebt haben, fehlt. Unsere Siege und unsere Parteikämpfe, unsere Arbeiterwirren und unser Gewerbsleben werfen Licht und Schatten in seine Dichtungen. Er hat stets die Mahnung befolgt, die er in der Erzählung Prinzessin Fisch Professor Drüding dessen scheidendem Zögling Theodor Rodburg aussprechen läßt: „Auf deine Zugehörigkeit zu dem ehrbaren, tapferen, arbeitsamen, in seiner Grundfeste nimmer zu erschütternden Volke der Deutschen wünsche ich dich hiermit noch einmal eindringlichst aufmerksam zu machen. Gedenke zu jeder Zeit, welch eine uralte erstaunliche Ehre du auf dieser völkerwimmelnden, völkerschaffenden, völkervernichtenden Erde mit zu bewahren, vermehren und verringern vermagst.“ In gleichem Sinne heißt es über die nationale Pflicht litterarischer Arbeit in der Chronik der Sperlingsgasse: „O, ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und

schreibt nichts, euer Volk zu entmutigen, wie es leider von euch, die ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaft führt, so oft geschieht! Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen." Raabe fügt dann hinzu: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen!" Daher zeugen immer, möge er in der Gegenwart oder in der Vergangenheit weilen, die Innigkeit, womit er sich überall in das stille Walten des Volksgemütes versenkt, und der Humor, in den er meist das Ganze oder das Einzelne taucht, von seiner Treue und seinem Vertrauen zu deutschem Fühlen und deutschem Sein.

Trotzdem erwarten wir nicht, das Beste des Dichters darin zu finden. Denn nicht in dem, was er von Volk und Zeit erhält und an Volk und Zeit geläutert zurückgiebt, sondern in etwas, das er für Mit- und Nachwelt aus seinem eigenen Innern neu schafft, besteht seine Größe. Was Raabe hauptsächlich darbietet, liegt in der Art, wie sich in seiner Anschauung und seinen Worten, in seinem Denken und seinen Werken menschliches Leben und menschliches Sterben, menschliches Weh und menschlicher Trost offenbaren. Auch hierin spiegelt sich seine Zeit; aber nicht als ein Bild, das er hinnimmt und nachformt, sondern nur durch die Anregung, die er empfängt, um in und mit seinem Geiste ein unserem Auge bisher Verborgenes uns zu enthüllen, als Dichter ein Seher und durch seine Sehergabe ein Dichter.

Die deutsche Philosophie der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts weist eine wichtige Errungenschaft auf. Es gelang Schopenhauer, den unhumanen und oberflächlichen Optimismus früherer Zeit zu besiegen. Niemand kann es seitdem

mehr ernstlich wagen, die Not und die Schwachheit des Lebens so obenhin wegdisputieren zu wollen. Wir dürfen sogar mit derselben Gewißheit, mit der wir annehmen sterben zu müssen, den Schluß ziehen, es könne kein Leben ohne Schuld und Schmerz, ohne Hemmung und Unvollkommenheit geben. Wie weit Raabe in der Verfolgung dieses Gedankens Schopenhauer verpflichtet ist, kann er nur selbst wissen. Fest steht, man darf ihn nicht, wie einige gethan haben, als einen Anhänger des Philosophen betrachten. Aber der Name Schopenhauers muß hier genannt werden, weil sich an ihn das Verdienst knüpft, jenem Gedanken zum Durchbruch verholfen zu haben, und weil der mit ihm besiegelte Vorstellungskreis populär wurde, kurz bevor Raabe als Schriftsteller auftrat. Im übrigen standen dem Dichter ja außer der Lehre des Philosophen die Thatsachen, die sich ihm in der politischen und sozialen Not der Zeit darboten, zur Verfügung; denn auch für seine Hauptleistung ist die Teilnahme, die er für das Schicksal des Volks und des Einzelnen hegt, in Rechnung zu bringen. Von dem besonderen Leid, das er wahrnahm, drang er zur Wurzel des Leides im allgemeinen. Das Wichtigste mußte er dabei selbst thun. Schopenhauer geriet in den Fehler, eine Logik praktischer Folgerungen entwickeln zu wollen, ohne den Kreis der Erfahrungen zu erschöpfen und die Begriffe streng innezuhalten. Aber es lag überhaupt kein Problem der Wissenschaft vor. Es kam darauf an, den Blick klar auf den Grund des Lebens zu richten, — zu sehen, wie alles Weben und Wesen in ihm, vom Standpunkt des Leides betrachtet, den Lebenstrieb rechtfertigt und den Lebensmut aufrecht erhält.

So viel ist nämlich gewiß, das Leben entschließt sich

im allgemeinen nicht, auf sich zu verzichten. Daher entsteht die Frage, ob sich die Wirklichkeit in der Dichtung selbstgenugsam erweist, und wie sie sich außer ihr mit ihr abfindet. Am besten versteht man Raabes Auffassung in diesem Punkt aus dem Gegensatze zu anderen.

Das Leben kann in der Dichtung auf einem Gipfel erscheinen, der die Alltäglichkeit weit überragt. So in der Braut von Messina. Dadurch entsteht ein schroffer Gegensatz zu der Wirklichkeit. Aber er wird von vornherein als selbstverständlich empfunden und überrascht nicht. Die Ideale sind durch die Höhe bedingt, auf der das Leben thront; und die Wirklichkeit hat Anteil an ihnen in der dichterischen Anschauung, der sie sich hingiebt. Die Ruhe des Gemütes gerät dabei keinen Augenblick in Gefahr. Die Vertiefung in die Dichtung ist eine Weihestunde, die den Werktag wohlthuend ablöst; aber dieser selbst fühlt sich ihr nicht weiter verbindlich, denn er gehört einer ganz anderen Sphäre an.

Die Dichtung kann ferner ihre Ideale auch in der Alltäglichkeit finden, nur verborgen unter allerlei Unvollkommenheiten. Ob sie dann diese ganz abstreift und wegthut oder wenigstens sehr in den Hintergrund drängt, wie in Hermann und Dorothea, oder ob sie überall zugleich Spuren von den Lumpen der Alltäglichkeit hängen läßt, wie im Vikar von Wakefield, stets sind die Wirklichkeit und die Dichtung in Einklang, da das Hohe als in jener selbst liegend, aus ihr erwachsend und in ihr thätig angeschaut wird. Die Ideale werden durch die Dichtung nur offenbar gemacht, im übrigen bestehen sie unabhängig davon. Diese Gewißheit bringt eine ruhige Zufriedenheit. Die aus der Vertiefung in die Dichtung gewonnenen Bilder erwachen wieder, wo Verwandtes in der Alltäglichkeit vorkommt; und wo sie nicht ausreichen,

das Dasein von Idealen daselbst erkennen zu lassen, geben sie immer noch einen Ausblick auf die Möglichkeit solcher.

Raabes Erzählungen bieten nun keine der beiden geschilderten Arten dichterischer Lebensanschauung dar, sie enthalten vielmehr in gewissem Sinne Elemente der einen und der anderen gemischt. Sie erheben sich nie zu den Ätherhöhen, auf denen man nichts von den kleinen und großen Mühseligkeiten weiß, durch die sich die Menschen hier unten ihre Wege suchen und bahnen müssen. Trotzdem ist in ihnen das Hohe und Edle sehr selten fähig, so ohne weiteres aus der Vergänglichkeit, die es verhüllt, hervorzutreten. Überall leuchtet es auf, nicht weniger schön unter häßlichem Schmutz als in heiterer Umgebung; es waltet im dumpfigen Armenhause und im feinen Salon, es liegt im Vagabundenkittel am Graben der Landstraße und schreitet zwischen blühenden Bosketts im Garten des reichen Bankiers einher, es lebt im Gassenlärm europäischer Hauptstädte und in der Wildnis des amerikanischen Westens; es lacht und es weint, es jubelt und klagt, es kämpft und es siegt. Aber es kann nie ganz den Erdenhauch, den es atmet, nie ganz die Leiden, die es bedrohen, nie ganz das Todeszeichen, das aller Zeitlichkeit eingeprägt ist, verleugnen; bis es sich entschließt, dessen inne zu werden, bis es bewußt Verzicht darauf leistet, anders als durch Enttäuschung und Schmerz ans Ziel zu gelangen, und gerade durch diese That mitten in aller Endlichkeit über die Endlichkeit selbst hinausweist. Da sich die Ideale also, obwohl erhaben über jeder irdischen Dürftigkeit gleich denen, für die Beatrice, Cesar und Manuel sterben, doch nie so unbedingt wie im Vikar und in Dorothea darstellen, können wir uns an dem Geist und dem Streben der handelnden Personen nicht schlechthin erquicken, um ungestört wieder an

unsere Tagesarbeit zu gehen. Die Dichtung selbst offenbart ja, wie es sich ihre edelsten Triebe und Thaten müssen gefallen lassen, von den Faktoren der Wirklichkeit immer von neuem durchkreuzt zu werden. Könnte nicht auch der bewußte Verzicht, durch den sie darüber hinweghelfen will, eine Täuschung sein und darum der Gegensatz zwischen ihr und der Wirklichkeit ewig unausgeglichen bleiben?

Diese Frage drückt das aus, was sich bei Raabe als Kern alles Leides aus der Betrachtung des Lebens ergiebt. Auch ist sie wesentlich und berechtigt. Sind nicht die Höhen, auf denen uns die ausschließlich erhabene Dichtung über die Nichtigkeiten des Alltags hinwegführt, verdächtig, da wir von ihnen doch immer wieder herunter müssen? Und rüttelt nicht wirklich das Kleine im Leben oft genug an dem Heiligsten in uns, so daß dieses in die Gefahr kommt zu wanken? Eine bessere Aussöhnung zwischen der Wirklichkeit und der Dichtung kann es daher nicht geben, als wenn es gelingt, in bewußtem Verzicht darauf, anders als durch Enttäuschung und Schmerz den Weg der Ideale zu wandeln, von der Pein des Schmerzes und der Enttäuschung befreit zu werden.

Nur darf man nicht glauben, es sei schon genug, die Notwendigkeit des Verzichtes bloß so erkannt zu haben. Was weder aus der Fülle des Gemütes quillt, noch mit der Kraft des Willens gewappnet ist, hofft vergebens, auf unser Leben Einfluß erlangen zu können. Also bedarf es, sobald die Verquickung von Hoheit und Niedrigkeit als eine Grundgestalt des Seins erkannt ist, einer von sicherem Gefühl getragenen That, um den klaffenden Zwiespalt zu überbrücken. Raabe läßt daher nicht bloß die Unvollkommenheit im Lichte des Strebens nach Besserem erscheinen

und weckt dadurch Mitgefühl mit jeder im Herzen Edles reifenden Niedrigkeit, sondern er stattet zugleich das Mitgefühl mit der frei gewählten Bereitschaft aus, die Unvollkommenheiten auf sich zu nehmen als Mittel, worin alles Große und Unvergängliche sich naturnotwendig bewähren muß. Die freie Wahl der Bereitschaft raubt der Niedrigkeit ihren Stachel und richtet den Blick über sie hinfort auf den höheren Zweck, dem sie dient, indem das Mitgefühl die Form des Humors annimmt. Dieser selbst wird dadurch gestärkt, daß er über das Kleine teilnehmend lacht, weil er nicht bloß überhaupt dessen Beziehung zu Größerem erkennt, vielmehr entschlossen ist, es aus freiem Antrieb um des Hohen willen zu thun und zu tragen. Das Größere und Hohe sind die in der Phantasie lebenden Ideale unseres Wissens und Wollens, nicht allein als ein über uns ragendes Reich, zu dem wir nacheifernd aufblicken, sondern vor allem als die treibenden Kräfte, die unser Denken und Handeln verklärend durchdringen. Das Kleine sind die Leiden und die Enttäuschungen, die hartnäckig an uns zerren, uns den Weg nach oben verlegen, den Lebensmut in uns erschüttern, die aber der Humor durchschaut und sich dienstbar macht, um unser Leben dadurch erst wahrhaft zu einem an der Wirklichkeit sich bethätigenden Leben im Ideal zu gestalten. Wenn so der Leser mit ganzer Kraft des Gemütes der Dichtung inne wird, kann er sich nicht von ihr zur Tagesarbeit zurückwenden, ohne das Antlitz der Welt und des Lebens völlig verändert zu finden. Denn nur durch jenen Entschluß und das ihn beherrschende Gefühl ist Einklang darin. Aber zugleich erwächst die Genugthuung, durch eine freie That des Menschengeistes den Abgrund, der die Wirklichkeit von der Dichtung trennte, geschlossen zu sehen.

Dies ist das Ziel, zu dem Raabe führt. Es kommt nicht in jeder von seinen Schriften, auch nicht überall in gleichem Maße zum Ausdruck, aber sein Streben im ganzen gipfelt in ihm. Er geht von der Größe der Not aus, die er in unserer Zeit sieht, und folgt dem Gedanken des Leides, den Schopenhauer ergriff. Er trägt also alles, was eine Anklage gegen den Kern des Lebens begründen könnte, zusammen. Trotzdem liegt dieser am Ende gerechtfertigt vor uns. Der an den Wurzeln des menschlichen Daseins fressende, sich von sittlicher Fäulnis nährende Pessimismus hat nun keinen Vorwand mehr. Und wie Raabe dahin gelangte, indem er philosophisch von Schopenhauer oder von dessen Gedankenkreis ausging, so mußte er sich litterarisch an Jean Paul anschließen. Denn nicht bloß weil die politische und soziale Tendenzdichtung um die Mitte unseres Jahrhunderts schon in den Hintergrund trat, auch weil es sich um Erhebung zum höchsten Allgemein-Menschlichen handelte, konnte nur ein Zurückgehen auf die Zeit unserer klassischen Dichtung helfen. Dabei kamen natürlich nicht Schiller und Goethe mit ihrer oft rückwärts nach dem Altertume gewandten oder die Breite des bürgerlichen Daseins gern vermeidenden Richtung, sondern allein Jean Paul mit seiner Vertiefung in das volle Leben der Gegenwart in Frage. Dies um so mehr, als inzwischen sich der Humor sein ästhetisches Recht erstritten hatte und das Hauptthema des Baireuther Dichters der Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit war. Aber wenn schon Raabe kein Anhänger Schopenhauers sein kann, da er Dichter und Humorist ist, konnte er noch viel weniger ein Nachahmer von Jean Paul werden, da der Konflikt zwischen Trieb und Leid des Lebens tiefer als der zwischen Ideal und Wirklichkeit geht. Anklänge, einige neben-

sächliche, giebt es bei ihm, doch nicht bloß an Jean Paul, sondern auch an andere, wie an Sterne, Goldsmith und Dickens. Der doppelte, philosophisch und litterarisch, geschichtliche Anschluß trieb zu einem geschichtlichen Fortschritt. Raabe verlieh dem Humor ein neues Gepräge. Er gebraucht ihn nicht als eine bestimmte Art, die Geschicke der Menschen dichterisch aufzufassen, woneben noch andere Arten bestehen können; er betrachtet ihn ebensowenig als eine Wendung, die mit den lächerlichen und thörichten Seiten des Lebens aussöhnt, ganz oder beinahe unbekümmert um dessen ernste und edle Züge; er führt ihn auch nicht bloß als Ausdruck thatenfroh schaffender und helfender Überlegenheit ein, die das Gefühl innerer Freiheit erhöht, ohne deswegen als Bedingung der Lebensfreude unentbehrlich zu sein. Sondern er steigerte ihn zu einem Gemütszustande, durch den der Lebenstrieb und der Lebensmut fähig werden, in Anschauung und Bethätigung des Lebens sich zu behaupten und zu bewähren.

Daher sind Raabes Erzählungen auch wirkliche Dichtungen. Dies bedarf besonderer Hervorhebung, weil sich die Gegenwart aus dem berechtigten, aber nicht selten falsch verstandenen Streben, auch auf dem freiesten Fluge der Phantasie die Wirklichkeit zum Kompaß zu nehmen, oft undichterisch gebärdet, wo sie dichterisch zu sein glaubt. Fragen wir nämlich nach Raabes Stellung in der heutigen Litteratur, so finden wir ihn etwas abseits der herrschenden Strömung. Aber deswegen ist er gerade imstande, der Entfremdung von aller Dichtung, der sich unsere Zeit schuldig macht, steuern zu helfen.

Was ist das Wesen der Dichtung? Wie soll sie wirken? Unsere unmittelbaren Wahrnehmungen offenbaren

uns nur die Oberfläche der Dinge, aber in der vollen Frische der Anschaulichkeit. Die Wissenschaft trennt darin das Subjektive vom Objektiven und zerlegt dieses in möglichst einfache Teile. Sie dringt so am Leitfaden der Erfahrung und der Schlüsse in das Innere der Dinge vor. Der Preis, den sie zahlen muß, sind die Anschauungen, die dahinschwinden, sobald ein einziges subjektives Element aus unseren Wahrnehmungen weggedacht wird. Die Welt erscheint danach in lauter farb- und klanglose Teile auseinandergelegt. Die Wissenschaft kann diese Stücke weder für das ganze Sein noch für den einzelnen Gegenstand zu einer Einheit verschmelzen, sie kann günstigenfalls nur ein logisches System daraus machen; denn der Begriff der Einheit ist diese nicht selbst. Trotzdem ist die Einheitlichkeit aller Gegenstände durch unsere Wahrnehmungen sicher verbürgt. Wir müssen also, wenn wir ein Bild von dem innersten Walten der Welt und des Lebens erhalten wollen, die vertriebene Subjektivität zurückrufen, um neue, durch die Erkenntnis geläuterte und vertiefte Anschauungen uns zu schaffen. Das heißt, wir können über die in der Empfindung zwischen Objekt und Subjekt und im Begriff zwischen Wirklichkeit und Unendlichkeit gähnende, alle Einheit spaltende Kluft nur hinweg, indem wir der Einheit und der Unendlichkeit in einem auf klarem Denken ruhenden Gefühl inne werden. Hier fängt die Dichtung an. Daher hatte Vischer recht, wie Ilse Frapan erzählt, immer wieder die Frage nach dem Problem, das eine Dichtung stelle und löse, abzuweisen. Sie scheitert an jedem Versuche dazu; denn ihr fehlt das Mittel strenger Begriffs- und Schlußfolge. Dafür steht ihr eine Unendlichkeit von Richtungen offen, Anschauungen zu gestalten, durch die sich der Geist in die Formen des Seins versenkt, —

durch die er ein Stück Ewigkeit lebt, um sich und die Welt weiter und tiefer werden zu fühlen. Darum erhebt sie auch. Freilich streben in neuester Zeit die Dichter oft das Gegenteil zu erreichen, weil sie glauben, nur so der Wirklichkeit treu zu verfahren. Sie geraten dann in die Wissenschaft, ohne imstande zu sein, ihr gerecht zu werden. Aber die Summe des Seins erschöpft sich nicht im Bereiche des sinnlich Wahrnehmbaren und in den Formen der Logik, es giebt auch Gemütsantriebe, die Anderes und Höheres zu erfassen und zu erfüllen trachten. Wenn es die Dichtung deshalb nicht mit der Wirklichkeit, soweit sie verstandesmäßig begreifbar ist, genug sein läßt, sondern deren Ergänzung durch eine vollkommenere, übrigens keineswegs jenseitige, sondern nach gleichen Gesetzen verfahrende Welt sucht, die sie daher aus sich selbst erst schafft, so wäre es Thorheit, dies nicht in Richtung der aufwärts strebenden Gedanken und Gefühle zu thun. Denn da unsere Ideale das Höchste sind, das wir besitzen, muß es ein Mittel geben, durch das wir in und mit ihnen die Welt anschauen und das Leben gestalten.

Raabe ist nun ein Dichter in der doppelten Bedeutung des Wortes. Er eröffnet uns einen Blick in den wahren und ewigen Grund alles Daseins, und er erhebt uns. Denn er teilt einen Schatz von Anschauungen und einen Reichtum des Seins mit, und er giebt darin Stoff zu fast ebenso vielen Ermutigungen für den Glauben an das Gute in der Menschennatur und an den Wert des Lebens. Auch er hat es wie die Neueren mit der Not und dem Elend, die das politische und soziale Unglück mit einbegreifen, zu thun. Doch er bleibt nicht an Trümmern und Thränen haften, sondern er sieht, was darunterliegt. Er erkennt, wie die Menschennatur auch in der Gebrechlichkeit nie ihre That-

kraft, in der Armut nie ihre Seelenfülle, in der Niedrigkeit nie ihre Hoheit verleugnet. Er richtet, gerade weil er dem Leid des Lebens ins Auge schaut, unseren Blick von den hohlen und häßlichen Masken vieler zeitgenössischer Schriftsteller auf eine reiche, Leben atmende und gewährende, im Guten unverwüstliche Wirklichkeit. Er schildert die Charaktere seiner Personen und die Lagen, in die sie kommen, zwar nach der Erfahrung, die er selbst und wir alle machen, aber nur um sie in dem aus der reinen und ewigen Tiefe der Dinge quellenden Lichte zu zeigen. In diesem Sinne verdient er das Urteil, in der besten Bedeutung des Wortes lebenswahr zu verfahren. Schon Homer beschreibt die Thaten der griechischen Helden, weil sich darin der Geist und die Größe des griechischen Volkes spiegeln. Bei Raabe tritt durch die Art, in der er Verwickelungen auflöst, in dem Ton, auf den er seine Schilderungen stimmt, die typische, ideelle Seite seiner Dichtungen ganz besonders heraus. Er sieht ja sogar in der Fähigkeit, die wirklichen Dinge mit der Phantasie zu durchgeistigen, also sie als Verkörperungen ewiger Ideen zu nehmen, die Quelle des wahren Glücks. Daher ist er ein Dichter hauptsächlich durch seine Welt- und Lebensanschauung und durch seinen Humor. Deshalb zieht er nicht in dem Troß einer litterarischen Sippe einher, sondern geht er besondere Wege.

Dies hat ihn freilich bis jetzt bloß zu einem kleinen Leserkreise gelangen lassen. Aber es ist das Schicksal alles Vorzüglichen, nicht leicht und schnell gewürdigt zu werden. Fassen wir die Leistungen, durch die er in der Zeit und der Litteratur hervorragt, zusammen, so müssen wir sagen: Er fördert über unsere schlechte politische und soziale Lage hinweg unsere Teilnahme und unser Verständnis für die Tüchtigkeit

unseres Volkes; er ist der poetische Ausleger Schopenhauers, ohne in dessen Irrwege zu geraten, und er wurzelt in der durch Jean Paul vertretenen Richtung der klassischen Zeit, sie fortsetzend; denn er vertieft die Form der erzählenden Dichtung und den Humor, da er darin die typische Bedeutung des Einzelschicksals scharf ausprägt und eine Aussöhnung zwischen dem Leid und dem Trieb des Lebens schafft; und er wird so zu einem der Zeit unentbehrlichen Mahner an eine das Leben durchdringende Auffassung von dem Wert und dem Wesen der Dichtung. Was wir zu oft bei den Dichtern vermissen, woher auch die Gärungen in der neuesten Litteratur stammen, sind Ernst und Würde. Was sollen die ästhetischen Spiele mit Gefühlen und Formen? Erkenntnis und Sittlichkeit reichen für die Praxis der Lebensführung nicht hin; auch die Dichtung muß in ihr wirksam werden und ihren Teil dazugeben. Bei Raabe thut sie es. Wie sehr er darin sein Ziel sieht, drückt er im zweiten Kapitel der Erzählung Horacker aus: „Da wird den Fenstern von tausend Leuten gegenüber ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute werden den Bau vom Ausheben der Kellerräume bis zum Einsetzen der letzten Glasscheibe mit Interesse verfolgen; aber neunhundertneunundneunzig von den tausend werden nur sagen: Das Haus gefällt mir! — oder: Das Haus hat meinen Beifall nicht! — jedenfalls aber: Das gäbe eine Wohnung für mich — da könnte ich mein Sopha — meine Bibliothek — meine Schränke aufstellen, und die Aussicht ist auch ganz hübsch! — und — unter den tausend ist einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen: Was alles kann in diesem neuen Hause passieren? Dieser eine sieht aus

seinen wohlgezimmerten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen, die Zimmermannsarbeit und Maurerarbeit da drüben hinein, lehnt die Stirn an seine Fensterscheibe, die dünne Glaswand, die ihn von dem Drüben trennt, und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen einen schreiben wir heute und haben wir immer geschrieben."

Danach müssen mithin Raabes Schriften beurteilt werden. Überhaupt kommt es bei der Besprechung einer Dichtung am ersten weder auf den psychologischen Ursprung aus der Seele des Dichters noch auf den sonstigen Zusammenhang mit dessen Entwicklung, weder auf litterargeschichtliche Umstände noch auf technische Eigentümlichkeiten an; die Hauptsache sind vielmehr die Idee der Dichtung und deren Gepräge, die Beziehung ihres Inhalts zum wirklichen Sein und ihre Bedeutung dadurch für uns. Gerade weil es der Zeit so sehr an der Fähigkeit fehlt, sich einer Dichtung ganz hinzugeben, sie mit ins Leben hinüberzunehmen und dort ihren Pulsschlag am Pulsschlag des Tages zu messen, muß die Besprechung selbst diese Hingabe üben, um sie anderen mitzuteilen. Sie ist dann eine wahre Vermittlerin zwischen dem Dichter und seinen Lesern. Auch tadeln darf sie und muß sie. Doch weniger wo der Dichter vielleicht im einzelnen in einer Charakterdurchführung oder in einem Punkt seiner Fabel fehlt, als wo er im ganzen nicht der echten Wirklichkeit oder unserem idealen Bedürfnis gerecht wird; etwas wo man wohl eine Förderung der Zeit und des Lesers bei ihm erwarten möchte, die er nicht giebt, aber besonders wo er die Zeit und den Leser zu hindern droht, ihre idealen Antriebe frei zu entfalten. Auch bei Raabe kann nicht alles als unantastbar gelten. Manche seiner Dichtungen mögen ruhig

künftiger Vergessenheit verfallen. Ihr Urheber ist reich genug, um es getrost mit ansehen zu können.

Sein Reichtum scheint in der That unerschöpflich zu sein; so groß ist die Zahl der Erzählungen, die er geschrieben hat. Sie lassen sich nach ihrem Inhalte ohne Zwang in drei Gruppen teilen: erstens in solche, die einen geschichtlichen Hintergrund haben, dessen Wogen näher oder ferner herandringen; zweitens in mehr allgemein und lebensphilosophisch, ganz oder vorwiegend ernst gehaltene, deren Zeiten die letzten Jahrzehnte sind, oder in denen die Zurückdatierung in eine frühere Vergangenheit nicht weiter wesentlich ist; drittens in rein humoristische, die teilweise sogar ein ausgelassen frohes Gepräge tragen. Im Geiste des Dichters bilden alle drei Gruppen ein einziges Ganzes. Aber es erleichtert die Übersicht über die Fülle des Stoffes und seine Gliederung, sie getrennt zu betrachten.



Zweites Kapitel.

Eine rein geschichtliche Erzählung.

Die Teilnahme für unser Volk und unsere Geschichte und die Überwindung jedes leidvollen Zwiespalts im Leben durch den Humor sind der Grund und der Gipfel in Raabes Dichtungen. Volk und Geschichte waren der Boden, aus dem sein Mitgefühl für das über aller Besonderheit liegende Menschheitliche emporwuchs. Daher fing er sein dichterisches Schaffen bei ihnen an. Er that es eher, als andere unter den neueren Autoren geschichtliche Bilder in Form des Romanes entwarfen. Schon 1849, fünf Jahre bevor er sein erstes Buch schrieb, begann er den Stoff zu sammeln, aus dem die Erzählung Unseres Herrgotts Canzlei entstanden ist. Sie erschien dreizehn Jahre danach. Ihr Zweck ist, eine Schilderung aus der Mitte des Jahrhunderts der Reformation zu geben.

Unseres Herrgotts Canzlei ist Magdeburg. Es hat die Anerkennung des Interims verweigert, weshalb es geächtet ist. Herzog Heinrich der Jüngere hat eben die Belagerung seiner Landesstadt Braunschweig aufgehoben, und ein Teil des entlassenen Kriegsvolkes hat sich um den Mecklenburger

Herzog Jürgen gesammelt, um gegen Magdeburg vorzurücken, zu dessen Belagerung Kurfürst Moritz von Sachsen erwartet wird. Alle Magdeburgischen, die vor Braunschweig gelegen haben, sind durch Markus Horns Zuspruch gewonnen, sich ihrer Vaterstadt anzuschließen. Es ist Mitte September 1550; sie kehren auf ihrem Marsch in den Krug zum Magdeburger Kranz ein, der auf der Straße von Braunschweig über Halberstadt nahe vor Magdeburg liegt. Mit dieser Scene beginnt die Erzählung.

Markus Horn ist der Sohn des Ratmannes Ludolf Horn. Er ist zusammen mit Regina Lotther, deren Vater gegenüber vom Hornschen Hause eine Buchdruckerei besitzt, und die schon früh ihre Mutter verloren hat, aufgewachsen. Als Student in Leipzig hat er sich zum Kampfe gegen die Lutherischen hinreißen lassen und deshalb vom Vater einen zornigen Brief erhalten. Seitdem ist er fern vom Elternhause geblieben und unstät umhergezogen. Nun kehrt er reumütig heim. Aber der Alte ist unerbittlich und weist ihn zurück. Er steht daher schon auf dem Punkte, Magdeburg wieder den Rücken zu kehren und zu den Feinden zu eilen, als ihn sein Jugendfreund Christoph Alemann bei seinem ersten Vorsatze festhält. Er wirbt die Lagergenossen von Braunschweig als Kriegsknechte und wird ihr Rottmeister unter dem Oberst Ebeling Alemann.

Insgeheim bewegt ihn noch ein besonderer Grund. Er hat beim Eintritt in seines Vaters Haus dort den Leutnant Adam Schwartze sich Regina vertraulich zu nähern versuchen sehen, während diesem wieder Reginas Blick und Haltung zu Markus aufgefallen ist. Von Stund an betrachten sich beide als Feinde. Auch Schwartze wirbt Kriegsknechte in der Stadt. Aber sein Hauptmann Springer und

er sind Verräter. Springer veranlaßt einen offenen Kampf an der Ohre bei Hillersleben, der die Magdeburgischen in die Hände Jürgens treibt, dessen Andringen sie erliegen; und Schwartze unterhandelt heimlich mit Moritz von Sachsen, als die Belagerung im Gang ist. Beide streben danach, die Wirren der Zeit zu benutzen, um sich in die Höhe zu bringen.

Inzwischen schleicht hinter Schwartze die Rache in Andreas Kritzmanns Gestalt einher. Er hat diesem, der von vornehmer Abkunft ist, jedoch es absichtlich verbirgt, die Braut durch Hinterlist abwendig und zur Kindesmörderin gemacht. Von Ulm, wo die Unthat geschehen ist, hat Kritzmann den Leutnant unablässig verfolgt; mit Markus Horns Kriegsgenossen ist er in Magdeburg eingezogen; auf dem Jakobsturm hat er als einsamer Schütze Posten gefaßt. Oft ist er von dort heruntergestiegen und Schwartzes Spuren gefolgt, schon mehrmals hat er ihn durch ein halb geisterhaftes Eingreifen an verräterischen Schritten gehindert. Da schlägt eine Kugel in seinen Turm, und ein Stein, den sie losreißt, trifft ihn zu Tode. In der Sterbestunde spielt er ein beschriebenes Papier in Reginas Hände, mit dem sie sich in dem Augenblick, als Schwartze glaubt ihre Hand begehren zu können, dessen erwehrt. Er läßt darauf durch den Prediger Johannes Stengel von der Sankt Jakobskirche Markus und Regina, die sich bei der Verteidigung der Stadt am Krökenthore verlobt haben, was indes der noch immer dem Sohne grollende Ratmann nicht anerkennen will, holen und offenbart ihnen Schwartzes Verrat und Geheimnis, Markus um Rache beschwörend.

Doch schon haben Springer und Schwartze zu viel gewühlt, so daß es in Magdeburgs eigenen Mauern zum

Aufruhr kommt. Zwar gehen die Verräter selbst bald zu Grunde, besonders erliegt Schwartze, noch bevor er den letzten Atemzug thut, geistig und sittlich, da Kritzmann mit unheimlich heimlichen Zeichen, durch die er ihn an das Verbrechen in Ulm erinnert, sein Gewissen martert; aber auch Markus, der tapfer an der Ohre standgehalten, sogar den von einer Hellebarde beinahe getöteten Lotther gerettet hat, — der bei dem glücklichen Überfalle der Ritter und Junker in Ottersleben und bei der kühnen Gefangennahme Jürgens am Siechenhof mit am Werke gewesen ist, — der die Schanze zwischen dem Ulrichs- und Krökenthore genommen und eine feindliche Fahne erbeutet hat, sinkt, im Begriff den letzten Rest der Meuterei zu ersticken und an Schwartze Vergeltung zu üben, im Zsisekenbauer, von einem Hammerschlag schwer getroffen, zusammen. Noch kurz zuvor hat er das Rathaus erfolgreich verteidigt und seinen Vater beschützt, der endlich versöhnt ist.

Eine lange Krankheit kommt über ihn, doch seine kräftige Natur widersteht. Unterdessen neigt sich die Belagerung zum Ende. Am neunten November 1551 empfängt Moritz von Sachsen den Huldigungseid Magdeburgs. Alles Sturmgeläut schweigt, Markus und Reginas Hochzeitsglocke erklingt. Hiermit schließt die Erzählung. Es folgen nur noch kurze Mitteilungen über Leben und Tod in den beiden Familien Lotther und Horn.

Wir sehen, die Belagerung Magdeburgs, der Volks- und Zeitgeist, der aus ihr spricht, die Bedrängnis, die sie heraufbringt, und die Thatkraft, die sie hervorruft, stehen im Vordergrunde der Dichtung. Was die Menschen leiden, und was sie wirken, kommt nur in Betracht, sofern es zum Schicksal der Stadt Beziehung hat, deren Stellung er-

schüttert oder befestigt. Am besten erkennt man dies, wo der Schmerz und die Lust, der Haß und die Liebe des Einzelnen rein privater Beschaffenheit sind. Ob sich Vater und Sohn versöhnen, braucht nicht davon abzuhängen, ob Magdeburg siegt oder fällt; aber ihr Zwist führt den Bürgern eine Schar unerschrockener Mitkämpfer zu, da die Reue des Sohnes, gefehlt zu haben, seinen Wunsch nach Aussöhnung weckt. Wenn ferner Frau Margaretha, des Ratmannes Horn Hausehre, über die Abtrünnigkeit ihres Sohnes jammert, so ist dies nichts als ein Wehelaut unter den vielen, in denen die Not der Zeit und der Stadt sich äußert. Und wenn Regina nach der Abweisung, die sie hat Markus von seinem Vater erfahren sehen, in ihrer einsamen Kammer klagt, so wird sie weit übertönt von dem Waffengerassel, das im übrigen Hause die Rüstung des alten Lotther und seiner Gesellen zum Zug an die Ohre verkündet. Auch Markus und Reginas Verlobung am Krökenthor scheint nur dazusein, um des jungen Horn Siegesmut zu erhöhen. Und Reginas Geständnis ihrer Liebe zu Markus, das sie in stiller Stunde der Frau Margaretha ablegt, besonders die Freude, die diese darüber ausdrückt, ist wie ein Vorklang zum Jubel der Bürgerschaft über den bald darauf folgenden Fang in Ottersleben. Gar Haß und Rache Andreas Kritzmanns haben mit Interim und Belagerung erst recht nichts zu thun; dennoch verdankt des Herrgotts Canzlei ihnen vierhundert Treffer, die der fremde Schütze vom Jakobsturm in die Feinde sendet, — dennoch bewahren sie die Altstadt vorm Äußersten, das die Verräterei Schwartzes herbeiführen könnte. So ist immer das größere Allgemeine die Hauptsache, der das kleinere Besondere dient.

Daher ist auch alle Charakteristik eine der ganzen Zeit,

nicht des einzelnen Lebens, d. h. sie führt die Personen wesentlich nur als Zeugen ihres Jahrhunderts vor. Die Luft ist voll von Reformation und Krieg. Niemand ist sicher, so friedlich heut jeder sich halte, nicht morgen zum Kampfe bereit sein zu müssen. Dies macht die Gemüter ernst, die Gesinnungen streng, den Willen straff. Darum wird Ludolf Horn, der erfüllt ist von Verantwortlichkeit im Dienst einer heiligen Sache, nicht bloß gegen Markus, sondern auch gegen sich selbst hart; denn er leidet unsäglich unter der Strafe, die er über den eigenen Sohn verhängt. Kaum weniger schwer tragen an dem Gedanken, was sie der Zeit schuldig sind, die Männer, die in Wort und Schrift die Rechte des lutherischen Glaubens verfechten, und die wir im Hause des Ratmannes Horn ein- und ausgehen sehen, die Ulrich, Flacius, Gallus, Alberus. Ebenso entschlossen treten die Jünglinge auf; nur ist ihnen außer Markus, der ja als halb Verbannter allein steht, bei ihrem Alter der Ernst zugleich Lust und Vergnügen, da es für ihren Trieb zur Fröhlichkeit keine andere Befriedigung giebt. Neben ihnen kämpfen die älteren Anführer bedächtiger, besonnener. Um so mehr erinnern sie daran, wie lange schon und wie weit die Welt in Wetter des Krieges gehüllt ist. Dasselbe gewahrt man, wenn man zu Rolle in den Krug zum Magdeburger Kranz geht und den Reden der von Braunschweig kommenden Söldner lauscht, oder wenn man dem Treiben beim Wirte zum grauen Gugelfrantz im Zsisekenbauer zuschaut, wo Markus und Schwartze Kriegsknechte werben. Die Leute machen aus der Not der Zeit ein Geschäft und schlagen sich im wahren Sinne des Wortes durchs Leben. Aber sie kennen auch Opfermut; wie Bernd Kloden, als er den bewußtlosen Ludolf Horn aus dem Getümmel des Auf-

ruhrs vors Rathaus rettet und dann unter Spießen und Kolben tot hinfällt. Schlimmer suchen Springer und Schwartze um jeden Preis ihren Vorteil, begleitet und angestachelt von Springers Courtisane Johanna von Gent, einem Weibe, das den in ihr glimmenden Funken besserer Leidenschaft in der Zuchtlosigkeit des Lagerlebens verpufft. Sie trotzt der Sitte der Zeit, die es den Frauen mehr nur gestattet, mit ihren Männern zu leiden und ihnen zu dienen, ohne darum ihnen Würde und Selbstvertrauen zu nehmen. So schaltet und schafft Margaretha im Hause in stiller Geduld; so verteidigt Regina mit fester und mutiger Rede Markus, der nicht zugegen, vor seinem Vater. Nur Kritzmann und der lahme, blödsinnige Friedel, der jenem die Kugeln reicht, stehen abseits. Doch müssen auch sie, obgleich in ihrer Düsterheit und Unheimlichkeit den Interessen, von denen die Menschen ringsum erregt werden, fern, den Ereignissen ihren Tribut zahlen.

Dies alles stellt die Erzählung getreu dem Wesen der Wirklichkeit dar, weil schlicht in der Form, mehr nach Art eines alten Chronikenschreibers als eines psychologisch tastenden neueren Dichters. Wohl mögen viele sich von der Glätte, dem Glanz und der Buntheit anderer geschichtlicher Romane stärker angelockt fühlen; indes wenn sie länger dabei verweilten, gewahrten sie oft, wie die Glätte stumpf, der Glanz matt und die Buntheit fahl werden. Aber je mehr und je ruhiger wir Unseres Herrgotts Canzlei uns hingeben, desto unmittelbarer schauen und erleben wir ein wirkliches Stück Geschichte. In anziehendem Bilde zeigt sich uns das Jahrhundert, das die Arbeit der neuen Kultur, die Befreiung und die Vertiefung des geistigen und sittlichen Lebens für alle, zuerst entschlossen in Angriff nahm.

Raabe spricht in dem letzten der kleinen Gedichte, die als ein Motto immer den Inhalt eines Kapitels zusammenfassen, den Wunsch aus, Deutschland möge bald unter einen einzigen Hut kommen. Dies ist inzwischen geschehen. Aber es ist nur mehr eine untergeordnete Äußerlichkeit im Verlauf jener Arbeit. Wir sind noch nicht einmal sicher, nie wieder das Wort, das Raabe auf das Jahr des schmalkaldischen Krieges anwendet, sich erfüllen zu sehen, das deutsche Volk sei wie gewöhnlich erkoren gewesen, für das Heil der Menschheit ans Kreuz geschlagen zu werden. Die Hauptsache ist, ob es Kraft hat, die nächsten Krisen und Störungen zu überwinden. Sein Inneres darf nicht zerfressen und faul werden. Gerade dahinein öffnet der Dichter uns einen Einblick, der wohl der wahre Grund ist, warum die Schlichtheit seiner Erzählung so anziehend wirkt.

Als, kurz nachdem Markus Horn aus seines Vaters Hause verwiesen ist, sich die Kunde verbreitet, Wanzleben sei von den Jürgenschen Söldnern in Brand gesteckt, ertönt durch die Stille der Nacht von einer Frauenstimme, nicht wohlklingend, aber klar, ein Luthersches Lied. Als es dann rüsten heißt zum Zug an die Ohre und sich die Kampffähigen sammeln und ordnen auf Straßen und Plätzen, lauschen die anderen alle, Männer und Frauen, in den Kirchen Trost und Ermahnung spendender Rede, sich in Andacht eins wissend mit der Zeit und den draußen. Und als der Zug vor den Thoren Magdeburgs über die Landstraße zieht, da weht uns aus dem stets leiser Werden des Stimmengewoges und aus der scheinbaren Endlosigkeit der Schar der feierlich hohe Ernst an, der die Gemüter bewegt. In heutiger Zeit müßten freilich sich solche Regungen anders äußern. Dies macht jedoch hier keinen Unterschied. Das

Wichtige ist, der Dichter fühlt und formt sie aus der Seele des Volkes, so daß wir sie mitfühlen.

Welchen unzerstörbaren Reichtum an Tüchtigkeit er dort innen findet, beweist er am besten, indem er es wagt, seinen Humor daran zu erproben. Er scheut sich nicht, uns den Doktor Alberus als einen gelegentlich recht verbohrten Gelehrten vor Augen zu führen, der bei der traurigen Heimkehr der Kämpfer vom Ohrefluß sich im Gewühl der Bürger und Bürgerinnen zu ihrem Trost, wie er glaubt, in einer Rede über die Unglücksepochen der Völker und der Geschlechter ergeht und vorrechnet, wie dem fürstlichen Hause Sachsen das siebente Jahr stets verhängnisvoll werde. Der Dichter darf dabei überzeugt sein, wir wissen, wie der Doktor der Mann ist, zum andernmal in rechter Stunde ein passendes Wort in die Welt zu senden. Ebenso unbedenklich schildert er ihn mit seinem Freund Ehrn Gallus in ergötzlichem Staunen über das Wetterleuchten aus Weiberaugen, das sie sehen, als Regina mit freimütigem Wort im Hornschen Hause für Markus eintritt. Beide verlieren darum nichts an Würde und Größe, sie rücken bloß menschlich unserem Blick näher. Endlich am meisten und herzlichsten läßt uns der Dichter über den Buchdrucker Michael Lotther lachen, über seine Großsprecherei in Sachen des Kampfs und der Waffen, die an der Ohre bitter bestraft wird, und über seine Narrheit mit Schwartze, dessen Helm und Degen ihn blenden. Aber er thut es, um uns zugleich zu verstehen zu geben, wie viel Wert in dem lustigen Alten steckt, der der einzige zu sein scheint, dem noch ein Scherz in so drückender Zeit gelingt. Als Buchdrucker, meint Ludolf Horn, sei Lotther streitbarer denn als Soldat und liefere er stolzere Schlachten denn andere auf grüner Heide. Trotzdem ver-

teidigt er an der Ohre eine Fahne mit seinem Leben, entfaltet er bei dem Aufruhr Feldherrntalent, und schafft er den fast zu Tode getroffenen Markus nach Hause. Seinen Irrtum mit Schwartze gesteht er gern ein, sobald er den Leutnant erkannt hat. In komische Verzweiflung gerät er, als dieser ein Recht auf Regina zu haben behauptet; doch bleibt er dabei, seine Tochter dürfe zum Manne nehmen, wen sie wolle: „Nimm aber den Markus!“ In je drolligerer Lage der Dichter ihn zeigt, desto lieber gewinnen wir ihn.

Desto fester vertrauen wir auch unserem Volke, von dessen Fleisch und Blut ja er und seine Genossen sind. Sie rechtfertigen dieses Vertrauen. Sie erlangen Beseitigung der Acht, Begnadigung der Bürgerschaft und der Besatzung, Bestätigung aller Vorrechte, Freiheit vom Interim, freie Religionsübung. Stolz treten Bürgermeister, Schöffen und Hundertmannen auf dem Altstadtmarkt bis zum Bilde Kaiser Ottos dem Kurfürsten Moritz und seinem Gefolge entgegen. Und als sie beschwören sollen: „Nachdem sich die Stadt ergeben,“ geht durch die Menge ein Murren, Levin von Embden ruft laut: „Vertragen,“ und der Kurfürst neigt sich entblößten Hauptes und spricht: „Es ist vertragen, soll auch vertragen sein und bleiben.“

Hier reden Charaktervorzüge, die keine Zeit im Handumdrehen erzeugen kann, die also auch nicht einige Jahrhunderte zu zerstören vermögen. Die Gegenwart steht daher nicht bloß durch die Gemeinsamkeit der Kulturarbeit jenem Zeitalter nahe, sondern sie darf auch hoffen, schließlich die Kraft zu haben, einen Ruck vorwärts zu kommen. Dies ist die Erhebung, mit der wir Unseres Herrgotts Canzlei aus der Hand legen. Unser Volk wie das Buch, beide von unverwelklicher Frische.

Nicht das Ewige, das in allem Wechsel der Menschengeschicke sich Wiederholende, sondern das Zeitliche, das mit den Jahren Vergängliche bildet den Hauptinhalt dieses Buches. Raabe meint bei Gelegenheit, der gewaltige Hintergrund, auf dem die Schattenbilder seiner Erzählung vorbeizögen, überstrahle immer von neuem jene mehr oder weniger. Damit deutet er an, wie sehr das Jahrhundert selbst es ist, worauf seine Blicke gerichtet sind. Deshalb giebt er in Unseres Herrgots Canzlei eine rein geschichtliche Darstellung. Solcher Art ist unter seinen Schriften nur diese eine.



Drittes Kapitel.

Die Geschichte als Schicksal.

Noch in vielen anderen Erzählungen greift Raabe in die Vorzeit zurück. Indessen erscheinen dann nie die geschichtlichen Vorgänge an sich als die Hauptsache; sie entscheiden nur mehr oder weniger über alles, was die Personen thun oder leiden. Diese selbst sind meist nicht die wahren und wesentlichen Vollführer der politischen Thaten, aber als Volks- und Zeitgenossen von ihnen beeinflußt. Es ist vor allem eine vom Dichter oft sogar ausgesprochene oder doch angedeutete Frage, die er beantwortet: An wem kommen Segen und Unsegen der politischen Thaten am meisten zur Anschauung, an den wenigen, die sie veranlassen und vollenden, oder an den vielen, die, ohne wichtigen Anteil an ihnen zu haben, in ihre Kreise gezogen, Gutes und Schlimmes durch sie erleben? Die vielen als einzelne giebt es für den Chronisten, der die Ereignisse einer Zeit aufschreibt, oft überhaupt nicht; und wenn er sie nennt, geschieht es nur beiläufig. Daher nimmt sich der Dichter ihrer an und forscht in ihren Herzen und läßt sie vor unseren Blicken leibhaftig werden.

Aber da er zeigen will, wie ihr Glück und ihr Unglück von geschichtlichen Bedingungen abhängen, veranschaulicht er jedesmal klar auch den Schauplatz der Handlung und die Sitten der Zeit. Es gelingt ihm dies um so mehr, als die politischen und sozialen Zustände, die er beschreibt, meist irgendwie eine Beziehung zur Gegenwart haben. Er erhöht so die Teilnahme, womit er sich und den Leser mitten in die Sache hineinstellt.

In dem Glück oder Unglück selbst, das er schildert, handelt es sich nur selten um einen Ausgleich von Schuld durch Sühne. Denn wo das Gute und das Böse in der Menschennatur sich hauptsächlich an der als Schicksal erscheinenden Geschichte erproben sollen, würden die Fälle, in denen Verschuldungen erheblich mitspielen, den Blick allzu sehr auf die allein in den Handelnden liegende Ursache der Verwicklungen lenken. Mehr die Art und das Maß der Erprobung bestimmen daher hier die Aussöhnung zwischen dem Leid und dem Leben. Überhaupt was der Mensch aus dem macht, das über ihn kommt, bedingt erst den Wert seines Daseins. Die Verhältnisse, in denen er steckt, wozu nicht am letzten die geschichtlichen Umstände gehören, sind eine solche Gewalt. Ob es so, wie der Dichter seine Personen sich ihr gegenüber bewähren läßt, jemals geschehen sei, bleibt dabei gleichgültig. Bloß die Möglichkeit schon genügt, um die Ideale, die er in Wirkung setzt, als Kräfte zu rechtfertigen, die auch dem Andringen der politischen und sozialen Mächte standhalten.

Die früheste der hierher gehörigen Erzählungen ist Der Student von Wittenberg aus der Sammlung Halb Mär, halb mehr von 1859. Sie ist sogleich recht geeignet erkennen zu lassen, welche Bedeutung die Zeitumstände

für den Ausgang einer Lebensverwicklung zu haben vermögen. Was der Rektor Rollenhagen vor den Thoren von Magdeburg im Frühjahr 1595 auf dem Heimwege von einem Schülerausfluge seinen Söhnen Gabriel und Jonas und dem Magister Aaron Burckhart von seinem Freunde Paul Halsinger erzählt, würde in einem anderen Jahrhundert sich wahrscheinlich weniger tragisch abspielen. Aber damals, 1559, als Rollenhagen mit Halsinger, der in Wittenberg Medizin studiert hatte, von Mansfeld nach Magdeburg kam, war die Stimmung des Volkes zu sehr in Gärung, um nicht den Goldschmied Malco Guarnieri und seine Tochter Felicia aus Florenz, die Katholiken und Welschen, mit Mißtrauen und Haß zu betrachten. Und als Halsinger in Liebe zu Felicia entbrannte, aber von der mit Lucio verlobten Jungfrau nicht erhört wurde, als er daher nicht bloß hinsiechte, sondern sogar fast in Wahnsinn verfiel, war es nur zu begreiflich, daß die Leute Felicia für eine Unholde hielten, das Haus des Goldschmieds stürmten und anzündeten. Mit Malco und dessen Tochter kam Halsinger in dem Brande um. Das Grausige dieser Erinnerung steigt aus der Stille des Frühlingsabends wie verzehrender Feuerschein aus friedlicher Landschaft auf. Doch zu Hause findet Rollenhagen die freudige Nachricht von der bange erwarteten Geburt eines Enkels vor, und er sendet das fertige, seit Wochen harrende Manuskript seines Froschmeuseler an den Buchdrucker Meister Andreas Gehn.

In noch schlimmere Wirren führt in Halb Mär, halb mehr die Geschichte Lorenz Scheibenhart, ein Lebensbild aus wüster Zeit. Der Erzähler ist 1595 in Braunschweig geboren. Sein Vater mußte in den Unruhen seiner Heimatstadt Kopf und Leben darangeben. Seine Mutter

wanderte dann mit ihm nach Wolfenbüttel, wo er ein Schreiber wurde. Aber die Liebe zu der schönen Susanna Roden, um die ihn der schmucke Reiter Levin Sander betrog, trieb ihn hinaus in den Krieg. Bei der Belagerung von Wolfenbüttel war er wieder um die inzwischen in Elend geratene Geliebte, bis sie in der großen Überschwemmung den Tod fand. Auf dem Schlachtfelde von Lützen sah er den Schwedenkönig entseelt und wurde er selbst für alle Zeit kampfunfähig. Als Invalide kehrt er zu seiner Schreibkunst zurück und erzählt er sein Leben. „Die Sonne vergißt mich nicht," sagt er gegen Ende, „und mit den bösen alten Geschichten kommen auch die guten, und da bringt der Jung' aus der Neckenschenke den Abendtrunk, und ich will den lieben Gott bitten, daß er mich nur noch etliche Jahr' mit meiner Krück' in diesem Lehnstuhl sitzen lasse." Seine Genugthuung über den Untergang Sanders drückt er in einer Nachschrift aus, indem er hinzufügt: „Gott sei seiner armen Seele gnädig; aber über seinem Grabe sollen Hunde bei Tag und Eulen bei Nacht wachen!"

Die erste größere historische Dichtung Raabes war Nach dem großen Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen. Sie erschien 1861 als ein Ausdruck der Zuversicht, daß die schlechte politische Lage Deutschlands einmal aufhören, früher oder später ein Retter aus der Not erscheinen werde. Die Hauptperson ist Anna von Rhoda. Ihr am Anfang des Buches, im Mai 1816, noch halb dunkles Schicksal hellt sich im Laufe des folgenden Sommers auf. Der erst seit kurzem am Gymnasium in Sachsenhagen angestellte Kollaborator Fritz Wolkenjäger schreibt darüber an seinen Freund Sever. Die Rhodas stammen von der Rhodenburg im Sachsenlande, die aber seit dem Absterben des

deutschen Rittertumes allmählich in Trümmer sank. Für ein Fräulein von Rhoda, das die Geliebte eines Herzogs war, wurde einst das Schloß Trautenstein erbaut. Die Rhodenburger verkauften fortan ihr Blut an fremde Fürsten und Völker. Auch Otto von Rhoda, Annas Vater, erlag der Versuchung und trat in die Dienste des Königs Jerome von Westfalen. Er hatte sich 1796 verheiratet, seine Frau aber war schon im nächsten Jahre, nach Annas Geburt, gestorben. Die Ballettänzerin Adelaide Lanterre vom Hofe in Wilhelmshöhe nahm sich des Kindes an und wurde Otto von Rhodas Maitresse. Es folgten wilde und wüste Jahre. Im Mai 1809 war Otto von Rhoda auf dem Trautenstein und ließ den Schillschen Husaren Konrad Wolf, den Bräutigam von des dortigen Försters Kaltenborn Magd Susanna Reußner, erschießen. Zwei Monate später kämpfte er in Spanien in der Schlacht bei Talavera im französischen Heere. Adelaide Lanterre, die ihm mit Anna gefolgt war, kam in der Schlacht um, und Anna wurde von dem in deutschem Solde dienenden Leutnant Wolfgang Bart gefunden. Nach manchen Irrfahrten durch die Wogen und Kämpfe der Völker sitzt dieser nun mit der zur Jungfrau gereiften Waise friedlich in Sachsenhagen bei seinem Bruder, dem Schmied Martin Bart. Hier lernt Fritz Wolkenjäger sie kennen. Niemand weiß, woher sie stammt; sie selbst hat alles, was vor jener Schlacht lag, vergessen; eine stille Schwermut, eine dunkle Furcht vor etwas Schlimmem, das über sie kommen könnte, erschüttert sie oft und drückt sie nieder. Ihr Pflegevater zieht im Sommer mit ihr hinaus in den Wald und die Berge, in die Försterei auf dem Trautenstein, damit sie dort Heilung finde. Fritz Wolkenjäger hat bald darauf Ferien. Zufällig gerät auch er bei einer Wanderung durch die ihm noch wenig bekannte

Gegend dahin. Ein Köhler, den Fritz und Anna um seiner Historien, Sagen und Märchen willen oft aufsuchen, führt sie eines Tages in eine Höhle des Seigergrundes und erzählt ihnen bei Fackellicht die Verführung der Frau von Wachenstein durch Melander von Rhoda. Da erwacht bei Anna die Erinnerung an ihre früheste Kindheit wieder; denn sie hat ihren Vater diese Geschichte in Madrid erzählen hören; sie weiß danach, wer sie ist. Sie wird tief ergriffen davon; aber ihre Schwermut beginnt zu schwinden, denn das Rätsel, das sie sich selbst war, hört auf es zu sein. Inzwischen kehrt Otto von Rhoda heim, um Ansprüche auf ein kleines Gut geltend zu machen. Aber er kommt vergeblich. Daher beschließt er wieder nach Frankreich zu gehen. Als er sich im Dunkel des Abends nach einer Herberge erkundigt, wird ihm der Trautenstein genannt. Der Schreck, den dieses Wort durch die Erinnerung an Konrad Wolf und durch die Aufrüttelung seines Gewissens, wie verfehlt sein Leben gewesen, ihm einflößt, streckt seinen ohnehin siechen Leib darnieder. So findet man ihn. Männer und Frauen laufen zusammen, unter ihnen auch Anna. Sie erkennt sogleich ihren Vater und erhält so die letzte, noch fehlende Bestätigung für ihre Abkunft. Otto von Rhoda wird auf den Trautenstein gebracht, wo er nicht lange mehr lebt, von Anna gepflegt, die an seinem Sterbelager Fritz Wolkenjägers Braut wird. Sie kehrt mit dem Leutnant Bart nach Sachsenhagen zurück, und aus dessen Hause führt Wolkenjäger sie heim. Sie ist für immer erlöst von dem Druck, der so lange ihre Lebensader zusammenpreßte. Wie es heißt, mit der ganzen Not des Jahrhunderts beladen, ist sie eine Verkörperung damaliger deutscher Schwäche und Zwietracht. Aber ihre Seele windet sich los in lieblichster Klarheit.

Dies ist das Bild für des Dichters Wunsch und Weissagung an sein Volk.

Von Anfang bis Ende geht durch die Erzählung die Erinnerung an die vergangene Demütigung und Erhebung Deutschlands und zeigen sich die Zeichen der Trauer und der Niedergeschlagenheit darüber, wie nutzlos eigentlich alles gewesen sei. Aber es lebt auch die Hoffnung. Die Menschen, die hier fernab von dem großen Gang der Geschichte ihre stillen Wege wandern, fühlen die politische Schwüle heranwehen. Doch sie behalten schließlich die Palme des Sieges und Friedens.

Vortrefflich veranschaulicht Raabe viele kleinen und großen Züge in dem Antlitz der Zeit und des Volkes. Da sind die Freunde Fritz und Sever, der Leutnant Bart und der Schmiedegeselle Hennig, die alle an den Befreiungskämpfen teilgehabt haben; da ist der Köhler in der Einsamkeit seiner Berge und Wälder: die Barts, der Schmied wie der Leutnant, kerndeutsche Männer, voll Kraft und Trotz und doch auch von tiefem Gemüt, gleich ihren Ahnen, die kein Sturm der Zeiten zu beugen vermochte, alleweg trew ohn Furcht und Schew, wie es auf ihrem Erbhammer heißt; ferner Sever hellen Verstandes, klaren Blickes, nur leider um der Lage der Zeit willen allzu finster; endlich der Köhler ein Sinner und Sager im Volke, herzgewinnend mit wenigen Worten geschildert. Wir hören, wo des Vergangenen gedacht wird, wie die Völker durch einander geworfen wurden, wie viel Opfer die Einzelnen brachten. Welche feine Bemerkung des Briefschreibers ist es, daß in der Schlacht bei Talavera die Engländer getrost kämpfen konnten, da ihre Heimatinsel in Sicherheit lag, ebenso die Spanier, da sie auf eigener Erde ihr eigenes Gut und Blut rächten, aber

nicht die Deutschen, die in der Ferne ihr Land zertreten und verhöhnt und unter den Feinden die Ihrigen wußten! Wie fühlt man Severs Zorn nach, dessen Bruder seinen Opfermut für das Vaterland mit Todesstrafe hat büßen müssen, — und nun für nichts, für weniger als nichts! Welchen Jammer erlebt Fritz Wolkenjäger, wenn er bei dem Waldbauer in Walkenheim die Mutter immer wieder mit gleichem Stumpfsinn auf die Heimkehr des Sohnes aus den Eisfeldern Rußlands warten sieht! Wie stimmen wir den Frauen bei, die, als Bart und Kaltenborn der Magd Susanna Reußner ihre mitleidslose Ungebärdigkeit vor dem hülflos liegenden Otto von Rhoda verweisen, einander zuraunen: „Sie ist in ihrem Recht; er hat ihren Liebsten erschießen lassen unter dem Galgen!“ Ebenso scharf und klar erfaßt Raabe den Kern der Zeit nach dem Kriege. Fritz Wolkenjäger gesteht, weniger von der Botanik zu wissen als der Wiener Kongreß von der Weltgeschichte. Er spricht von den krummen Wegen des Herrn von Metternich, von dem falschen nächtlichen Schakalgeheul um die Lagerstätten des deutschen Volkes. Er schreibt: „Ich weiß, daß jene Bettlerin im Dorfe Ratsch in Schlesien, welche ihr einziges Bett-Tuch zerschnitt und die Hälfte davon zu Verbindzeug hergab, ein größeres Gewicht in die eine Schale des Geschicks unserer Nation geworfen hat, als der gesamte Wiener Kongreß mit allen seinen Aktenbündeln in die andere.“ Die ganze Zeit steigt vor uns auf, wenn wir die Namen Körner und Friesen hören, wenn der Leutnant Bart erzählt, er habe Seume gekannt, wenn Wolkenjäger den Freund benachrichtigt, daß der Dichter Ernst Schulze in Celle gestorben sei, wenn Anspielungen auf Novalis und Tieck gemacht werden.

Es ist die Zeit der Romantik, in der die Erzählung

spielt. Daher wogt und webt auch Romantik um Annas Leben, um die Verführung der Frau von Wachenstein und die Rache ihres Gemahls, um den Trautenstein und das Bild im Saale, das so viel Ähnlichkeit mit Anna verrät, um das Innere und die Umgebung von Sachsenhagen — und um manches andere. Freilich ist es die Stimmung des Dichters, woraus diese Romantik stammt; aber sie wird nicht von außen hineingetragen, sondern erwächst aus der Sache selbst. Die Stimmung, die den Dichter durchdringt, ist die Kraft, mit der er die innerste Wahrheit von dem, was er schildern will, findet und formt.

Auch ist Anna von Rhodas halb wunderbares Los, nachdem Raabe sein Buch geschrieben hatte, wirklich das Schicksal Deutschlands geworden. Obgleich es erkennbar vor aller Augen liegt, was sich von Sechsundsechzig bis Siebzig begeben hat, staunen wir doch immer von neuem, wie alles so anders und besser gekommen ist, als man gehofft hatte. Aber nur weil erfüllt von der höchsten Begeisterung, die ein Mann für sein Vaterland haben kann, schuf Raabe seine Dichtung so wahr. Auch den Trägsten muß solche Erhebung aufrütteln. Im Vertrauen auf die Zukunft schreibt Wolkenjäger: „Wenn ich die Kraft und die Macht anschaue, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen in den Händen weniger kindischer Pfaffen, Höflinge, Weiber, Diplomaten und blödsinniger Kriegsknechte.“ Dieses Vertrauen wächst in ihm, wenn er nach den Bergen schaut, die den Göttern, wie er sagt, heilig sind: „Hebe das Haupt, Sever, und blicke auf aus der dumpfigen Luft,

aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Rüstzeug, die gute Wehr und Waffen unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ein Volk geboren wird." Der so spricht, darf darum auch ausrufen: „O mein deutsches Volk, wie oft, wie oft hast du gefragt in Not und Elend, in Jammer und Schmach, zertreten, verhöhnt und verspottet: Wo sollen wir Brot nehmen in dieser Wüste? — Mein teures deutsches Volk, ist nicht immer zur rechten Zeit einer dagewesen, der dich errettet hat und dir zu essen gab? Ist nicht der Martin Luther gekommen und der Lessing und jüngst noch der Sänger der Freiheit Friedrich Schiller?" Der Briefschreiber hat recht behalten, da er eines Abends in dem Bericht an Sever über die Schlacht bei Talavera, wovon ihm der Leutnant Bart bei Tage erzählt hat, weissagt: „Tröstet euch, ihr deutschen Männer, der Morgen kommt schon und mit ihm die große Schlacht. Jetzt die Schlacht bei Talavera de la Reyna, später die Leipziger Schlacht und einst, einst — die Schlacht auf dem Walserfelde, wo der eine und ungeteilte Heerschild am blühenden Birnbaum hängt und ein Purpurmantel feil ist um einen Zwillichkittel und ein gutes Schwert." Der Einzelne wurzelt im Volke. Was dieses fürchtet und hofft, verliert und erwirbt, davon fällt auch auf ihn ein Teil. Doch er ist nicht weniger eine Person für sich, die jenem

Anteil erst Leben und Form giebt. Darum wird zwar Anna von Rhoda auf dem Schlachtfelde verwaist und heimatlos; aber ihr und Fritz Wolkenjägers Ruf nach Licht und Erlösung findet Erhörung, weil sie treu in Streben und Zuversicht ausharren. Und Zuversicht und Streben haben auch dem deutschen Vaterlande schließlich ein Teil Licht und Erlösung gebracht.

Was es heißt, das Schicksal der handelnden Personen zur Hauptsache machen und die politischen und sozialen Umstände nur bestimmend mit eingreifen lassen, kann man am besten an der Erzählung Der heilige Born erkennen. Sie legt nämlich eine Vergleichung mit Unseres Herrgotts Canzlei nahe, um so mehr als sie sich fast um dieselbe Zeit, bloß sechs Jahre später abspielt. Wie dort wird auch hier unser geschichtliches Interesse durch die Größe des Jahrhunderts und durch dessen Bedeutung für uns in Anspruch genommen. Aber die Handlung verläuft nicht in einer einzigen Richtung, sondern an vielfach verschlungenen Fäden. Deshalb nennt Raabe sein Werk mit Recht Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts. Es wurde ein Jahr früher als Unseres Herrgotts Canzlei in demselben Jahre wie die Erzählung Nach dem großen Kriege veröffentlicht.

Markus Horn und Regina Lotther sind durch Klaus Eckenbrecher und Monika Fichtner vertreten. Auch sie werden zusammen erzogen, da Klaus verwaist ist, von Monikas Vater, dem lutherischen Pastor Valentin Fichtner in Holzminden. Wie jene bergen sie heimliche Liebe im Herzen, nur daß sie selbst darin längst von einander wissen und einig sind. Und wie Markus von seinem Vater, wird Klaus von dem alten Pastor verstoßen. Doch hier erscheint schon

ein Unterschied. Nicht ein wichtiges zeitgeschichtliches Ereignis, am wenigsten eins, das mit den religiösen Kämpfen des Jahrhunderts zusammenhängt, ist die Veranlassung, sondern die Unlust des sonst überlustigen Burschen zum Lernen, sein Ruf als Taugenichts und ein Stelldichein mit Monika im Pastorengarten, das Fichtner entdeckt. Keineswegs bescheiden und reumütig zieht Klaus ab; vielmehr versichert er drohend, Monika dennoch erringen zu wollen. Sein Selbstvertrauen ist auch nicht ohne Grund. Obgleich sein Vater, weiland Stadttrompeter Holzmindens, aus zu großem Durst Hab und Gut verjubelte, spricht doch der Dichter mit so viel Humor von diesem, daß wohl ein nicht ganz verächtlicher Kern in ihm steckte. Darum heißt es von Klaus selbst, er sei wert, ein wenig aus der Nacht der Vergessenheit und unter die Augen und Brillen des deutschen Publikums gehoben zu werden. Jedenfalls gelingt es ihm wider Erwarten schnell, ein Unterkommen zu finden. Die Gelegenheit, bei der dies geschieht, ist belustigend. Als an demselben Tage, an dem Fichtner ihn fortjagt, im Frühling 1556, der Graf von Pyrmont, Philipp von Spiegelberg, von einem Besuch bei dem Abte von Corvey im Dunkel des Abends die Weser herabkommt, setzt der schon von weitem sichtbare Fackelschein die Bewohner Holzmindens in furchtbaren Schrecken, besonders da seit Wochen ein schlimmer Komet am Himmel droht. Aus ihrer häuslichen Ruhe gestört, in Wehr und Waffen, vor Todesangst zitternd, laufen sie am Ufer zusammen, voran ihr Oberhaupt Uhlenhut. Zum Glück sehen sie bald ihren Irrtum ein, und freudig bieten sie dem Grafen Bewirtung an. Beim Abschied zur Weiterfahrt stellt sich ihm Klaus in den Weg und wird von ihm angeworben. Er folgt ihm als Reiter, zunächst zu mehr

friedlichem Schutze in Haus und Hof. Ein Jahr später heißt es: Nach Flandern, in Krieg. Aber nicht wie bei Markus Horn ordnet nun sich die Liebe unter und tritt in den Dienst eines großen Kampfes um Heimat und Herd; sondern Klaus nimmt im Sold seines Herrn an dem Waffengang zwischen Spanien und Frankreich teil, um seiner Liebe ihr Recht zu erstreiten. Lachen und Rührung kommen einem an, wenn man hört, mit welchen Gefühlen Monika den ihr von Klaus gesandten Brief liest, worin er den bevorstehenden Auszug anzeigt. Sie zweifelt zunächst, ob ihr Geliebter bei allem Glück, auf das er mit Zuversicht rechnet, ihr treu bleiben werde: „Ach Gott, das mag alles wohl so sein und ist auch recht gut; aber in Flandern sind auch die allerschönsten Mädchen, wie leichtlich mag das ein Unglück geben!“ Dann aber, als sie an die Ermahnung kommt, sie solle kein falsches Wort und Werk zwischen ihnen aufkommen lassen, seufzt sie: „Nein, nun und nimmermehr! Ach, der gute Knab'!“ Und nachdem sie zu Ende gelesen hat, gedenkt sie der Stelle, wo Klaus rühmt, in Flandern fände man kostbare Schätze, auch solche aus Asien und Afrika, von denen er ihr allerlei Wunderliches mitbringen will, und sie bittet: „Ach Klaus, Klaus, brich mir das Herz nicht um einen Affen oder Papagoyen oder einen schwarzen Mann oder um einen Haufen Silber und Gold!“ Er muß indes fort. Philipp von Pyrmont ist Bundesgenosse Philipps von Spanien. Daher kämpft Klaus in der Schlacht bei Saint-Quentin mit. Als sein Herr und alle Oberen aus dem Gefolge gefallen sind, bleibt er als Führer des noch verschonten Restes der Spiegelbergischen Schar übrig. So kehrt er zurück, leider nicht unversehrt, da er ein Auge eingebüßt hat. Von Philipps Nachfolger, dem Grafen Simon

Hermann, wird er zum Hauptmann und Jägermeister ernannt, und Monika wird seine Frau.

Er ist jedoch nicht bloß schlechthin tapfer gewesen an seines Herrn Seite, sondern er hat diesen auch gerächt. Denn der Leutnant Schwartze, der Hauptmann Springer und die Courtisane Johanna aus des Herrgotts Canzlei kommen hier ebenfalls vor. Sie heißen Campolani, Wrisberg und Fausta. Erst kürzlich ist die Heilquelle von Pyrmont berühmt geworden, sie ist der heilige Born, und alles, was es in der Zeit im Großen giebt, vereinigt sich dort im Kleinen. Denn der Ruf der Quelle zieht viele Fremde an. Da sind unter anderen die drei gelehrten Herren Helmerikus Bone, Christophorus Studtius und Hermannus Hubbäus, ein ehrwürdiges, sehr erheiterndes Kleeblatt. Es ist eine köstliche Scene, als alle drei in ihrer bei einem Bauern gemieteten, schwarz geräucherten Stube beisammen sitzen, jeder mit einem umwickelten Bein, das am Podagra leidet, widerwillig zu ihrem Beifall über die von Hubbäus in lateinische Verse gesetzten Brunnenregeln Gesichter schneidend; es ist nicht weniger ergötzlich, wenn Hubbäus darauf im Schlosse, wohin er in einer Senfte geholt wird, seine Verse dem Grafen vorliest, aber in der Verdeutschung, die er, wie er sich ausdrückt, für den ungebildeten Haufen hinzugefügt hat; es ist endlich auch spaßhaft, wie der Autor der Brunnenregeln nach dem Ruhm, den er bei der feierlichen Anheftung seines Poems an öffentlicher Linde erntet, keinen Schlaf finden kann vor dem Lärm der Gesänge, die Klaus und dessen Zechbrüder in der Schenke Zum letzten Heller durch die Nacht schallen lassen. Da ist ferner am heiligen Born die Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, zu Gast bei des Grafen von Spiegelberg Schwestern; Walburg, die jüngere,

gleich Monika von Gemüt heiter und lieb, nimmt die Sache nicht schwer, doch Ursula, älter und ernster, die den Haushalt führt, da Philipp unverheiratet ist, hat unter dem anspruchsvollen Besuch viel zu leiden; desto vergnüglicher ist er für uns, für die Leser. In dem feierlichen Zug nach der Brunnenlinde z. B. geht es Frau Hedwig zu laut her, weshalb sie mit hellem Schelten dareinfährt und dem Grafen den Wunsch entlockt, der Teufel möge sie holen; sie träumt dann, sie habe gegen die von ihrem Herrn Gemahl erlassene Kleiderordnung gesündigt und sitze auf dem Cöllnschen Fischmarkte in Berlin in einem hölzernen Käfig, und alles Volk und der Hof drängten sich heran, „Vivat, es lebe unsere allergnädigste Kurfürstin!“ rufend; und wieder ein andermal hallt eine schrille Stimme durch die Korridore des Schlosses, die Kurfürstin schreit nach Kraftwassern und heißen Topfdeckeln, — sie ist gerade von Magenkrämpfen befallen. Aber so leicht geht's nicht immer am heiligen Born zu. Fausta erscheint. Sie ist die Tochter des Arztes Benedictus Meyenberger aus Osnabrück. Sein Schüler, der Arzt Simone Spada, hat einst geglaubt, seine Liebe zu der Tochter seines Lehrers erwidert zu sehen, ist dann aber hart getäuscht worden. Faustas Element war die vornehme Gesellschaft Italiens, wo sie um ihrer Schönheit willen gefeiert wurde, wo ihr einziges Trachten darin bestand, als angebeteter Stern über allen zu leuchten. Jetzt befindet sie sich auf der Flucht aus einem Kloster, in das sie Meyenberger und Spada gebracht hatten, um sie vorm Untergange zu retten. Sie erlangt Aufnahme bei Philipp und gewinnt Macht über ihn. Diese Macht soll das Mittel werden, durch das Campolani und Wrisberg, die sich inzwischen auch am heiligen Born einfinden, den Grafen für

den König Heinrich von Frankreich einfangen wollen. Erst im letzten Augenblick, als Klaus und Philipp ein Gespräch Campolanis mit Fausta belauschen, worin von Philipp als dem Knaben und dem deutschen Tölpel geredet wird, ändert dieser seinen Entschluß. Man sieht, während Schwartze und Springer unmittelbar den Haß der Parteien schüren und ihr Emporkommen und ihren Verrat mehr im großen ins Werk setzen, wird bei Campolani und Wrisberg die gleiche Absicht zu einem im stillen wirkenden Gift, das einen Einzelnen heimsucht. Ein Privatkampf ist es daher, als in der Schlacht bei Saint-Quentin sich Philipp und Campolani einander gegenüberstehen. Philipp, längst hinfällig durch den Zauber, den Fausta an ihm vollbracht hat, erhält den Todesstoß. Doch Klaus setzt den Kampf fort. Auch Compolani erliegt und teilt nun das Los, das schon vor ihm Fausta ereilt hat.

Beider Untergang ist nicht bloß für Philipp, sondern zugleich für Spada Vergeltung. Dieser irrt ähnlich umher, von seinem Unglück getrieben, wie Kritzmann in Unseres Herrgotts Canzlei. Aber es ist wieder für den Unterschied der einen von der anderen Erzählung bezeichnend, wenn Compolani und Fausta, als ihre Kunst an Philipp gescheitert ist, gejagt von ihm und seinen Leuten, darunter Klaus, auf der Flucht den von Meyenbergers Totenbett kommenden Spada nur zufällig treffen, bei dem katholischen Vikar Festus in Stahle an der Weser gegenüber Holzminden. Eben hier ist es, wo sich ein kurzer Kampf entspinnt, worin die in einem Kahne mit Campolani über den Fluß fahrende Fausta vom Ufer her von dem ihnen folgenden Klaus erschossen wird, nachdem Campolanis Leute auch Spada tötlich verwundet haben; hier ist es außerdem, wo bei Faustas und Spadas Begräbnis die lange verhaltene

Liebe des Vikars zu Monika im Wahnsinn hervorbricht, wo Klaus die zitternde Monika vor Festus in Schutz nimmt und sie von Fichtner, den gleich den übrigen Entsetzen erfaßt, zur Braut erhält. Hier aber ist es auch, wo die tiefe Erregung des Lesers zeitweilig durch den Humor beruhigt wird, wenn, nach dem Kampfe, der Bürgermeister Holzmindens, Herr Uhlenhut, auf die Rufe der Spiegelbergischen Reiter „Hol' über! hol' über!“ nicht ohne weiteres eingeht, vielmehr erst den Stadtschreiber Neckevedder, als den Mann mit dem feinsten Ohre, genau hinhören läßt, wer es sei, um dann durch den Nachtwächter Strohsack, als den Mann mit der kräftigsten Stimme, Antwort zu geben; hier endlich ist es, wo aus der Flut alles Unglücks doch wenigstens noch zwei Glückliche auftauchen, Klaus und Monika, dank des ebenfalls den Humor erweckenden Schrecks des sonst so klaren, ruhigen und sicheren Fichtner. Spada ist tot, nachdem er mitfühlend in des Vikars gepeinigtes Herz geschaut und den Schmerz seines eigenen Lebens ergreifend erzählt hat, — er ein Arzt, aber unfähig, sich und dem andern zu helfen. Er ist tot und begraben, wo und wie er es niemals geahnt hat. Sein Umherirren läuft also weder in ein stetig gesuchtes und sicher erreichtes Ziel aus, noch hat es einen Einfluß auf einen geschichtlichen Vorgang, was beides bei Kritzmann der Fall ist.

Während das Wesen und Wirken dieses Unheimlich-Heimlichen den einzigen romantischen Bestandteil in Unseres Herrgotts Canzlei bildet, obenein in Turmhöhe fern über allem übrigen Gange der Handlung, ereignet sich um den heiligen Born beinahe lauter Romantik. Denn dort ist es ein Stück aus der großen Geschichte, hier ist es das kleine und stille, vielgestaltige Leben der Volksseele, das geschildert

wird. Darum erscheint auch der Humor so viel reicher und tiefer. Dort bedeutet er bloß eine Probe des Dichters, ob die Tüchtigkeit der Personen standhält; hier hilft er den Gegensatz zwischen dem strengen Geiste der neuen Zeit und dem kindlichen Sinne früherer Jahrhunderte zur Anschauung bringen. Der lustige Spielmann, der Briefbotendienste für Klaus und Monika thut, ist ein Stück heiteren Mittelalters, während die pedantisch ernsten Gelehrten daran erinnern, daß ein reiferes Lehren und Lernen am Werk ist. Der alte katholische Pfarrer Chrysostomus schaut mit weltfrohem Blick in den Tag, wogegen Fichtner fast finster dreinsieht. Der Augsburger Religionsfriede erleichtert es beiden, in Verkehr mit einander zu kommen; trotzdem hindert dies den Mann Luthers nicht, mit schwerer Feder sein Buch De Daemonibus und seinen Traktat Wider des Babstes Abgötterey zu schreiben. Eine gewaltige Umwälzung vollzieht sich in dem Leben der Menschen. Und wenn es da, wo Philipp II. von Spanien bleich und krank vor einem Crucifix im Gebet liegt, mit Recht heißt Memento mori, so darf am Schluß der Erzählung, ob auch im Weltgang der Völker die Namen Klaus und Monika längst verschollen sind, stehen: Memento vivere.

Wie der Lärm und die Kunde von der Schlacht bei Saint-Quentin nur aus der Ferne zum heiligen Born herüberdringen, so zeigt auch die Erzählung Der Junker von Denow bloß am Anfang ein Ereignis aus der Völkergeschichte, um dann vor diesem Zeithintergrunde wieder mehr unser Interesse für das Allgemein-Menschliche in Anspruch zu nehmen. Die Erzählung gehört zu der 1862 erschienenen Sammlung Verworrenes Leben. Bei der Belagerung der von den Spaniern besetzten Stadt Rees durch das deutsche Reichsheer im Jahre 1599 machen die

Braunschweigischen trotz der durch Christoph von Denow ihnen überbrachten strengen Strafandrohung des Fürsten Hohenlohe Aufruhr. Nach einem Angriff der Spanier, bei dem Denow eine Stirnwunde davonträgt, ziehen sie ab, indem sie den zur Gegenwehr unfähigen Junker auf einem Wagen mitnehmen und zu ihrem Führer ernennen. Unterwegs metzeln sie eine Reiterschar des Fürsten Hohenlohe nieder. Aber sie werden gefangen, nach Wolfenbüttel gebracht und zum Tode durch den Galgen verurteilt. Denow stammt aus einem Schloß an der polnischen Grenze, das mit allem, was zu ihm gehörte, im Kampfe mit den Polen untergegangen ist. Nur der Knecht Erdwin Wüstemann ist übrig geblieben, der dem Junker auf all seinen Kriegspfaden treu folgt. Er kann seinen Herrn vor der über ihn verhängten Strafe nicht retten; aber er ist entschlossen, ihm wenigstens einen adligen Tod zu teil werden zu lassen. Daher ergreift er, als Denow als letzter der meuterischen Rotte aufgeknüpft werden soll, unter der zuschauenden Menge stehend, ein Feuerrohr und erschießt ihn. Inzwischen hat Anneke Mey aus Stadtoldendorf, des braunschweigischen Regiments Marketenderin, die zu dem Junker in Liebe und Treue hält, eine Wiederaufnahme der gerichtlichen Untersuchung veranlaßt. Denow ist eben erschossen, Anneke stürzt über seine Leiche tot hin, als ein Bote vom Herzog Julius angesprengt kommt mit dem Befehl, ihn nicht zu hängen. Es ist zu spät, weil Erdwin zu schnell gewesen. In dieser Wendung liegt der Kern der Erzählung. Sie bringt die Hülflosigkeit des Junkers und die Wüstheit der Aufrührer, die Zuneigung Annekes und die Härte des Kriegslebens, die treue That Erdwins und die Nachricht des Boten in ergreifenden Gegensatz.

Von einer weniger tragischen Wirkung, einigermaßen sogar ans Komische streifend, ist die Erzählung Ein Geheimnis, ebenfalls eine Skizze aus der Sammlung Verworrenes Leben. Das Komische liegt in der Umkehrung des Verhältnisses zwischen dem Privatschicksal eines Einzelnen und dem Lauf der allgemeinen Geschichte. Diesem muß immer jenes sich unterordnen, wenn er nicht seine Würde ganz einbüßen soll. Wo ein Einzelner führend in das Volks- oder Völkerleben eingreift, vollbringt er keine private Handlung. Aber Stefano Vinacche ist durchaus nicht ein solches Genie, obgleich in seiner Art auch genial. Er dient 1691 als gemeiner Soldat, stiehlt einige Offiziersuniformen, desertiert, wird durch den Grafen von Auvergne von der Todesstrafe errettet, heiratet in Paris die Tochter eines Kneipwirts, verschwindet, taucht als reicher Mann wieder auf und richtet sich schließlich einen Landsitz ein, womit er ein Laboratorium verbindet, von dem der Ruf ausgeht, es werde dort Gold gemacht. Zu diesem Manne schickt die Madame von Maintenon, da Ludwig XIV. Geld für den spanischen Erbfolgekrieg braucht, Herrn d'Argenson, damit er hinter das wichtige Geheimnis komme; und weil dies mißlingt, wird der große Goldmacher in die Bastille gesteckt, wo er jedoch, statt sein Geheimnis zu verraten, sich die Kehle durchschneidet. Als Etienne Durand wird er am Sonnabend den 22. März 1794 auf dem Kirchhof Sankt Paul begraben. Wer anders ist hierbei an der Nase geführt als die allmächtige Weltgeschichte? Die Sache wäre nichts weniger als komisch, wenn nicht beide Betrogene zugleich die Betrüger wären. Treffend ist der Schluß der Erzählung. Der Herzog von Chaulnes, der zu Vinacches Reichtum wesentlich mitgewirkt hat, dessen Werkzeug Vinacche zum

Teil war, sagt zu der Witwe: „Ihr Gemahl hatte einen Fehler, er war zu verschwiegen." Jean Baptiste Rousseau meint, die Welt könne kein Genie dulden. Der Graf d'Aubigné ist von sich überzeugt, er hätte das Geheimnis herausgebracht. Und die Marquise spricht zu ihm: „Gehen wir, mein Bruder; wir wollen beten für die Seele dieses unglücklichen Monsieur de Vinacche und bitten, daß Gott uns seinen Tod nicht zurechne."

Die äußerste Vergangenheit, bis zu der Raabe in seinen geschichtlichen Stoffen zurückgeht, sind die Jahre 1258 und 59. Damals verkaufte der Abt von Fulda die Stadt Hameln an den Bischof von Minden; aber die Einwohner Hamelns leisteten unter Antrieb und Hülfe des Grafen Otto von Eberstein Widerstand, bis sie bei Sedemünde eine schwere Niederlage erlitten. Auf dieses Ereignis führt Raabe in den Hämelschen Kindern die Sage vom Rattenfänger zurück. Die Erzählung ist die erste in der Sammlung Der Regenbogen aus den Jahren 1863—66. Der wendische Pfeifer Kiza trifft 1258 die Jugend Hamelns beim Maifest und zieht ihnen nach in die Stadt. Hier bleibt er, um in dem bald folgenden glücklichen Kampf gegen Minden sein Spiel erklingen zu lassen, verachtet, nicht selten mißhandelt, nur heimlich begeistert für Athela, die Geliebte des jungen Floris. Auf dem Maifest 1259 bricht seine Leidenschaft offen hervor. Er stürzt sich unter die Tanzenden, reißt Athela aus Floris Armen und wirbelt mit ihr dahin. Man jagt ihn nun aus der Stadt, aber er rächt sich. Eines Tages, scheinbar verfolgt von den Mindischen, kommt er zurückgeeilt und erzählt, der Feind läge sorglos auf dem Felde bei Sedemünde. So lockt er um den Koppelberg hin die Hämelschen ins Verderben. Er wird zwar zur Strafe von Floris getötet;

aber 130 Söhne der Stadt fallen durch seinen Verrat. Nicht die Niederlage, die Hameln hierdurch zu teil wird, sondern die Trauer, die damit viele Familien trifft, steht im Vordergrund. Der Dichter selbst drückt dies aus, indem er die Sage sich des Vorgangs bemächtigen läßt, von der er rühmt, sie führe die thränenvolle Geschichte eindringlicher und lebendiger durch die Jahrhunderte, als alle Chroniken es vermocht hätten. Sage ist Dichtung. Und die Dichtung soll in das Einzelne und in die Tiefe der Dinge schauen. Wie wenig bedeutet es, an und für sich betrachtet, ob Fulda oder ob Minden Hameln besitzt! Aber welchen Schlag jener Streit in das Glück vieler Einzelner, die an ihm unschuldig waren, that, wie er ihre Leidenschaften, ihre Fehler und ihre Tugenden zwang, sich in ihn zu verflechten, ist wohl näherer Teilnahme wert.

Diese richtet sich zunächst auf den Charakter der Zeit selbst, da in ihm etwas liegt, das von vornherein wie ein Verhängnis über der Bevölkerung schwebt, bereit, jeden Augenblick sich ihr fühlbar zu machen. Die Zersplitterung der Kräfte unseres Volkes ist uns so frisch noch in der Erinnerung, sie möchte so manchmal noch in der einen oder der anderen Richtung gern wiederkehren, daß wir in der Willkür, mit der damals, während des Interregnums, alle, die Kraft und Lust dazu in sich spürten, verfuhren, nur eine Steigerung der Zustände sehen, denen wir selbst erst seit wenigen Jahrzehnten entronnen sind. Wenn am ersten Maifeste von dem Rat Hamelns wegen des der Stadt drohenden Verkaufes jede Musik verboten ist, worin erst das plötzliche Erscheinen des Wenden eine widerrechtliche Änderung bewirkt, — wenn dann der des Weges kommende Mönch aus Corvey unter die durch den Pfeifer in wilden

Taumel versetzte Jugend fährt, die Schmach der Zeit schildert und den Beschluß des Verkaufes der Stadt verkündet, — wenn endlich der Graf Otto von Eberstein im Rathause seine eisenbewehrte Hand auf den Tisch schlägt und wütend gegen die mindischen Pfaffen die Faust ballt, so führt uns der Dichter damit greifbar vor Augen, was es in jenen Tagen mit der Sicherheit im deutschen Reich auf sich hatte. Nur unter diesen Umständen kann eine Erscheinung wie Kiza zu so großer Geltung gelangen, obgleich die Zustände an seinem Unglück mit schuld haben, da er durch sie jedes sonst ihm vielleicht trotz seiner Herkunft gewährten Schutzes beraubt ist. Er steht im Mittelpunkte der Handlung, Unheil erduldend und bringend. Er ist fein und vortrefflich veranschaulicht. Ein noch in roher Ursprünglichkeit befangener Charakter, durch keine Reflexion gezügelt, unbedingt seinen Leidenschaften ergeben, naturwüchsig selbstsüchtig, seufzt er unter dem Haß, den die Zeit auf sein Volk häuft, und siegt er über sein Leid durch die zauberischen Klänge, über die er Herr ist, und durch die glühende Liebe, mit der er für Athela schwärmt. Freilich siegt er, wie ein Charakter gleich ihm es nur kann. Sein Auge sprüht Hohn, und sein Herz sinnt Verderben. Unsere höchste Teilnahme gilt schließlich den hämelschen Kindern, die seiner Rache erliegen. Seit mehr als Jahresfrist verkümmert ihr Jugendmut um der Sorge willen, die auf der Stadt ruht. Der Dichter läßt es uns mitfühlen; er entlockt uns nur beiläufig einmal ein Lachen, als Athelas Vater, weil Oberhaupt Hamelns, die nächtlichen Weisen aus Kizas Pfeife auf sich bezieht. Aber ob auch die Monate bange dahingehen, ob auch die Hoffnung im Jubel des zweiten Maifestes trügerisch ist, die Not und der Kampf der hämelschen Kinder sind nicht vergeblich.

Denn ruhmreich verteidigen sie ihre Stadt, und ehrenvoll sterben sie. Wie arm geht dagegen Athela aus, die, ohne Liebe im Herzen, nur eitel auf ihre Schönheit, die Frau eines begüterten Kaufmanns in Bremen wird, — wie kläglich die Herren von Fulda und Minden, die sich zu Tode ärgern, da ihnen Hameln entschlüpft, indem es sich freiwillig unter die Herrschaft von Braunschweig begiebt! Es dürfte jubeln darüber, wenn nicht der Preis dafür leider zu hoch wäre.

Noch schwerere Opfer fordert die Zeit, wenn die äußeren Umstände sich so furchtbar gestalten, daß überhaupt alles edlere Sein und Streben in Konflikt mit ihnen gerät. Davon handelt die zweite Erzählung im Regenbogen: Else von der Tanne oder das Glück Domini Friedemann Leutenbachers, armen Dieners am Wort Gottes zu Wallrode im Elend. Sie zeichnet sich durch Tiefe des Gefühls und durch Schönheit der Sprache vor vielen aus. So erquickender Walddust und so strahlender Sonnenglanz, so viel Segen und so viel Seligkeit, so viel Trümmer und so viel Trauer, so erschütternde Stürme — und am Ende so feierliche Stille!

Der Magister Konrad aus Magdeburg ist einer von der Legion Unglücklicher aus der Zeit der Eroberung im Jahre 1631. Sein Haus, sein Weib und zwei Kinder sind in Flammen untergegangen, er selbst hat vier Jahre verzweifelnd auf dem Schutt der versunkenen Stadt ausgeharrt. Nur noch ein einziges Streben ist ihm geblieben. Er hat sein jüngstes Kind Else vor dem Verderben errettet, er will es nun vor der Welt schützen. Er kommt in den Harz nach Wallrode und erkauft von den Dorfleuten die Erlaubnis, sich unter der hohen Tanne fernab in der Einsam-

keit eine Hütte bauen zu dürfen. Er birgt darin seine wenige Habe an Büchern und Instrumenten und hofft dort für sich und sein Kind eine sichere Zuflucht zu haben. Zugleich lebt in Wallrode der junge Pfarrer Friedemann Leutenbacher. Auch er blickt auf eine ununterbrochene Reihe trübseliger Jahre zurück. Seit seiner Knabenzeit wütet der Krieg in Deutschland, dreimal tobte er verheerend durch Wallrode. Der Pfarrhof liegt wüst, nur wenig Haus- und Studiergerät ist noch übrig. Das Volk ist durch die Not der Zeit völlig verwahrlost. In Else von der Tann findet der arme Pfarrer die erste Seele, die empfangend und gebend an seinem Geist teilnimmt.

Allmählich hat der Meister Konrad mit Ehrn Friedemann so viel Vertrauen gepflogen, daß er beschließt, am Johannistage 1648 mit seiner inzwischen achtzehnjährigen Tochter das Abendmahl zu nehmen. Als sie die Kirche verlassen, bricht der lange verhaltene Unwille, den der Aberglaube der Dorfleute gegen die Einsamen hegt, hervor, und Else von der Tanne sinkt als vermeintliche Hexe unter einem Steinwurf zusammen. Dies ist die erste Berührung, die sie mit der Welt hat. Sie bedarf keiner weiter. Sie siecht langsam dahin. Am heiligen Weihnachtsabend desselben Jahres eilt Ehrn Friedemann durch den tiefen Schnee zu der Waldhütte, um Else auf ihrem Totenbette zu finden. Der Kriegssturm ist an der zart erblühenden Rose unter dem rauhen Bretterdach im Walde so oft vorübergebraust, ohne an ihr gerüttelt zu haben. Dennoch hat die Zeit es verstanden, sie aufzuspüren. Der Meister Konrad hat Else von der Tanne schließlich nicht vor der Welt zu schützen vermocht.

Die Treue, womit er über sie wachte, gab ihr die

Freiheit, ihr Inneres zu entfalten. Da sie ohne Arg von den Wirren des Lebens aufwuchs, traf kein erstickender Hauch das Gute in ihr. Wenn sie dann doch mit der Welt in Berührung kam, gehörte dies zur Vollendung ihrer Entfaltung. Was wäre gerade das beste Leben, wenn es weder auf die Mitlebenden wirkte, noch sich an einem großen Schmerze erprobte? An Else von der Tanne hat sich in der Anteilnahme an dem Leben des Pfarrers und unter dem dadurch teilweise mit ermöglichten Ansturm der Dorfleute beides erfüllt und bewährt. Sie hat mit dem Frieden des Waldes innen selbst voll Frieden gelebt. Sie hat noch zuletzt gewünscht, daß Ehrn Friedemann in seiner Weihnachtspredigt nicht ihrer gedenke, daß er das Vergangene von sich weise und um ihretwillen den Leuten nicht zürne. Sie hat auch über den armen Pfarrer Frieden gebracht. Sein Leben, so traurig und leer es lange gewesen, ist zuletzt durch eine reine und wahre Freude geheiligt worden. Er floh die Menschen, da er nichts als Verwilderung bei ihnen fand; und er fürchtete sich vor der Stille des Waldes, da sie ihm nur eine große Einöde war. Erst Else von der Tanne überzeugte ihn, daß auch ein besserer Sinn unter den Menschen wohne; und eben sie gab zugleich der Waldeinsamkeit eine Seele, der er sich anvertrauen konnte. Dennoch scheint das Glück Meister Konrads in der schützenden Sorge, womit er das werdende Gute in seinem Kinde behütete, das Glück dieses Kindes in dem Guten selbst, das es in sich und aus sich lebte, und das Glück Ehrn Friedemanns in der Hingabe an das Gute, woraus er Kraft für sein eigenes Sein schöpfte, schließlich eitel. Denn mit dem letzten Atemzuge der Sterbenden muß auch das Lebensgefühl derer, deren alles sie war, erlöschen; und mag auch der Tod

noch so milde seine Hand auf den Meister Konrad legen, mag er still Ehrn Friedemann unter das weiße Schneetuch des Winters betten, jedenfalls kommt er. Tilgt er nun dadurch alles Hohe und Edle des Lebens aus? Die Milde, womit er naht, ist ein Wahrzeichen dafür, daß er nicht im Dienste der Wut und des Hasses steht, unter denen Else von der Tanne zusammenbricht, Vater und Freund mit hinwegraffend. Denn er ist kein Feind des Lebens. Er wird sein Retter, als es in die Gefahr kommt, an sich irre zu werden.

Freilich bleibt es ein Leid, daß eine solche Gefahr eintritt. Aber die Ausgleichung dieses Leides liegt jenseits des einzelnen Daseins im Ratschluß der Völker. Schon in demselben Jahre wird in Osnabrück der Friede geschlossen. Indem der Dichter dessen am Ende gedenkt, weist er selbst darauf hin, daß draußen im großen Treiben der Welt die Mächte walten, die über Wohl und Wehe von Millionen entscheiden.

Darin gipfelt auch die Erzählung Sankt Thomas, die vierte im Regenbogen. Es ist 1599. Donna Camilla Drago, die Nichte von Don Francisco Meneses, des Statthalters auf der den Spaniern gehörigen Insel Sankt Thomas, liegt träumend in einer Hängematte unter Palmen im Garten des Schlosses Pavaosa, erschöpft durch die Glut der tropischen Sonne. Sie denkt an Schnee und Eis im Haag, wo sie vor vier Jahren als Gefangene der Niederländer bei Mynheer und Myfrouw van der Does wohnte; sie denkt aber auch an den Leichtmatrosen Georg van der Does, der oft seine Eltern besuchte. Sie ahnt nicht, wie nahe dieser ist; doch sie erfährt es bald. Erst vor kurzem haben sich die Niederlande von Spanien losgesagt. Nun ist eine Flotte

unterwegs nach dem Süden, geführt von dem Admiral van der Does, den sein Neffe Georg begleitet. Nach einem beutereichen Sieg über Canaria fährt ein Teil der Flotte heim; die übrigen Schiffe legen, im Begriff nach Brasilien zu segeln, anfangs Juli bei Sankt Thomas an, um frisches Wasser einzunehmen. Georg weiß schon von Canaria her, wer auf Sankt Thomas zu finden ist. Aber statt eines friedlichen, fröhlichen Wiedersehens entbrennt ein heißer Kampf zwischen Niederländern und Spaniern, der für die Herren der Insel um so verhängnisvoller wird, als die von Haß gegen sie erfüllten Bergneger die Gelegenheit benutzen, den Niederländern zu helfen. Zwar bricht unter diesen die Madorca aus und läßt schließlich nur wenige die Heimat wiedersehen, zwar erkrankt der Admiral selbst und stirbt, trotzdem sind die Spanier verloren. Sie zünden mit eigener Hand ihre Stadt an und verschanzen sich hinter den Wällen des Schlosses, es hilft nichts. Meneses fällt, Camilla ruft zur Verteidigung auf, umsonst. Die Sennora Bracamonte schürzt ihre Röcke, schlägt die Ärmel zurück und trägt die Nase hoch, schleudert Flüche und Verwünschungen und versichert, sie sei sanften Gemütes, vergeblich. Sie gehen unter. Nur einer von der feindlichen Seite erhebt seine Waffen nicht gegen sie, Georg. Frei und wehrlos, weil nicht um zu kämpfen, sondern um Camilla zu sehen, vielleicht sie zu retten, gesegnet von dem Prädikanten Henricus Leflerus, dem das Treiben seines Volkes sündhaft däucht, schreitet er gegen den Wall. Er hat Camilla wohl nicht gefunden. Aber er ist wie sie verschollen und tot.

Nicht das traurige Ende, sondern die ganze Verwicklung ist das Erschütternde. Welcher Widerspruch liegt darin, wenn der Kampf zwischen Herrschsucht und Freiheitsdrang

unter den Völkern zwei Menschenherzen zusammenführt, nur um sie nachher desto schroffer von einander zu reißen; welcher Widerspruch, wenn die Zeiten und die Geschichtsbücher als die Zeugen der Zeiten dieses edlere Leben in Vergessenheit begraben, den Mord und den Raub aber dem Gedächtnis aller künftigen Geschlechter bewahren; welcher Widerspruch endlich, wenn trotzdem jene Kämpfe zu schwach sind, um all ihr Errungenes zu sichern, da andere Kämpfe und Mächte es wieder vernichten! „Ich sahe sie liegen, deine Kinder, o Pavaosa,“ so klagt Leflerus, nachdem er heimgekehrt ist, „und meine Seele ist mit ihnen begraben, wie der Knabe, den ich ohne Harnisch und Schwert zu dir sendete, die Arme vor ihnen auszubreiten. Ich sahe deine Jugend, Lieblichkeit und Schönheit zerrissen und zerfleischt — wehe mir!“ Und der Dichter selbst ruft zum Schluß aus: „Wie blaß, wie gleichgültig, wie nichtssagend das alles im Laufe der Jahrhunderte geworden ist!“ Doch das Negermädchen auf dem Felsvorsprung unter den Palmen von Sankt Thomas frohlockt: „Die Ketten sind abgefallen von dem Nacken meines Volkes, die Hände der Krieger sind rot und die Herzen der Jungfrauen fröhlich. — Meine Brüder haben die Fackel in die Burg des Herrn geworfen; mit meinen Schwestern habe ich getanzt um die Erschlagenen, und den goldenen Reif hat mir die schöne weiße Herrin lassen müssen von dem kalten starren Arm. — Das Volk des Meeres hat gesiegt, aber es verging in der Sonne; Onarika, die Schlange, hat es umwunden mit tausend Ringen und ihm das Herz zerdrückt.“ Der Dichter löst diese Widersprüche auf, indem er die Dinge in seine Sphäre hinaufhebt. Er zeigt das Erhebende, das oft auch im Schmerz liegt. Er ist der Hüter, der wacht, daß des Edlen und Tiefen im Leben ewig gedacht werde.

Mögen die niederen Gewalten sich immer mit Donner und Blitz wappnen: da sie versinken, triumphiert er am Ende über alle Stürme der Völker.

Denn auch der Untergang, der Tod, kann Triumph sein. Darum nennt Raabe die Erzählung, in der er noch einmal auf die ruhmreiche Zeit der Befreiungskriege zurückkommt, obwohl die Heldin, von der sie handelt, ihr Liebstes opfern und ihr Leben darangeben muß, Im Siegeskranze.

Wie Camilla in Sankt Thomas auf den Wällen von Pavaosa, so zeigt Ludowike im Siegeskranze, welcher Größe ein Weib im rechten Augenblick fähig ist. An der Seite des sterbenden Don Francisko Meneses spricht jene: „Sennores, Sennores, o sagt es ihm, daß Pavaosa noch nicht verloren ist, daß Spaniens Wappen noch nicht unter die Füße der Niederländer geworfen wird, daß wir kein ander Geschick haben wollen als Graciosa und Palma!“ Und dann erzählt der Dichter von ihr: „Das war nicht mehr die Camilla, welche in der Hängematte schaukelte, auch nicht die, welche vom Turm Abreojos das niederländische Geschwader auf der Meereshöhe erscheinen sah. Wie der schöne, aber tötliche Genius dieser Insel erschien sie nun, es war, als habe die verderbliche Macht der tropischen Sonne in ihr einen Körper gefunden; nicht Pedro Tellez, sondern Camilla Drago im Bündnis mit dem Feuer vom Himmel verteidigte das Kastell Pavaosa.“ Ebenso ruft Ludowike hinaus in den dämmrigen Frühlingsmorgen des Jahres 1813, an dem ihr Bräutigam Wilhelm Kupfermann und sein Freund Honold, die mit dem Commis Kupfermann einen geheimen Plan verabredet haben, mit ihren Husaren den Marwitzschen Reitern entgegenreiten, um mit diesen die Stadt vom französischen

Joch zu befreien: „Ade, ade, mein Lieb, ich gebe dich hin, leb' wohl in Ewigkeit, ich muß dich geben fürs Vaterland, — lebe wohl, lebe wohl!" Und als die beiden Offiziere von den ihnen nachgeschickten Verfolgern eingeholt und zurückgebracht sind und der spionierende, französisch gesinnte Polizeikommissär Schulz in Ludowikes Elternhaus kommt und wettert und droht, ist sie die einzige, die ihm entgegenzutreten wagt; denn es heißt: „Sie wußte wohl, daß sie am meisten hingegeben und verloren habe; aber sie hat sich nicht gebeugt, so lange ihr Geist hell war, und der Schulz hat das auch verspürt; es ist ihm selber gezeigt worden, wie es einem vor dem Schwert des Richters zu Mute sein kann." Doch es giebt auch einen Unterschied zwischen Camilla und Ludowike. Die Spanierin kämpft um ihr und der Ihrigen Leben und hofft im Tode eine Heimat zu finden, aus der sie niemand vertreiben kann; die Deutsche bringt ihr Opfer dem Vaterlande und weiß, daß sie eine Heimat hat, die sie verteidigen hilft.

Hiermit ist Ludowikes Leid indes nicht erschöpft. Sie wird bald darauf irrsinnig. Nach der Sitte der damaligen Zeit hält man sie vor den Leuten verborgen und giebt ihr nur ihre zwölfjährige Stiefschwester zur Gefährtin. Als sie zu toben anfängt, sperrt man sie in die Rauchkammer. Daraus entkommt sie mit Hülfe der Stiefschwester am Himmelfahrtstage 1814, als alle anderen draußen im Walde sind und den Einzug der Deutschen in Paris feiern. Sie flieht in den Garten. Dort kehrt ihr noch einmal das klare Bewußtsein wieder, und nach dankbarem Abschied von ihrer Stiefschwester stirbt sie.

Diese ist es, die nach vielen Jahren als Großmutter ihrer Enkelin jene traurigen Erlebnisse mitteilt. Daher fließt

die Erzählung ruhig und sanft dahin. Es ist, wie wenn die Erzählerin neben uns säße und wir sie hörten. Sie sagt: „Man hat wohl Gelegenheit gehabt, etwas zu erleben, wenn man im Jahre 1801 geboren wurde und seine Tage bis in diesen unruhvollen und angsthaften Frühling des Jahres 1866 fortspinnen durfte; und was die Eltern und Großvater und Großmutter anbetrifft, so ist das, als ob man hinabsieht in eine große dunkle Tiefe und sieht Lichter in dem Dunkel und Gestalten und hört allerlei Töne, daß einem ein Sehnen und ein Grauen um das Vergangene zu gleicher Zeit ankommt. — Als ich im vergangenen Jahre zum erstenmale nach so langer, langer Abwesenheit auf Besuch dort in meinem Geburtsort war, da habe ich mit Staunen wieder erfahren, wie das Neue ganz leise und allmählich über das Alte kriecht und das Ganze doch so sehr denselben Anschein behält. Sie hatten hier gebaut und dort niedergerissen, hier das Morsche verputzt und dort das Wackelnde gestützt; aber heute wollte ich dir noch die Fenster der beiden Soldaten zeigen, mein Kind, und den Thürpfosten, an welchem der Commis zu lehnen pflegte, und das Haus des Polizeikommissärs und noch manches andere, von welchem ich dir sagen werde. Es ist zum Kopfschütteln, wie solch eine alte, alte Geschichte nach fünfzig und mehr Jahren immer noch ihren Unterschlupf auf der Stelle findet, wo sie passierte. — Mein liebes Kind, wie die sterbende Schwester es mir gewünscht und vorausgesagt hat, ist mir nachher noch viel Gutes in meinem Leben widerfahren. Ich habe mein Teil von allem hingenommen, und daß ich heute hier sitze und dir bei so holdem Glanz des Abends von der Welt vor fünfzig Jahren erzählen kann, ist auch eine nicht kleine Vergünstigung des Himmels. Komm', laß dir

die Haare aus der Stirn streichen, — weine nicht, halt' dich wacker zu jeder Zeit; denn wer kann sagen, was du dereinst zu erzählen haben wirst, wenn deine Enkel zu deinen Knieen kommen und eine Geschichte aus den Tagen, in welchen du noch jung warst, von dir zu hören verlangen?" Diese Worte sind ein natürliches, schlichtes Geplauder. Die Alte, die sie spricht, wird uns vertraut und befreundet. Sie hat echtes Gefühl, Treue und Dankbarkeit für die Vergangenheit, Freude und Sinn für die Gegenwart, einfache Lebensweisheit.

Wenn übrigens Raabe seine Geschichte, die den Schluß des Regenbogens bildet, im Frühling 1866 erzählen läßt, wird recht aus innerstem Herzensdrange der Rückblick auf die Jahre nachmals getäuschter Hoffnung an die Schwelle der Zeit verlegt, die jene Hoffnung erfüllt hat.

Im Jahre 1865 veröffentlichte Raabe eine Sammlung von vier Erzählungen, die er Ferne Stimmen nannte. Darunter befindet sich eine geschichtlichen Inhaltes mit dem Titel Die schwarze Galeere. Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn sie bekannter würde, sie eine größere Zahl Freunde fände als manche andere Dichtung von Raabe. Sie ist eine vorzügliche Leistung der Kunst reiner, reflexionsloser Schilderung. Trotzdem gehört sie zu denen, die am wenigsten charakteristisch für ihren Urheber sind. Sie handelt von einem Ereignis aus den Jahren des Geusenkrieges. Es ist wieder 1599. Jan Norris und Myga van Bergen waren als Kinder einst Spielgefährten, dann haben die Wirren der Zeit sie auseinandergebracht. Jener ist unter die Geusen gegangen und zweiter Steuermann der gefürchteten Schwarzen Galeere geworden; diese ist seit kurzer Zeit Waise. Jan befindet sich in Antwerpen auf Kundschaft. In einer Taverne

erkannt, entkommt er, ohne daß seine Verfolger wissen wohin, zu Myga. Aber gerade hierher lenken der ernste Antonio, der für Myga schwärmt, und sein Freund, der frivole Leone, ihre Schritte, dringen mit einem Haufen Volks in das Haus und schleppen Jan und Myga auf den vor Anker liegenden Andrea Doria. Mit kühner Entschlossenheit sprengt Jan seine Fesseln und flieht, aber nur um mit der Schwarzen Galeere zurückzukehren, einen heldenmütigen Überfall auf das feindliche Schiff zu machen und Myga zu retten. Zwischen den spanischen Forts hindurch gelangt die Schwarze Galeere siegesfroh in die See. Die Erzählung ist voll von geschichtlichen Beziehungen, die geschickt in sie eingewebt sind. Man sieht die Zeit und die Menschen leben und leiden, als ob alles erst eben geschähe. So wenn die Kinder schon in der Wiege Schlachtendonner als Schlummerlied hören und zum Spiel sich ängstlich in Haus und Stube verbergen müssen, wenn in der Taverne Deutsche, Burgunder, Niederländer, Spanier, Italiener durcheinanderschwirren, wenn der wüst stürmende Haufe sich durch die Gassen Antwerpens wälzt, wenn den ermatteten Spaniern nach mehr als dreißigjährigem Ringen der Mut sinkt. Überall verrät sich Vereinigung reichen geschichtlichen Wissens mit freier dichterischer Kraft. Aber es fehlen die Knorren und Ecken im Weltgetriebe, die Raabe sonst so fein nachfühlt. Es entwickelt sich alles trotz Kampf und Aufregung glatt.

Durch Eins übertrifft Die schwarze Galeere die anderen geschichtlichen Schilderungen Raabes, durch die besondere Hervorhebung des Heroismus, den sie verherrlicht. Einen Gegensatz bildet Der Marsch nach Hause aus dem im Jahre 1873 gedruckten Buch Deutscher Mondschein. Er ist eine der humorvollsten von den geschichtlichen Dich-

tungen. Muß man nicht lachen über den Korporal Sven Knudson Knäckabröd? Und muß man nicht wieder auch leiden mit ihm? Er, ein Kriegsknecht, berufen die Schlachten der Völker schlagen zu helfen, vor der Rache der Frauen und der Jungfrauen, die im Januar 1647 zwischen Lingenau und Hüttisau erbarmungslos alle Schweden totschlugen, als der einzige gerettet von der Taubenwirtin in Alberschwende, Frau Fortunata Madlenerin, hat sich still im Hause halten und die kleine Aloysia Madlener wiegen und einsingen müssen, — er, der Korporal, eine Kindsmagd! Und als dann sein Pflegling größer geworden war und die Leute den Schwedenhaß überwunden hatten, ist er hinaufgeschickt worden auf die Lorena, um Vieh und Weide zu pflegen und zu bewachen, — er, Sven Knudson, ein Kuhhirt! Aber er bleibt seiner Retterin dankbar und treu, ergeben und folgsam.

Da endlich sticht's ihn. Am großen Geburtsfest des Schutzheiligen von Bregenz geht er durch. Es ist am 7. August 1674. Er schaukelt im Kahn auf dem Bodensee und findet drüben an der Hafenmauer von Lindau einen alten Kriegskameraden, Rolf Rolfson Kok. Es ist rührend und komisch, wie sich die beiden vor Freude umarmen und anheulen. Sie gehen natürlich ins Wirtshaus zur Krone. Und ein dritter alter Kriegsgesell, jetzt italienischer Sprachlehrer, Tito Titinio Raffa, setzt ihnen den Floh ins Ohr; es ist etwas im Schwange zwischen Schweden und Brandenburg. Wieder ist es rührend und komisch, wie ihre alte Kriegslust erwacht, wie sie feuriger lodert mit jedem Glas, das sie trinken. Da stehen sie im nächsten Jahr wirklich bei Rathenow im schwedischen Heere. Ihnen scheint etwas bange zu werden. Der Derfflinger kommt über Nacht, schlägt

eigenhändig Sven Knudson die Nase blutig. O Kindsmagd und Kuhhirt von Alberschwende, nun wieder ein schwedischer Korporal! Dann erscheint der Tag, wo sie beide im Sumpf zwischen Havel und Rhin stecken und Rolf Kok an die Würste und den Wein in der Krone in Lindau zurückdenkt und den Wunsch hat, sie wären beide in ihrer Versprengung geblieben, und auf den Ruffian Tito Titinio Raffa schimpft. Endlich Fehrbellin, wo der große Connetable Wrangel viel schlimmer als sie fährt. Das ist ihr tiefster Schmerz. Rolf Kok läßt sein Leben. Sven Knudson dreht wieder um zu seiner Frau Madlenerin. Was ist aus ihm, dem Tapferen, geworden! Wie ein Dieb bei Nacht schleicht er scheu und zögernd bis Alberschwende. Und nun will die Frau Fortunata nicht einmal glauben, daß er am Rhin gewesen ist, denn sie denkt sich darunter den nahen Rhein, wo er doch nirgends zu finden war, — und daß die Brandenburger den Wrangel besiegt haben, denn solche Völkerschaft gebe es gar nicht. Ihm ist wahrlich sehr elend zu Mute. Doch jene weiß ihn trotzdem zu schätzen und ruft ihm ihr „Grüeß di Gott“ zu und nimmt ihn gern wieder auf.

So führt die Erzählung uns von den lachenden Schweizer Bergen und dem blinkenden Bodensee, von dem Festtrubel auf dem Pfannenberg bei Bregenz und den grauen Mauern der alten Stadt Lindau über die Brücke von Rathenow und über die Sümpfe und das Schlachtfeld bei Fehrbellin zurück auf die Höhe der Lorena zu den Kühen und Ziegen der Weide. Alles erhält seinen echten Glanz oder Unglanz, alles lebt ein lebendiges Leben. Neben dem braven, unglücklichen und doch am Ende so glücklichen Sven steht seine Retterin und Herrin nicht weniger deutlich und greifbar als er, praktisch, entschlossen und treuherzig. Auch der schlaue Welsche

Tito Titinio Raffa ist gut geschildert. Und wie viel Gefühl und Mitgefühl hat der Dichter in seine Beschreibung des Kriegsunternehmens der beiden närrischen wackeren Schweden gelegt! Aber sie sind nicht Sieger geblieben, sie halfen nur den Ruhm ihres Volkes zu Grabe tragen. Denn hoch zu Roß hält im Hintergrund Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, an den die Taubenwirtin von Alberschwende nicht glaubt.

Wohl wunderbar waltet der Weltlauf über dem Leben der Menschen. Martyrium magnum heißt ein Kapitel im Heiligen Born, Martyrium magnum könnte auch über dem folgenden Stück des Deutschen Mondscheins, über der Erzählung Des Reiches Krone stehen. Tolle! lege! Nimm und lies! Die Insignien Kaiser Karls des Großen lagen seit 1350 auf dem Schlosse Karlstein in Böhmen. Im Jahre 1422 schickt Sigismund den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg dorthin, damit er sie heim nach Nürnberg hole. Mechtilde Grossin feuert den Erzähler und seinen Freund Michel Groland an, gleich anderen Söhnen der altehrwürdigen Stadt mit hinauszuziehen. In Karlstein angesichts der Kleinodien des Reiches gedenkt Michel seiner und Mechtildes Liebe, und er flüstert dem Freunde zu: „Bitte, daß ich die allerhöchste Krone erwerbe.“ Dann folgt er nach Ungarn mit auf die Blindenburg, wohin man die kaiserlichen Insignien rettet, da die Hussiten siegreich vordringen. Der Erzähler selbst kehrt zurück nach Nürnberg. Inzwischen bricht der Aussatz im Heere aus. Elend und krank kommt Michel Groland im Oktober 1423 heim. Ohne daß seine Verwandten, seine Freunde und seine Braut es ahnen und wissen, wohnt er im Hause der Sondersiechen. Nur dem Erzähler giebt er durch die Stollhoferin, der Sondersiechen

Mutter, Kunde von sich, indem er ihn verpflichtet zu schweigen. Da erscheint am Mittwoch nach unserer lieben Frauen Verkündigung 1424 der Tag, an dem des Reiches Krone wieder in Nürnberg einzieht. Auch die Sondersiechen werden hinausgeführt. Unter ihnen erblickt und erkennt Mechtilde ihren Geliebten. Vor dem Altar in der Kirche vom heiligen Geist streift sie dem Kranken das ihn verhüllende Gewand ab und küßt ihn. Dann geht sie mit ihm und pflegt ihn, bis ihn der Tod erlöst. Sie wird Mutter der Sondersiechen, nachdem die Stollhoferin gestorben, und bleibt es bis an ihr Ende. Am Tage des heiligen Laurentius 1453 schreibt der Erzähler dies alles in seinem engen Gemach am Paniersberg in Nürnberg nieder. Tolle! lege! Nimm und lies! Ergreifender als hier konnte der Dichter es nicht zur Anschauung bringen, wie ein geschichtlicher Vorgang für den Einzelnen ein Verhängnis zu werden vermag. Konstantinopel ist von den Türken erobert, der Halbmond hat über das Kreuz gesiegt, die Glocken verkünden es soeben in Nürnberg, und die Bevölkerung der Stadt ist in großer Erregung. Aber den Erzähler stört nichts. Er denkt an Michel Groland und Mechtilde Grossin. Er hat etwas zu sagen, das ewig Macht behält, trotz allem Schall und Farbenspiele der Erde.

Er, der viel Reichtum und Schönheit gesehen und mit Fürsten und Senatoren in Venedig, Rom und Neapel verkehrt hat, der die Welt im Großen und Kleinen, im Guten und Bösen zu schätzen weiß, sagt: „Ich sah vor dem Schreine, der des deutschen Volkes höchste Heiligtümer barg, daß die Liebe wahrlich den Tod überwindet, ja Schlimmeres als den Tod zu einem Lachen macht." Und Theodorus Antoniades, der Lehrer des Erzählers und Michel Grolands, der aus Chios nach Nürnberg gekommen ist, nachdem er daheim

hat Weib und Kind und Haus in Tod und Trümmer zurücklassen müssen, der in Trauer um sein verlorenes Vaterland lebt, spricht mit den Worten der Bergpredigt: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." Darin ist die Idee der Erzählung zusammengefaßt. Sie ist ein Lobgesang auf die Liebe; ein Lobgesang, wie das, was falsche Heilige als irdisch verachten, in reinstem und höchstem Sinne des Wortes wert ist himmlisch zu heißen; ein Lobgesang, daß die Liebe aus Liebe das schwerste Leid trägt und Leid um der Liebe willen aufhört Leid zu sein. Des Reiches Krone zählt zu dem Schönsten, das Raabe geschrieben hat, ja zu dem Schönsten, das in deutscher Zunge zu lesen ist. Die Erhabenheit der Gesinnung prägt sich im Wohllaut der Sprache aus, und der Wohllaut der Sprache hallt wieder in der Erhabenheit der Gesinnung. Aber uns, von denen die meisten die Einigung Deutschlands, die Wiedererstehung des Reichs unter Hohenzollernschem Adler erlebt haben, muß die Erzählung auch sonst noch wert sein, weil Michel Groland mit Friedrich von Brandenburg auszog, um die Krone des Reichs zu erlösen, weil der Erzähler am Schlusse, obgleich er so ganz in trüber Erinnerung verharrt, daß ihn alles, was drüber hinausgeht, gleichgültig läßt, doch fragt, ob einer die Krone einst wieder zu Ehren bringe. So ist zwar das Leid, das Michel Groland und Mechtilde Grossin heimgesucht hat, furchtbar gewesen; aber es ist für das Heil des Vaterlandes erduldet worden, denen zum Zeugnis, die nach vier und einem halben Jahrhundert den großen deutschen Traum sich erfüllen sahen.

Wieder in die Zeit der Schlacht bei Fehrbellin, auf einen Schauplatz, der etwas vom Kampfe des Luther- und Papsttumes zeigt, führt die Erzählung Höxter und Corvey,

eine von den 1878 erschienenen Krähenfelder Geschichten. Es war ein friedloses Jahrhundert für ganz Deutschland, nicht am wenigsten auch für Höxter. Weltliche und geistliche Fürsten, Stadt und Stift lagen in endlosem Streit. Am letzten November 1673 ist Herr von Fougerais abgezogen, nachdem seine Truppen in den Häusern und auf den Gassen wüst gehaust haben. Die Bevölkerung ist noch in heftiger Erregung. Am Abend des folgenden Tages steigt von neuem ein Sturm auf, von den einen gegen die lutherische Sankt Kilianskirche, von den anderen gegen Sankt Niklas. Die Lärmglocke im benachbarten Kloster Corvey weckt die Mönche, sie halten inne in ihrem Schnarchen, dann poltert es hinter den Thüren, dann wimmelt es aus den Zellen, und der Zug bewegt sich zur Stadt. Aber nicht der ursprüngliche Kampf bildet den Kern des Interesses. Der Aufruhr zwischen Lutherischen und Katholischen schlägt um in einen gemeinsamen Angriff auf die Juden. Das Haus der Großmutter Leah und ihrer Enkelin Simeath wird der Mittelpunkt. Die Alte ist erst am Nachmittag mit einem Sack voll Erbschaft aus Gronau heimgekehrt. Darauf hat es die Gier des Fährmanns Vogedes, der Leah über die Weser gefahren hat, abgesehen. Aber der Bruder Henricus aus Corvey, einst ein tapferer Kriegsmann, tritt als Verteidiger auf. Zu ihm gesellt sich Lambertus Tewes, der Neffe des lutherischen Predigers Vollbort. Leah hat gleich ihrem Volk viele Stöße, sich duckend, ertragen. Sie ist die verachtete, aber siegesgläubige Jüdin. Henricus hört noch einmal wie aus ferner Welt von seinem längst toten Freunde Just von Burlebecke, da Leah in jungen Jahren von Just als Andenken einen der Handschuhe erhalten hat, die ihm Henricus Mutter geschenkt hatte. Tewes, der aus

Helmstedt relegierte, auch von seinem Oheim abgewiesene Scholar, trägt sein Los mit Humor und ergötzt sich an dem Gerauf um Sankt Kilian und Sankt Niklas. Doch er ist bei allem Leichtsinn schnell und wacker zur Hand, die schöne, zarte und zitternde Simeath schützend. Zuletzt erscheint die Vertretung der Stadt, um das ihr vom Stift entrissene Geleitsrecht der Juden geltend zu machen und diese aus Höxter zu weisen. Da stirbt die von Alter, Mühsal und Mißhandlung völlig erschöpfte Leah. Der Tod bringt ihr endlich Frieden und predigt den andern Vernunft. Es hilft kein Pochen auf das Geleitsrecht mehr, und die Juden bleiben. Der einzige, der fröhlich aus alldem hervorgeht, ist Tewes, der in Corvey eine Nacht Unterschlupf findet. Die Erzählung endigt, indem sie am nächsten Morgen den Studio auf den Weg nach Wittenberg bringt. Sie schließt damit eine Reihe von Handlungen ab, die mehr nur lose mit einander zusammenhängen. Es macht zunächst sogar Schwierigkeit, ihrem Gang in allem zu folgen. Trotzdem tritt am Ende durch die Vielartigkeit der Vorgänge um so mehr das Durcheinander der Zeitumstände hervor. Man gewinnt eine klare Anschauung von den Wirren, die herrschten, und von der Trübsal, die alle Berufe und Stände heimsuchte. Wie in einem einzigen Bilde, bis ins einzelne deutlich erkennbar, liegen die Stadt und ihre Umgebung, die Nacht und der Aufruhr vor uns.

Erst fast zehn Jahre später, also 1888, erschien Raabe wieder mit einer geschichtlichen Dichtung. Sie ist die letzte und heißt Das Odfeld. Sie führt ein Stück Unruhe und Not aus der Zeit des siebenjährigen Krieges vor. Wie immer bei Raabe, liegt eine genaue Kenntnis der geschichtlichen Lage der Dinge zu Grunde. Daraus stammt unter

anderem die gerechte Anerkennung, womit der Charakter des Herzogs Ferdinand von Braunschweig geschildert wird. Daraus stammt vor allem die Anschaulichkeit, mit der die Beschreibung der kaum zwei Tage währenden Ereignisse von einem eng umgrenzten Gebiet aus die damalige Unsicherheit ganz Deutschlands beleuchtet. Als Motto wird ein Satz aus dem holzmindischen Wochenblatte vom 10. November 1787 vorausgeschickt: „So ist es also das Schicksal Deutschlands immer gewesen, daß seine Bewohner, durch das Gefühl ihrer Tapferkeit hingerissen, an allen Kriegen teilnahmen; oder daß es selbst der Schauplatz blutiger Auftritte war. Daß, wenn über die Grenzen am Oronoco Zwist entstand, er in Deutschland mußte ausgemacht, Kanada auf unserm Boden erobert werden.“ Die Erinnerung daran ist eine noch heute nicht überflüssige Mahnung, daß es anders sein sollte. Aber aus der Schilderung aller Leiden und Opfer spricht auch hier die Gewißheit, daß sich das deutsche Volk immer schließlich siegend hindurchringt, weil jeder Einzelne sein Teil Tüchtigkeit in die Wage wirft. Es ist urdeutscher Boden, worauf die Erzählung sich abspielt. Schon mit dem Namen Od-, Odins- oder Wodansfeld weht uns etwas wie von dem Geiste der alten Germanen des Tacitus an. Das Kloster Amelungsborn am Odfelde, eine Pflanzstätte der Cistercienser, der Nachfolger des heiligen Bernhard von Clairvaux, den Luther höher als alle Mönche und Pfaffen auf dem Erdboden schätzte, reicht in aufstrebende Zeiten zurück. Nun braust der Krieg, der mit ein Grundstein zu Deutschlands Größe geworden ist, an seinen Mauern vorüber. Die Schlacht in der Luft unter den Raben des Odfeldes, den Boten und Streitern Wodans, die im ersten Kapitel vorkommt, zeigt nicht bloß Unheil an,

sondern verkündet auch, daß die uralt germanische Kraft fortlebt. So sind das Mitgefühl mit den Leiden der Zeit und die Zuversicht in die Sieghaftigkeit der Nation der Ernst, der sich hinter den vielen erheiternden Wendungen der Erzählung verbirgt. Denn der Dichter hat es weislich vermieden, Schreckbilder vor unseren Augen aufzurollen. Er bewahrt uns durch Hervorhebung der komischen Züge, die den Personen und den Handlungen anhaften, vor der erschütternden Wirkung des Anblickes schwerer Kriegsnot.

In der Nacht vom 4. zum 5. November 1761 klettert der aus der lateinischen Schule bei Holzminden relegierte Primaner Thedel von Münchhausen über die Mauer des ehemaligen Klosters Amelungsborn und dringt in die Stube des Magisters Noah Buchius. Dieser ist bis vor kurzem, als die lateinische Schule von Amelungsborn nach Holzminden verlegt wurde, Kollaborator an ihr gewesen, aber in Gnaden und Ruhe unter der Pflege des Klosteramtmanns zurückgeblieben. Gegen Morgen brechen die Franzosen ein. Thedel rettet Fräulein Selinde Fegebanck, die Nichte des Amtmanns, auf den Boden. Buchius und der Amtmann sollen eben auf dem Hofe aufgeknüpft werden, da sendet der Exlateiner vom Dach einen Hagel Steine herab, und von draußen kommt das Gerücht, die Preußen und die Engländer seien in der Nähe. Die Franzosen ziehen daher eiligst von dannen. Auf dem Felde trifft Buchius die Klostermagd Wieschen mit ihrem verwundeten Bräutigam, dem Knechte Schelze. Als sich auch Thedel und Selinde einfinden, machen sich alle zusammen nach der Ithhöhle auf, wo sie Schutz suchen. Während dessen tobt in der Gegend die Schlacht zwischen Broglio und Ferdinand. Thedel wird ungeduldig und kriecht aus dem Versteck hervor. Kaum ist er im

Freien, so sieht er sich von versprengten Schotten umringt, worauf man die übrigen aus ihrer Höhle holt. Zum Glück reitet der Herzog mit seinem Gefolge vorbei. Wieschen zeigt ihm einen silbernen Knopf, den er ihr vor drei Jahren geschenkt hat, als er sie im Halberstädtischen mit ihrem toten Vater am Wege fand. Er nimmt Thedel auf dessen Wunsch in seinen Dienst und läßt die andern eine Strecke geleiten. Etwa um drei Uhr nachmittags treffen die vier an der Stelle, wo Buchius am vorigen Tage die blutige Rabenschlacht gesehen hat, von der er sich einen verwundeten Kämpfer in seine Zelle mitgenommen, Thedel tot unter seinem ebenfalls toten Gaul. In einem Nachgefecht ist er gefallen.

Die Hauptperson der Erzählung ist der Magister. Zeit seines Lebens haben ihm seine Buben hart zugesetzt, ihm manche recht heiße Stunde in und außer der Schule bereitet; und nun er allein in Amelungsborn zurückgeblieben, setzen der Amtmann des Klosters und die Frau Amtmännin auf andere Art die schlechte Behandlung fort. Aber er trägt sein Schicksal geduldig, im Grunde seiner Seele still zufrieden, dankbar für alles ihm Zufallende. Er freut sich, ein solches Prodigium wie die Rabenschlacht zu erleben und einen lahmen Kämpfer zum Andenken zu erbeuten. Die Raritäten an Töpfen, Knochen, Steinen und anderem, die er überallher zusammenträgt und daheim aufbaut, sind sein Entzücken; begehrlich schaut er darein, als er zum erstenmal den Knopf sieht, den Wieschen vom Herzog erhalten hat. Aus dem seltsamen Buche Der wunderbare Todesbote, das ihm von einem satirischen Kollegen beim Weggang von Amelungsborn geschenkt worden ist, vermag er gegen die Absicht und Meinung des Gebers mancherlei Trost zu

schöpfen. Er verdient das Vertrauen, das Schelze und Wieschen in ihn setzen, die seinen Rat suchen, obgleich er selber darüber erstaunt. Auch nicht so von ungefähr bloß flüchtet zu ihm der Erzschelm Thedel, der redlich geholfen hat ihm die Schulstunden schwer machen. Und seine Ithhöhle, die er einst zum gelegentlich sichersten Schlupfwinkel vor den Plagen des Tages herausfand, gewährt den Klosterflüchtlingen Schutz. Er ist bloß scheinbar das fünfte Rad, das er zu sein glaubt.

Erst in zweiter Linie kommen die anderen Personen der Handlung: Thedel, Selinde, Schelze und Wieschen. Unter ihnen gewinnt Thedel nicht bloß das meiste Interesse, sondern sein Schicksal ist auch das eigentliche Thema der Erzählung, da es sich in seiner im wesentlichen kurzen Entwicklung von Anfang bis Ende vor unseren Augen abspielt. Wenn trotzdem Buchius mehr als sein Schüler hervortritt, hebt dies die Einheit des Ganzen nicht auf; denn Thedels Kommen, Handeln und Sterben wird als Erlebnis des Magisters vorgeführt, das also mit jenen eins ist. Buchius erscheint als Hauptperson, aber Thedel bildet in dem, was von ihr erzählt wird, den Mittelpunkt. So lebenswahr und mitfühlend wie den braven Magister schildert Raabe daher auch den lustigen Scholaren. Ob Thedel nackt aus dem Bade steigt und als vermeintlicher Butzemann die den armen Schelze prügelnden Bauern erschreckt, ob er sich freiwillig vor dem Magister über den Stuhl legt, damit ihn dieser für verflossene Sünden verbläue, ob er seinen Engel Demoiselle Fegebanck anbetet, die ihn an Jahren weit übertrifft, immer wirkt er erheiternd. Um so trauriger ist sein früher Tod mitten in schäumender Jugendlust. Er erregt dadurch sogar das Mitleid der Frau Amtmännin. Nicht zu reden

von dem Magister, dessen Gedanken nicht davon loskommen, wie sie alle Rettung gefunden, nur der eine, der Jüngste und Lebensfroheste, nicht. Wohl am ehesten tröstet sich Fräulein Selinde, wenn sie des Trostes bedarf. Sie weiß sich in alles zu ihrem Vorteil zu schicken. Die galanten Franzosen gefallen ihr, und den Schotten, die sie aus der Ithhöhle ziehen, hält sie eine wütende Standrede. In gewissem Gegensatze zu ihr läßt Raabe das einfältige, ehrliche, derbe Paar Schelze und Wieschen erscheinen. Ihre Welt ist eng; sie, die schwere Arbeit gewöhnt sind, in Arm und Hand stark, zittern vor dem Gekrächze des schwarzen Kämpfers aus der Rabenschlacht auf dem Odfeld. Indes wie sie treu zu einander halten, so stehen sie auch treu zum Magister, um dessen willen sie ihren Unmut über die Mißhandlung, die sie von ihrer Herrschaft erfahren, in sich ersticken. Beim Anblick des toten Thedel ringt Wieschen nicht untröstlich wie Selinde die Hände; aber Schelze muß sie am Arme fassen und gröblich brummen, sie solle nicht so sehr schreien. Er selbst zerknillt seine Pudelmütze zwischen den harten Fäusten.

Jedoch so rein ernste Augenblicke, wo auch das Komische aufhört komisch zu sein, giebt es nicht viele in den zwei Tagen. Oder vielmehr der Dichter unterdrückt sie. Der Gang und Ritt über das Odfeld, wo Buchius, Thedel, Fräulein Fegebanck, Schelze und Wieschen zusammentreffen und den entlaufenen Schimmel des Amtmanns aufgreifen, ist kein Spaß; trotzdem muß man über den Aufzug lachen: Wieschen hoch zu Roß, vor sich ihren verwundeten Liebsten, — Thedel, den Schimmel am Zaume führend, — Buchius, mit Demoiselle am Arm. Als sie in der Ithhöhle sitzen, läßt der Exprimaner seiner Ausgelassenheit freiesten Lauf,

ärgert dadurch seine teure Selinde und fordert des Magisters pedantische Schulmeisterlichkeit heraus, während Schelze Wunderdinge erzählt und Wieschen in Furcht und Staunen schwebt. Nachdem alle aus ihrem Versteck hervorgeholt sind, wälzt der Hauptmann von Meding, der den Amelungsbornern sicheres Geleit geben soll, seine Schutzbefohlenen auf den Korporal Baars ab, der sie sogleich schimpfend zweien seiner Leute zuweist, die dann schon bei der nächsten Wegecke umkehren. Auch einen erheiternden Gewissensaufschrei veranlaßt die Not des Tages, wenn der Amtmann und die Frau Amtmännin beteuern, sie wollten fortan mit Buchius in Frieden und Freundschaft leben. Rührend giebt darauf der Magister frommem Dank Ausdruck, denn er entdeckt, die Feinde, die in allen anderen Räumen des Klosters gräulich gehaust haben, sind achtlos an seiner Zelle vorübergegangen, die noch verschlossen ist, wie er sie verlassen hat; doch er sieht sich getäuscht, als er sie öffnet, er findet sie übel zugerichtet, seine Geräte und Schätze umhergeworfen, sein Trostbuch zerfetzt, alles von dem hungerleidenden Raben. Zuletzt entspinnt sich ein komischer Kampf zwischen dem Alten und seinem Wodansstreiter, der wilde Geselle zwingt seinen Herrn und Lebensretter ihn fliegen zu lassen.

Aber wieviel des Scherzhaften auch erzählt werde, es ist nicht für sich selbst da, sondern das Mittel, der von dem Dichter mit ganzem Herzen erfaßten Schwere der Umstände Meister zu werden. An Thedels Leiche sagt Buchius: „Wir finden wohl heute Abend keine Stätte in Amelungsborn, wo er besser ruhte, als wie hier, wo er sie sich selber gesucht hat als ein junger deutscher Edelmann und Kriegsmann. Nun wollen wir ihn ein wenig zurechtlegen in seiner Glorie aus dem Krieg um das deutsche Vaterland —

hier auf dem Odfelde bei unsern Vorfahren seit Anbeginn.“ Nach der Rückkehr auf den Klosterhof spricht der Magister: „Liebste, beste Frau, Kinderchen, armes kleines Volk, arme liebe Schelme, es ist wohl gleich gewesen, wo wir uns heute verkrochen haben; ob über der Erde, ob unter ihr. Des Herrn Hand hat uns doch gefunden und herausgezogen unter die Gewappneten und uns hingeworfen unter ihren Fuß und Huf; aber seine Güte hat auch bis dahin gereichet: er hat uns aufbehalten und bewahret einen für den andern bis auf einen. Den hat er hingenommen und weggeführet in seiner Jugend; — er wird es ja wohl wissen, was das Beste für den war. — Frau Amtmann, er ist der einzige von uns, der heute einen vergnügten Tag, einen Tag nach seinem Herzen erlebt hat, und er liegt mit einem Lachen auf dem Gesicht draußen auf dem Odfeld unter den Völkern und Präsagio vom gestrigen Abend.“ Zum Schluß des Buches wird darauf hingewiesen, wie jeder sein Schicksal zu Ende führen müsse, um seine Mission im Leben zu erfüllen; der alte Weise von Amelungsborn ruft dem Raben nach: „Ich weiß nicht, von wannen du gekommen bist, ich weiß nicht, wohin du gehst; aber gehe denn — in Gottes Namen — auch nach dem Odfelde. Im Namen Gottes, des Herrn Himmels und der Erden, fliege zu, fliege hin und richte ferner aus, wozu du mit uns andern in die Angst der Welt hineingerufen worden bist.“ Der Dichter fühlt diese Angst mit seinem Volke, ob auch die Zeit, von der er erzählt, längst entschwunden ist; aber er fühlt zugleich das Edle, das sich in ihr bewährt, auslebt und Frucht bringt. Er trägt aus freiem Willen gewissermaßen allein die Angst an dem, wovon er berichtet, und zeigt seinen Lesern und Hörern durch Lachen hindurch nur ihre Ver-

gänglichkeit. Daher ist Das Odfeld nicht bloß die humorvollste geschichtliche Dichtung Raabes, sondern auch humoristisch in der besonderen Art, die den Raabeschen von anderem Humor unterscheidet.

Wir sind am Schluß des Kapitels. Die Mehrzahl der geschichtlichen Dichtungen Raabes gehört seiner frühesten Schaffenszeit an. Von dem Studenten von Wittenberg über Unseres Herrgotts Canzlei bis zum Siegeskranze sind elf Erzählungen, die alle ihre Entstehung oder Vollendung den Jahren 1859—66 verdanken. Auch wenn sie traurig endigen, klingt in dem Schmerz und dem Leid, das sie schildern, doch immer ein irgendwie hellerer Ton an. Die dann folgende Schwarze Galeere steht mit dem Siegessturm, der durch sie hinbraust, allein. Der Marsch nach Hause, Des Reiches Krone und Höxter und Corvey bilden dazu von neuem einen Gegensatz. Sie gehen in ruhige, zum Teil erhabene Entsagung aus. Ihr Eindruck ist noch harmonischer, aber der hellere Ton in Schmerz und Leid fehlt. Die letzte Erzählung, Das Odfeld, ist wieder vereinzelt. Während der Humor in der ersten Gruppe selten und stets bloß als Beiwerk, in der Schwarzen Galeere gar nicht vorkommt, während er in der dritten Gruppe, soweit er Raum und Gelegenheit findet, als heilsame Gegenkraft wirkt, ohne dichterisch unbedingt nötig zu sein, wird er nun das unentbehrliche Element, auf dem die versöhnende Stimmung des Ganzen beruht. Wenn übrigens hier weiter keine geschichtlichen Erzählungen aufgeführt werden, soll damit nicht gesagt sein, es mangele den anderen Romanen und Novellen Raabes überhaupt an historischen Beziehungen. Vielmehr wird überall auch in Dichtungen, deren Zeit der Gegenwart naheliegt, diese stets

genau bezeichnet; oft spielen sogar große geschichtliche Vorgänge eine mehr oder weniger eingreifende Rolle; außerdem fehlt es nicht an Erzählungen, die nicht genannt sind, obgleich sie an eine ferne Vergangenheit anknüpfen. In allen diesen Fällen führen jedoch die historischen Begebenheiten keine wesentliche Entscheidung für den Gang der Haupthandlung herbei. Wie verschieden davon die wirklich geschichtlichen Erzählungen sind, merkt man daran, daß fast nie die Charaktere um ihrer selbst willen oder durch allgemeine und typische Lebensbeziehungen, sondern mehr nur im Zusammenhang dessen, das die besondere Zeit über sie verhängt, unsere Teilnahme erregen. Denn es kommt überall ebenso viel auf die unabhängig von den Charakteren sich vollziehenden Ereignisse wie auf jene selbst, nämlich auf beider Zusammenwirken an; wobei die Ereignisse in ihrem geschichtlichen Gepräge nicht durch andere und ähnliche ersetzt werden könnten. Darum bildet immer die Fabel nicht allein äußere Form, sondern mit wesentlichen Inhalt. Raabe benutzt nicht alte Zeiten und alte Kostüme, um seinen Erfahrungen an Menschen und Schicksalen reizvolle Dekorationen zu geben; noch weniger dienen ihm die ewig wiederkehrenden Triebe und Leidenschaften der menschlichen Seele dazu, nur geschichtliche Zustände zu schildern. Er lebt vielmehr jedesmal mit der Vergangenheit, wie wenn sie Gegenwart wäre; denn er verhält sich zu ihr nicht bloß objektiv anschauend, sondern auch subjektiv nachfühlend.

Daher ist bei ihm die geschichtliche Treue, so sehr sie auch anerkannt werden muß, an und für sich doch mehr Nebensache. Erst die Vertiefung in Lust und Leid, die das einzelne Menschenleben unter dem Einflusse der die Staaten bewegenden Erschütterungen erfährt, läßt deren wahre Be-

deutung erkennen; erst sie schärft Auge und Ohr für die Regungen, von denen die Menschenherzen im Wandel und Wechsel der Völker erbeben. Aber nur falls sie uns zu erheben vermag, lohnt sie die Mühe, die wir ihr widmen. Darum ist es nicht gleichgültig, wenn Raabe durch alle Trübungen hindurch den echten und unvergänglichen Glanz menschlicher Güte und Größe zeigt; denn so offenbart er, wie viel Besseres hinter den oft unerquicklichen Weltwirren steckt. Diese selbst erhalten damit erst ein gewinnendes und tröstendes Antlitz, das ebenso das Interesse an Deutschlands Schicksalen, das sich schon meist in der Wahl der Themen ausspricht, wie die satirische Wendung im Geheimnis und den Humor im Heiligen Born, im Marsch nach Hause und im Odfelde rechtfertigt. Auch hier bewährt sich der uralte Satz, daß die Dichtung mehr Wahrheit enthält als die Geschichte.

Freilich darf sie nicht unter allen Umständen richten wollen. Die poetische Gerechtigkeit, von der man so oft spricht, giebt es; aber es giebt sie bei weitem nicht immer. Manche Charaktere tragen von vornherein in sich den Keim der Schuld und des Todes, die sie ereilen. Personen wie Springer, Schwartze und Kritzmann, Otto von Rhoda, Fausta, Campolani, Festus und Kiza müssen früher oder später einmal an sich selbst zu Grunde gehen. Indes wohl häufiger ist der Fall, daß die Verwicklungen des Lebens dazusein scheinen, um Äußerungen der sonst tief verborgen bleibenden Menschenwürde oder Menschenunwürde auszulösen. Anna von Rhoda, Klaus und Monika, Spada, Christoph von Denow, die hämelschen Kinder, Else von der Tanne, Georg van der Does und Camilla Drago, Ludowike, Sven Knudson Knäckabröd, Michel Groland und Mech-

tilde Grossin, Buchius und Thedel sind so die rechten Verkörperungen der Schicksale, die Raabe aufsucht. Dadurch ist die Komposition der Erzählungen hauptsächlich bedingt. Außer der Schwarzen Galeere ist keine von Reflexion frei, die jedoch immer ganz aus des Dichters Herzen quillt und darum nie in Unpoesie verfällt. Nur ästhetische Pedanterie könnte über sie abfällig urteilen. Ebenso darf man, wenn es sich um die Frage der Einheitlichkeit der Erzählungen handelt, nicht vergessen, daß es nirgends im ganzen auf die Entwicklung einer Schuld und auf deren Sühne ankommt, weder im Studenten von Wittenberg, im Heiligen Born, in Höxter und Corvey und im Odfeld, die Zeitbilder geben, noch in Lorenz Scheibenhart und im Geheimnis, in denen Einzelleben entrollt werden, noch in den übrigen, die wirklich Konflikte enthalten. Was auf den ersten Blick oft nur episodisch zu sein däucht, dient bei näherer Betrachtung zur Kennzeichnung der Zeitumstände oder zur Erläuterung der Lage der in den Hauptvorgang verstrickten Personen. Einigemal, wie im Studenten von Wittenberg, in Lorenz Scheibenhart, in den Zwölf Briefen, im Siegeskranze und in Des Reiches Krone, hilft es zur Konzentrierung des Ganzen, daß ein unmittelbarer Anteilnehmer der Handlung oder ein aus der Erinnerung schöpfender Zeuge als Erzähler eingeführt wird; zum andernmal, wie in Else von der Tanne und wieder in den Briefen, erscheint nur die entscheidende Schlußwendung als gegenwärtig geschehend, alles Frühere enthüllt sich mehr beiläufig. Im einzelnen ist, es darf wohl gesagt werden selbstverständlich, auch Raabe durchaus nicht unfehlbar. Wenn z. B. Anna von Rhoda nach der Erzählung des Köhlers von der Verführung der Frau von Wachenstein dem Leut-

nant Bart versichert, er bleibe ferner ihr Vater, da er meint, ihr wahrer Vater könne einst wiederkommen, und dies nun sogleich geschieht, oder wenn Fausta gerade in dem Augenblick in Stahle auftaucht, als Simone Spada sein Schicksal dem Vikar Festus mitgeteilt hat, so sind das schlechte Romankunstgriffe. Wenn ferner Fausta im Schlosse von Pyrmont in langem Halbtraum ihr verflossenes Leben an sich vorüberziehen läßt, so verrät sie gelegentlich Kenntnisse von Gefühlen und Handlungen anderer Personen, die sie nicht haben kann. Aber zu solchen Ausstellungen giebt Raabe nur selten Anlaß, in den späteren Erzählungen kaum überhaupt noch. Dem Kern der Sache können sie nie etwas anhaben. Die Schicksale sind überall angemessen zu Ende geführt. Die schuldig wie die unschuldig Leidenden gewinnen unsere Teilnahme. Nirgends eine Verletzung dessen, was sittlich zu fordern ist. Doch auch nirgends ein philiströses, undichterisches Aufgehen darin. Ob mehr im Geheimnisvoll-Romantischen, wie in den Briefen oder im Heiligen Born, auch etwas im Junker von Denow und im Geheimnis, ob mehr in klarer Gefühlsoffenbarung, wie in den übrigen Dichtungen, immer geht durch das Ganze ein Zug von etwas Unsagbarem, das sich in die Beziehungen des Einzelschicksals zur Völkergeschichte verwebt. Unsagbar, nicht weil es mystisch und jenseitig ist, denn wir alle leben mitten darin, sondern weil es sich nicht in Worte, nicht in Begriffe fassen läßt, — weil hier das richtende Urteil des Menschengeistes an seiner Grenze steht, wo das Gefühl den Hauch des Unendlichen spürt.



Viertes Kapitel.

Die Chronik der Sperlingsgasse.

Von der Betrachtung der Geschichte als Schicksal und von der Vertiefung in Lust und Leid des Einzelnen unter dem Einfluß historischer Erschütterungen ist der Weg nicht weit, das Leben bei seinen von den besonderen Konstellationen der Völker und Staaten und der politischen und sozialen Parteien unabhängigen Regungen aufzusuchen. Die geschichtlichen Erzählungen Raabes sind daher wie eine Vorstufe zu den mehr allgemein, zum Teil humoristisch, vorwiegend ernst gehaltenen, lebensphilosophischen Dichtungen. In diesen liegt der Schwerpunkt von Raabes Schaffen. Ob es für ihn privatim auch notwendig war, mit einem geschichtlichen Stoff zu beginnen, so mußte es ihm vor der Öffentlichkeit doch näher liegen, sich zunächst in einem möglichst das ganze menschliche Dasein nach Werden und Wesen umfassenden Werke kundzugeben. Deshalb erscheint sein erstes, übrigens auch bekanntestes und gelesenstes, 1854—55 geschriebenes Buch, Die Chronik der Sperlingsgasse, wie ein Vorausentwurf seiner Lebensarbeit.

Von einem verborgenen Weltwinkel wird erzählt. Die Häuser Nummer Sieben, Elf und Zwölf der alten, engen und dunklen Gasse bilden den Schauplatz. Dort wohnt der Erzähler Johannes Wachholder mit seinem Pflegling Elise Ralff und der alten Magd Martha, dort die Witwe Helene Berg und ihr Sohn Gustav, Elises Kindheits- und Spielgenosse, dort nach einander der Doktor Wimmer und der Zeichner Strobel, dort der Kesselschmied Marquart und die Familie des Tischlers Werner, die Madame Pimpernell und ihr dürres Rettchen, die Geheime Oberfinanzsekretärin Trampel nebst Töchtern und die Ballettänzerin Rosalie mit ihrem Kinde: alle wenig beachtet in dem Gewühle der großen Stadt. Dennoch laufen von da tausend Fäden aus in die Nähe und in die Ferne und kehren tausend Fäden aus der weiten Welt dahin zurück. Man muß in ruhiger Betrachtung über den Blättern der Chronik verweilen, um der Fülle dessen, das sich in ihnen zusammendrängt, inne zu werden.

Klar stehen Staat und Gemeinde, Landschaft und Volkstum vor uns. Wir hören vom Streite der Völker, von Kampfesmut für Heimat und Herd. Die Großmutter Karsten im Hause des Tischlers, am Spinnrade sitzend, erzählt von der Zeit der Befreiung, von ihren Söhnen Ludwig und Wilhelm; und Johannes Wachholder gedenkt der blutigen Kriegswolken, die weit unten überm Südosten lagern, einen Monat nach dem Beginn der Einschließung von Sebastopol. Wir erfahren auch von dem Getriebe der Politik im Innern. Wimmer wird wegen eines Zeitungsaufsatzes ausgewiesen; Wachholder klagt, daß Krankheit, Hunger und Not herrschen; der Schuster Burger zieht mit den Seinen fort nach Amerika. Noch mehr vernehmen wir von der

wahren Seele und dem stummen Jammer des Volkes aus Strobels Erinnerung an einen Tag seiner Wanderungen. Über der Weser an der Grenze zwischen Westfalen und Braunschweig lag blauer Himmel und Sonnenschein, und die Alte im Dorfe wusch Buben und Mädchen des Hauses unter der Kirchzeit, denn sie war überzeugt, „Kinderschrieen is ok een Gesangbauksversch“; aber man schaute vergebens aus nach dem Hermannsdenkmal, man sah nur den Christoffel auf der Höhe bei Kassel, und ein Dampfer mit Auswanderern fuhr den Fluß hinab. Dann blicken wir in das mehr einzelne Treiben von Stadt und Land. Da ist die Residenz, ihr Name wird nicht genannt, gedacht ist Berlin, mit ihrem Straßenlärm, ihrem Wochenmarkt, ihrem Schmuckplatz, ihrem Theater; da ist die Idylle von Ulfelden mit dem Garten des Rektors, wo Elises Eltern, Franz und Marie, und Johannes Wachholder einst ihre Kindheit verlebten. Endlich empfinden wir die Frische der freien Natur, wir hören und sehen das Rauschen und Wogen des Waldes. Andreas Ralff und der Meister Burchhard haben sich dorthin zurückgezogen mit ihrem Schmerz um die durch den Grafen von Seeburg in Elend und Tod getriebene Luise Ralff.

Mit Staat und Stadt und Land sind alle Stände und alle Berufe vertreten. In den Grafen von Seeburg erscheint ein Adelsgeschlecht, das im Versinken ist. Es rettet sich durch seinen letzten weiblichen Sproß hinüber ins Bürgertum, da Helene, die Tochter Friedrich Seeburgs und darum die Halbschwester von Franz Ralff, den Arzt Doktor Berg heiratet. Umgekehrt stellt die Geheime Oberfinanzsekretärin Trampel eine Frau aus dem mittleren Bürgerstande vor, die höher hinaus will. Zu den Gelehrten, den Schrift-

stellern und den Künstlern gehören Wachholder und Strobel, Wimmer und dessen Onkel und schließlich Schwiegervater, Verleger Pümpel, Gustav Berg und sein Lehrer, der Maler Professor Frey, und andere. Roder ist der arme, in seinen Idealen doch glückliche Schulmeister. Andreas und Burchhard pflanzen und pflegen den friedlichen Forst. Marquart und Werner üben treu ihr Handwerk, wie es weiland der alte Karsten that. Madame Pimpernell und ihre Dorette nähren sich redlich von ihrem Handel mit Viktualien, scharfe Beobachterinnen der Gasse. Weniger achtbar, aber nicht weniger schwer fristet die Ballettänzerin ihr Dasein, — wie es so ist, Leichtsinn und Ernst, Lachen und Weinen sorglos im Herzen neben einander.

Bei alledem fehlt kein Lebensalter. Wir stehen an der Wiege Elises, sind Zeugen des Glückes der Eltern. Wir erleben zweimal Kindheit und Schulzeit, erst in Ulfelden mit Johannes, Franz und Marie, dann in der Hauptstadt mit Elise und Gustav. Da sind Springen und Spiel in Feld und Garten, da sind der Gang über den Weihnachtsmarkt und die Landpartie in den Wald. Dann Kinderkrankheit mit Fieber, Weinen und Ungeduld, mit Wachen, Pflege und Märchenerzählen. Dann lose Streiche und Neckereien. Wir sehen Liebe blühen und folgen im Hochzeitszuge. Wir sind einen Augenblick bei der Abendruhe des Arbeiters in seinem Heim; wir begleiten Wimmer mit Frau Nanette, ihrem Vater und ihren drei Sprößlingen auf dem Spaziergange. Wir gehören zu den Andächtigen, die am Feierabend sich um die alte Großmutter, zu den Fröhlichen, die auf dem Sommerfeste sich um den greisen Professor scharen. Schließlich schauen wir mehr als einmal den Tod. Wir trauern um Luise Ralff, um Andreas Ralff; wir trauern am Sarge

Maries und am Sarge von Franz; wir trauern um Ludwigs und Wilhelms Heldentod; wir trauern an dem Bettchen des Kindes der Tänzerin.

Auch vom Entwicklungsgange der Menschheit, von seinem periodischen Auf- und Abwogen handelt Die Chronik. Die Erinnerung an Wachholders Heimat, an Ulfelden, ist die erste; sie dient als Symbol des Traumes, mit dem, wie es heißt, der Einzelne und die Menschheit beginnen. Die Häuser der Sperlingsgasse tragen noch Spuren der Pracht und des Reichtums früherer Patriziergeschlechter, am Eingang lehnt gegen die Mauer ein altes Kanonenrohr mit der Jahreszahl 1589: Zeugen versunkener Zeiten. Mit Kindheit, Jugend und Liebe heben die Blätter Wachholders an, durch Kindheit, Jugend und Liebe führen sie, auf Kindheit, Jugend und Liebe weisen sie hin; sie haben Wiederholungen. So in allem ein Bild der Welt und des Lebens.

Der Rahmen, in den dieses Bild gefaßt ist, paßt zu dem Inhalt. Man darf sogar zweifeln, ob sich die Fülle des Stoffes auf andere Art ebenso knapp und vollkommen, ebenso klar den Kern der Dichtung enthüllend hätte vereinigen lassen.

Wachholder sagt, er wolle berichten, wie es sich gerade treffe, von Gegenwart und Vergangenheit durcheinander. Es liegt mehr Takt und Weisheit darin, als es scheint. Wir wissen von der Entwicklung der Dinge nur aus Erinnerung, die immer erst durch ein frisches Erlebnis geweckt wird. Einzelne Stücke, deren jedes für sich besteht, liefern auf diese Weise in uns die Vorstellung eines Ganzen. Auch Die Chronik der Sperlingsgasse setzt sich aus solchen Stücken zusammen. Die äußere Vereinzelung der Teile entspricht daher hier der Idee der Dichtung. Denn die Teile befinden

sich trotzdem in Harmonie zu einander, so daß sie ein Ganzes bilden.

Die der Vergangenheit und die der Gegenwart angehörige Reihe von Ereignissen, von denen die erste Gustav und Elise, die zweite Strobel zum Mittelpunkt hat, bestehen zwar jede für sich; dennoch gehen beide in eine gemeinsame Einheit auf, da sie in der Person Wachholders zusammenkommen. Indem Strobel der Hüter ist, der wacht, daß der Schreiber der Chronik über seine Versenkung in die Vergangenheit nicht das Interesse an der Gegenwart verliert, treten die Erinnerungen mehr als solche, also durch ihren Zusammenhang mit dem gegenwärtig Geschehenden hervor. Am Schluß findet dies sogar unmittelbaren Ausdruck, als Wachholder bezeugt, welche Freude ihm und Helene zu teil werde, wenn aus Italien das junge, dankbare, glückliche Paar einen Gruß sende. Der Erzählungsinhalt der Chronik ist eben in allen Teilen nur einer: das Leben Gustavs und Elises als Kern des Lebens Johannes Wachholders.

Allein — und doch nicht allein, dieses durch das Alter Wachholders bedingte Gefühl ist der Anfang. Darum schweift träumend der Blick zunächst nach der Heimat Ulfelden. Zur rechten Stunde greift mitten in die wehmütige Stimmung, ihr Übermaß abwehrend, Strobel, der Karikaturenzeichner. Aber die Stimmung ist bald wieder stärker. Gerade weil einen Moment zurückgedämmt, bricht sie nun um so mächtiger durch. War Marie die Sonne Ulfeldens, so liegt es nahe, ins Gedächtnis zu rufen, wie bald sie unterging. Als Wachholder darauf den Karikaturenzeichner besucht, findet er einen an den wechselvollen Geschicken der Menschen innigen Anteil nehmenden Denker in ihm. Wert solches Anteils ist das Schicksal Franz Ralffs, von dessen Herkunft und Tod

das nächste Blatt handelt. Aber auch Jugendfreude klingt an in dieser Erinnerung. Desto williger ist Wachholder, mit Strobel am Christabend Alfred, das Kind der Tänzerin, das ja ähnlich wie Franz durch Geburt verwaist ist, den Glanz des Weichnachtsmarktes sehen und kosten zu lassen. Der Jubel des Knaben gleicht einem Widerhall aus der Kindheit Elises, die auf den folgenden Seiten geschildert wird. Einen vorläufigen Abschluß bildet die Ausweisung Wimmers, zu der die Erzählung der Großmutter Karsten bei dem Besuch, den Wachholder und Strobel im Hause des Tischlers machen, gleichsam ein Kommentar ist. Zum erstenmal erscheint darauf Gustav in den Blättern der Chronik. Mit dem neuen Freundschaftsbunde, der sich dadurch um Elise schlingt, taucht die Frage auf, wie die jetzt nur noch aus der Ferne wirkende Freundschaft mit Wimmer fortbestehe. Deshalb folgt hier der früher vergessene Brief, worin Wimmer von seiner Ankunft in München und seiner Verlobung mit Base Nanette erzählt, und der Bericht, den Strobel über Wimmers Ergehen in der Isarstadt giebt. Am Abend desselben Tages zeigt es sich, wie recht Strobel hatte, die Tänzerin und ihr Kind gehörten ebenfalls in die Chronik. Denn die Stunde, in der Wachholder am Sterbebette des kleinen Alfred wacht, ist ein mahnendes Gegenstück zu dem eben geschilderten Aufblühen des Hauses Wimmer und zu dem Glück, von dem das nächste Blatt spricht, zu dem Glück, das über Gustav und Elise mit dem Morgenrot ihrer erwachenden Liebe aufgeht. Wenn dann Strobel an seine Erlebnisse von der Sonntagsfrühe am Weserufer zurückdenkt, und wenn er am Ende sich anschickt, den Schuster Burger nach Amerika zu begleiten, während Wachholder im Geiste die Zeit der voll erblühten Liebe und den Tag der

Hochzeit der beiden Kinder wachruft, um auf weitere Aufzeichnungen zu verzichten, da es für ihn nicht viel Neues mehr geben könne, so weicht mit ihm und dem Karikaturenzeichner die Verzagtheit der älteren, absteigenden Generation der Kraft und der Zuversicht der jüngeren, aufwärts strebenden, die in Gustav und Elise verkörpert ist.

Diese enge Verbindung unter den oberflächlich so lose scheinenden Teilen der Chronik ist durchaus nicht gekünstelt. Sie ergiebt sich dem zugleich Gegenwart und Vergangenheit wägenden Blick eines tiefer denkenden Mannes wie Wachholders von selbst. Was geschieht, weckt unwillkürlich eine Vergleichung mit dem, das geschah; und der Gedanke an Früheres fesselt die Aufmerksamkeit für Ähnliches, das sich erst gerade ereignet. Daher hat man kein Recht zu der Annahme, der Dichter habe seine Bilder nach dem hier gezeigten Plane vorweg geordnet; denn natürlicher Takt und wohl berechnende Absicht decken in diesem Fall sich im allgemeinen; wie auch der 15. November 1854 nicht ein fingiertes Datum für den Beginn der Chronik, sondern richtig der Tag ist, an dem Raabe sein erstes Buch angefangen hat. Die teilweise wirkliche Wesensgleichheit des alten Wachholder und des jungen, erst dreiundzwanzigjährigen Dichters muß sogar eher in entgegengesetztem Sinne Staunen erregen, — nicht weil jener, sondern weil dieser so viel Menschenkenntnis und Sprachbeherrschung beweist.

Beiden Eigenschaften verdankt Die Chronik der Sperlingsgasse den Eindruck der Mannigfaltigkeit, ohne die es keine Harmonie des Ganzen geben kann. Welche feine Beobachtungsgabe bekundet sich überall! Wie greifbar, körperlich, wie voll Leben und Seele sind die Menschen geschildert! Hier stehen nicht wie meist in den geschichtlichen Erzählungen

die Charakterzeichnungen erst in zweiter Linie. Ebenso treffend werden auch die verschiedensten Situationen beschrieben. Sogar in gelegentlich kurzen Andeutungen kommt zuweilen ein ganzes Stück Menschleben zur Anschauung. Dabei waltet in allem eine erquickende, oft bewundernswürdige Schlichtheit. Denn die Sprache ist einfach und wohllautend. Sie ist trotzdem an Wendungen reich, bald voll Kraft, bald wieder voll Weichheit. Fast immer findet der Dichter das rechte Wort für Stimmung, Alter und Stand. Nur dem Traum, den Elise im Walde träumt und erzählt, fehlt es an innerer und äußerer Wahrscheinlichkeit.

Indem man die Sprache und die Charakterzeichnungen streift, befindet man sich an der Grenze, wo der Aufbau der Dichtung nicht mehr nur Rahmen ihres vielgestaltigen Stoffes, sondern durch den so geordneten und gruppierten Inhalt auch Ausdruck ihres innersten Geistes- und Gemütslebens ist.

Die Einheit von allem, wovon Die Chronik handelt, hat eine tief dringende Wurzel. Auf dem zweiten Blatte spricht es Wachholder aus, die Stimme Gottes sei ebenso in dem Lärm der Gasse wie im Rauschen des Windes, im Brausen der Wellen und im Donner zu hören; und am Schlusse sendet er seinen Gruß der großen, schaffenden Gewalt, der ewigen Liebe. Er bezeichnet damit einen Urgrund alles Geschehens, dessen Wesen und Wirken das Gute ist. Darum deckt Die Chronik es überall auf, hinter Sorge und Schmerz, bei der Armut und bei der Verlassenheit, unter den Schwielen des Arbeiters, im Stöhnen des niedergehaltenen Volkes. Darum schaut sie auch auf die Gasse, wo der Gegensatz zwischen schlechter Hülle und edlem Kern am schroffsten ist. Darum zeigt sie, wie die Entsagung und

Hoheit der Frau Helene über die Niedertracht Friedrich Seeburgs, die Mutterliebe und Heldenkraft der Tänzerin über deren leichten, schwachen Sinn triumphiert. Die Frage ist, ob diese Siege von Dauer sind.

Wenn der Urgrund der Dinge wirklich die Namen Liebe und Ewigkeit verdient, kann freilich diese Frage gar nicht gestellt werden. Aber es ist zu bedenken, daß Johannes Wachholder an einem Buche de vanitate hominum schreibt und diesen Gegenstand einen ausnehmend dicken nennt. Er schilt z. B. das menschliche Dasein ein Puppenspiel. Als er von den Blättern des Buches Welt und Leben spricht, zählt er daraus bloß zertretene Generationen, gemordete Völker und gestorbene Individuen auf. Andererseits preist er die Erinnerung als das Beste für uns; was keinen Sinn hätte, wenn ihr Gegenstand wertlos wäre. Er gesteht, Elises Leben sei wie ein Sonnenstrahl durch sein eigenes gegangen. In der neuen Melodie, die Gustav und Elise Berg heiße, hört er in jüngerer, fröhlicherer Weise das Lied von Luise Ralff und von Franz und Marie Ralff ausklingen. Überwiegt nun Leid oder Lust? Weder diese noch jenes. Wachholder giebt vielmehr folgende Antwort: „Als das junge Herzchen an meiner Brust pochte, auf der andern Seite Gustav mir den Arm um die Schulter legte; als Helene weinend der jungen Braut den Kranz in die Locken drückte, da war es mir, als sei nun ein lange dunkles Rätsel gelöst, und ich senkte das Haupt vor der geheimnisvollen Macht, welche die Geschicke lenkt und ein Auge hat für das Kind in der Wiege und die Nation im Todeskampf. Wie die Fäden laufen mußten, um hier in der armen Gasse sich zusammenzuschürzen zu einem neuen Bunde! Wie so viele Herzen fast brechen wollten, um ein neues Glück aufsprießen

zu lassen! Das ist die große, ewige Melodie, welche die Mutter im Lächeln ihres Kindes, der Denker in den Blättern der Natur und Geschichte wahrnimmt.“ Also durch Schmerz zum Glück ist das Weltgesetz der Liebe und Ewigkeit.

Durch Schmerz zum Glück: daher rührt der freudig wehmütige Zug im Antlitz und in der Chronik Wachholders, zugleich voll Dankbarkeit für das empfangene Schicksal. Es war für den Jüngling einst bitter, auf Marie, die er liebte, verzichten zu müssen, er that es indes ohne Groll um der Freundschaft zu Franz willen. Was hatte es aber genützt, da er doch bald am Sarge Maries und am Sarge von Franz stand? Er trug nur ein neues Leid mit hinweg, die Kunde von der Herkunft des Freundes, von der Verführung und dem Hingang Luises. Um so mehr nahm er teil an der Trauer Helene Bergs. Er verharrte aber nicht in müßigem Mitgefühl, er erhob sich zu helfender That, er lud die Sorge um die Kindheit und Jugend Elises und die Verantwortung für die Erziehung Gustavs auf sich. Und er sah aus der Vergänglichkeit aller Hoffnungen und aller Enttäuschungen einen Segen reifen, der sich am Ende als bleibender Lohn ergab. Darum kommt nun ein Lächeln über ihn, wenn er gedenkt, wie er in der Jugend die Welt für Marie hat erobern wollen, wenn er sich an die Freuden und die Entwicklung, die Thorheiten und die Ängste der beiden Kinder erinnert. Er hat dadurch nicht bloß sein eigenes Leben, überhaupt das Leben der Menschen im Lichte eines ruhigen, milden Humors betrachten lernen. Wie Die Chronik im äußern einheitlich ist, so weht durch sie daher auch ein einziger, in sich einiger Geist, der Glück und Schmerz vor Selbstüberhebung bewahrt.

Deshalb sind die Blätter Wachholders an humoristischen

Einzelheiten so reich. Voll sonniger, lachender Laune ist Wimmer einst der Vertraute der kleinen Elise geworden, — er, der Faxenmacher der Sperlingsgasse. Nicht zu vergessen Freund Recensent, sein Pudel. Wie lustig geht's beim Besuche des Affentheaters her, wo er die Vorstellung mit seinen komischen Glossen begleitet! Kaum weniger ergötzlich sind seine politischen Anspielungen. Und seitdem er nach München übergesiedelt und Gatte und Vater geworden ist, hilft ihm noch immer sein unverwüstlicher Frohsinn über alle Sorgen hinfort. Man denke an seinen Spaziergang mit seiner und seines Pudels je dreifacher Nachkommenschaft. Er ist nicht so tief von Gemüt wie Wachholder; aber wir sind ihm zugethan, wie er selbst seinen Mitmenschen Treue hält. Auch die ausgelassene Feier des Weihnachtsabends, wo Wachholder seine Kunst im Punschbrauen bewährt, die mancherlei köstlich geschilderten Kinderstreiche, das heitere Sommerfest auf dem Wasserhofe, die Scene, in der Madame Pimpernell wegen der Ausweisung Wimmers dem Polizeikommissarius den Text liest, und anderes sind Beispiele, daß der Schreiber der Chronik gern bei Erlebnissen weilt, in denen sich der Ernst unter heiterer Hülle verbirgt. Von Strobels Erscheinen heißt es ausdrücklich, mit ihm sei der Humor in Wachholders Klause getreten. Prächtig bethätigt er ihn bei der Wanderung über den Weihnachtsmarkt. Er besitzt ein seltenes Talent, Kinder zu beglücken. Jederzeit zeigt er sich hülfsbereit. Er ist ein tief angelegter Charakter, wie er durch die nur beiläufige, dennoch fast feierlich ernste Andeutung der Geschichte des englischen Zerrbildzeichners verrät, der die Fratzen der menschlichen Leidenschaften im Spiegel an seinem eigenen Gesicht studierte und eines Tages, von Abscheu und Mißmut ergriffen, sich die Kehle durchschnitt.

Strobel steht ganz auf der Höhe der Lebensempfindung und der Menschenbetrachtung Wachholders.

Diese Höhe gewährt zwar nur einen Ausblick in eine Gasse; aber woran es in der Weite im Großen fehlt, wird durch Schärfe in der Enge im Kleinen ersetzt. Wenn das, was geschildert wird, Sein und Entwicklung des Weltlaufes durch Koncentrierung um das Leben Gustavs und Elises und Johannes Wachholders und durch Zurückführung auf einen ewigen, gütigen Urgrund harmonisch zusammenfaßt, quillt dies aus einer Stimmung, die selbst Humor oder doch verwandt damit ist. Denn die Gasse ist das Geringe, Verachtete, für das es eines sympathischen, sich des Gegensatzes bewußten Blickes bedarf, um tief innen Unvergängliches, Hohes zu finden. Wachholder erzählt, gegenüber von seiner Studentenwohnung habe oft eine kleine hübsche Putzmacherin am Fenster gesessen, die er gern deutlich gesehen hätte, was ihm aus Kurzsichtigkeit und aus Mangel an einer Brille unmöglich gewesen, — da sei es ihm allzu begreiflich geworden, was es heiße, die Natur strebe ins Unendliche auseinander; dann habe er plötzlich eine Blase in seiner Fensterscheibe entdeckt und durch sie nun die niedliche Nachbarin in der Verkleinerung klar zu erkennen vermocht, — und er habe mit Freude gelernt, wie die Welt sich, im Geiste, in einen Punkt zurückziehen könne. Solche Blase im Glas ist die Sperlingsgasse. Deshalb ist deren Chronik ein Buch von echt humoristischem Grundaccord.

Wenn wir schon in den geschichtlichen Dichtungen Raabes einen Hauch des Unendlichen spüren, so tauchen wir hier in die Unendlichkeit mitten hinein. Dort versöhnen wir uns meist nämlich mit dem Schicksal durch die Personen selbst, die es leiden; aber in der Chronik erstreckt sich der Weg

vom Schmerz zum Glück über Generationen, und wir müssen erst auf das Ganze der Welt und des Lebens ausschauen, damit wir das Rätsel des Daseins gelöst sehen. Wir würden daher in der Grenzenlosigkeit allen Halt verlieren, wenn wir nicht stets von neuem in der Gasse auf festem Boden im Endlichen Fuß fassen könnten. In dieser Sicherheit in der stillen Stube Wachholders, die Fenster trotz des Trüben und Traurigen, das hineinscheint, doch mehr auf Glück und Sonne gerichtet, liegt soviel Trautes und Heimisches, daß wohl deshalb Die Chronik so schnellen Beifall gefunden hat, obgleich zunächst kein Verleger sie annehmen wollte. Darauf beruht auch der überzeugende und fördernde Eindruck des Buches. Wir alle wohnen in der Enge, wir tragen zu jeder Zeit unser Teil Sorge und Leid. In der Chronik Wachholders erkennen wir es wieder, aber sein Mißklang löst sich in Harmonie auf. Manches Erhabene und Richtige, Erhebende und Verächtliche, das es giebt, bleibt dem Blick von der Sperlingsgasse aus freilich verborgen; denn der Jüngling kann nicht die Erfahrungen des Mannes vorwegnehmen, und Raabe stand erst am Anfange seines Schaffens. Indes es gehört zum Wesen des wahren Dichters, immer die Summe seiner Welt als in sich ganz und genugsam anzuschauen und auszugestalten.



Fünftes Kapitel.

Ein Frühling. Die Kinder von Finkenrode. Halb Mär, halb mehr. Verworrenes Leben.

Man vergleiche die Kleinheit des Buches, das die Erinnerungen Johannes Wachholders umfaßt, mit der Tragweite, die sein Inhalt hat, dann begreift man, daß die einzelnen Stücke nichts weiter als Skizzen sein können. Gerade die Kunst, mit der Raabe trotzdem ein reiches und vielgestaltiges Ganzes geschaffen hat, verdient bewundert zu werden. Aber herausgelöst aus dem Zusammenhang ist fast jedes Blatt, sogar manche flüchtige Andeutung gleichwie der Keim einer eigenen Erzählung. Man kann daher annäherungsweise in der Chronik der Sperlingsgasse die Quellen der nächsten nach ihr entstandenen Dichtungen Raabes erkennen.

Nachdem die getäuschte Liebe Luise Ralffs und des Meisters Burchhard, Wachholders stiller Verzicht auf Marie, deren frühe Trennung von Franz und das heitere Los Gustavs und Elises schlechthin als Verkettungen des menschlichen Daseins dargestellt waren, lag es nicht fern, nun die Liebe an sich in der Kraft, die sie giebt, in dem Leid, das

sie tragen muß, in dem Glück, das sie bringt, zu betrachten, woraus sich die 1857 erschienene Erzählung Ein Frühling ergab. Und was in dem Nacheinander sich an den Kindern aus Seeburg, Ulfelden und Berlin offenbart hatte, die Verschiedenheit der Liebesschicksale je nach Charakter und Lage der Beteiligten, kam 1859 in einer entsprechenden Schilderung des Nebeneinander in den Kindern von Finkenrode zum Ausdruck. War aber einmal der Schritt gethan, aus der Reihe von Momenten und Konflikten des Lebens einzelne auszuwählen, um zu prüfen, was sie an und für sich bedeuten, so gab es außer der Liebe noch anderes. Wie viel Glück und Erlösung lag in dem Lachen, das in der Sperlingsgasse erklang! Welchen Glanz ergoß die Weihnacht in die ärmliche Dunkelheit! Wie leicht trug heiter duldende Hingabe über den Schmerz des Augenblickes hinweg! An all dies erinnerte 1859 Halb Mär, halb mehr. Da hingen ferner Burchards Pistolen, die ihr Ziel nicht fanden, weil der Graf von Seeburg auf und davon gegangen war. Hatten sie ein Recht, die Schuld des Verruchten zu richten? Da waren die Irrfahrten Strobels oder die äußere und innere Wehrlosigkeit der Tänzerin. Wie erscheint das Leben, von ihnen aus angesehen? Solche Fragen stellte 1862 Verworrenes Leben. Ebenso vielseitig boten sich historische Stoffe dar, seit Jahren war ja Raabe mit ihnen vertraut. Der Blick, den er aus der engen Gasse auf die Welt und das Leben im ganzen that, erreichte auch die Geschichte. Der Handwagen, auf den der Schuster Burger seine Habe lud, als er sich auf den Weg nach Amerika machte, brauchte nur an den Prellstein mit der Jahreszahl 1589 zu stoßen, um die Geschicke dreier Jahrhunderte aufzurütteln: der Stein der Genosse einer Zeit, da ein frischer,

heilsamer, revolutionärer Sturm durch die Völker brauste, — die ärmliche Habe die Anklägerin des tötlichen Hauches der Reaktion und der äußeren Ohnmacht Deutschlands. Oder das Auge brauchte bloß den verfallenen Schmuck an den alten Patricierhäusern der Sperlingsgasse zu streifen, das Ohr der Erzählung der Großmutter Karsten zu lauschen, um an das Unglück und das lange vergebliche Ringen der deutschen Nation erinnert zu werden: jene Häuser die Zeichen des Niedergangs, den der dreißigjährige Krieg über Bürgerstolz und Bürgerwohlstand gebracht hatte, — die Großmutter eine beredte Zeugin der Aufraffung und der enttäuschten Hoffnung des Volkes. Ungesucht also kamen die Anregungen, früher schon vorbereitete geschichtliche Bilder auszuführen, neue in Angriff zu nehmen: so zwei Erzählungen in Halb Mär, halb mehr, die Briefe Nach dem großen Kriege, den Heiligen Born, Unseres Herrgotts Canzlei, zwei Erzählungen im Verworrenen Leben.

Natürlich kann keine in dem bezeichneten Zeitraum vollendete Dichtung Raabes auf eine einzige bestimmte Stelle der Chronik der Sperlingsgasse so streng zurückgeführt werden, daß sie als genau aus ihr erwachsen zu denken sei. Doch der ganze Anschauungskreis dieses Buches ist mit dem damaligen Anschauungskreise Raabes identisch, und in ihm sind daher die Wurzeln jeder Dichtung zu suchen. Wie gezeigt, sind sie wirklich darin zu finden.

Die Erzählung Ein Frühling deutet schon durch den Titel an, daß sie eine Liebesgeschichte ist. Im allgemeinen tritt die Liebe bei Raabe nicht sehr hervor. Sie greift zwar oft genug in das Schicksal seiner Personen ein, aber sie erscheint dann meist nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Be-

ziehung zum Leben überhaupt, ohne sich in ihrer Besonderheit geltend zu machen. Vor allem wird ihre lyrische Seite immer bloß leicht berührt, was keinen Mangel, eher einen Vorzug bildet. Raabe ist eben in hohem Maß Epiker. Auch im Frühling kommt die Liebe so gut wie gar nicht zu rein gefühlsmäßiger Äußerung. Es handelt sich vielmehr darum, wie sie in ernste Verwicklungen gerät, sich in ihnen bewährt und aus ihnen hervorgeht.

Die Hauptperson ist Klärchen Albeck, die Tochter des weiland Küsters von Sankt Gereons Dom. Sie wohnt in der Dunkelgasse hoch oben in einem ärmlichen Hause und verdient sich ihr Brot mit Blumenmachen. Unkundig der Welt, an Gemüt ein Kind, reicht sie überall heiter ihre hülfreiche Hand dar, Frohsinn und Freude um sich verbreitend. Sie ist auch der gute Engel im Hause des jungen verwaisten Geschwisterpaares Georg und Eugenie Leiding. Sie ist mit Georg verlobt, und ihre Liebe ist ihr wie ihr ganzes Leben ein fröhliches, sonniges Spiel. Eugenie entbehrt seit zwei Jahren leider des Augenlichts. Beide Geschwister sind Klärchens Hort, bis die Gefahr naht, die ihn ihr zu entreißen droht. Die berühmte Sängerin Alida taucht in derselben Stadt auf. Sie ist einst gleich einer Schwester mit Georg und Eugenie erzogen worden. Ohne es bis jetzt zu wissen, ist sie die Tochter der früher gefeierten, längst vergessenen und in der Dunkelgasse auf ihrem letzten Krankenbett liegenden Tänzerin Angela Viti. Ihr Vater war Walter von Hagenheim, der seinen jüngeren Bruder Richard um Angela betrog und deshalb von ihm zu Tode getroffen wurde. Der alte Exminister von Hagenheim ist seitdem beider Söhne beraubt, auch Frau und Tochter sind ihm gestorben. Richard hat lange als Arzt Doktor Hagen in der

Fremde geweilt, hat dort Alida gefunden und ist ihr gefolgt. Er wohnt in dem Hause, wo Angela liegt, der er ärztliche Hülfe leistet. Es ist nun Klärchens Verhängnis, es selbst zu veranlassen, daß Alida zu Georg und Eugenie zu kommen wagt. Georg kann dem Zauber, der von der Jugendgespielin ausgeht, nicht widerstehen. Hagen greift warnend ein. Er öffnet ihnen und damit auch Klärchen die Augen. Zwar entsagen Georg und Alida einander an dem Lager der sterbenden Angela, deren Geheimnis Hagen enthüllt; aber Klärchen fällt in eine schwere Krankheit, die sie ins Haus des alten von Hagenheim bringt. Die blinde Eugenie, die alles durchschauende, führt das Werk Hagens zu Ende. Sie versöhnt diesen, der von neuem die erst jetzt durch Hoffnung, Schmerz und Entsagung für ihre Kunst reif gewordene Alida in die Fremde begleitet, mit seinem Vater und läßt Georg und Klärchen sich wiederfinden. In der Natur ist Frühling wie in den Herzen, und in den Herzen geht es wie in der Natur nicht ganz ohne Stürme ab. Man möchte wohl wünschen, daß sich Georg dabei etwas mehr aus eigener Kraft und Entschlossenheit ringend und siegreich zeigte. Immerhin überwindet er die furchtbare Krisis. Und auch Klärchen erwacht aus ihrem Fiebertraum als eine andere. Die Liebe beider ist fortan kein Spiel mehr. Sie hat sich den Ernst und die Tiefe erstritten, die für das Leben notwendig sind. Darin liegt der Kern ihrer Leidensgeschichte.

Damit ist der Inhalt der Erzählung jedoch nicht erschöpft. Jene ernsten Vorgänge entwickeln sich vor einem meist lustigen oder komischen Hintergrunde. Klärchens Nachbar, bei dem sie Georg zuerst kennen lernt, ist der alte Privatdocent Doktor Ostermeier. Selbstthat und Selbstachtung,

sagt er, brauche der Mensch, um über die Pfützen, die auf dem Lebensweg stehen, hinwegzukommen; außerdem sei Selbstironie eine heilsame Zugabe. Alle drei besitzt er vollauf, aus ihnen schöpft er seinen immer bereiten Humor. Im Schlafrock über seinem Mikroskop, im schäbigen Überzieher auf der Jagd nach Steinen, Pflanzen und Käfern, mit seinem Freund Seibold beim Glase Wein, in dessen Buchladen alte Schriften durchstöbernd: o Isis und Osiris und beim Anubis, wie er aus Zerknirschung oder aus Unwillen zu rufen pflegt, man möchte ihn beneiden, daß man nicht selber in seiner Haut steckt. Weniger zu Scherz geneigt, doch vom Dichter mit gleichem Humor geschildert ist die jüdische Trödlerfamilie Rosenstein. Die bleiche, unter der Tagesarbeit kränkelnde Rahel, die sanfte Ruth, die der Doktor Hagen zu Angelas Pflege bestellt hat, sind anmutige Mädchengestalten. Dem Klatsch der Nachbarschaft in dem Laden des Juden, dem Necken und Ärgern des Paares Ernst Papphoff und Ännchen Seibold hört man gern zu. Die Neugier schwirrt um die Bahre Angelas, um Alidas Trauerkleid; mit Anhänglichkeit wird Klärchens, mit Spott Herrn Schollenbergers, des Handlungsgehülfen, gedacht. Der Commis hat der Braut Georgs mit seiner Liebe und seinen Rosinen nachgestellt. Sein Herzenserguß für einen Sechser durch die Post, seine Liebeszerstreutheit, in der er dreimal in einer Woche einen Knopf statt eines Groschen einkassiert, sind ergötzlich. Laura Sauer, die Aufseherin in dem Modegeschäft der Frau Mecker, stillt seinen Kummer, indem sie ihn heiratet. Für Frau Mecker arbeitet Klärchen ihre Blumen, für sie muß sie auch einen Gang zu Alida machen, an den sich dann alles weitere knüpft. Mehr als der heitere Skandal, der bei der Kunde von Schollenbergers Liebes-

werbung unter den Näh- und Stickmädchen ausbricht, erregt hier die herbe Kritik, die Raabe an den ungerechten Gesellschaftszuständen übt, Interesse. Mamsell Minna z. B. muß trotz ihrer eingefallenen, hektisch geröteten Wangen ihre Sonntagsruhe darangeben, da sie die feinste Hand für den Spitzenbesatz hat, den die Baronin Wenzelberg am Abend im Hofkonzert tragen will.

Durch Realistik, Komik, Humor und Mitgefühl sind die Personen und die Scenen, die aus dem Hintergrunde der Dichtung hervortreten, Meisterstücke der Raabeschen Darstellungskunst. Mit der Haupthandlung hängen sie indes nur lose zusammen. Daß Ostermeier der Urheber der Bekanntschaft zwischen Georg und Klärchen ist, Schollenberger sich zu seinem Liebesgeständnis versteigt, die jüdische Familie durch Ruth mit Angela Verbindung hat, Frau Mecker die Begegnung Klärchens mit Alida veranlaßt, sind doch bloß flüchtige äußere Beziehungen. Eher bedeuten etwas, innerlich für die Grundidee der Erzählung, Papphoff und Ännchen, Laura Sauer und Schollenberger. Sie erinnern daran, wie die Liebe in Charakteren, die weniger reich angelegt sind, keines Ringens nach Vertiefung bedarf. Übrigens ist es den Vorzügen, an denen die Episoden so reich sind, zu danken, daß der angedeutete Mangel an Einheitlichkeit kaum stört.

Die Kinder von Finkenrode sind in sich harmonischer. Weil darin alles als selbsterzählte Erlebnisse des als Erbe eines kürzlich verstorbenen Oheims in die Heimat gerufenen Mitredacteurs am Kamäleon, Max Bösenbergs, vorgeführt wird, ist vorläufig schon ein äußerer Einigungspunkt da. Der Oheim hat es an sich erfahren, welches Gut die Liebe von Weib und Kind ist, und wie schwer der Verlust

wiegt, wenn sie zu früh dahingehen; unter dem, was er hinterlassen hat, gilt daher nicht gering der Rabe, der oft den Satz wiederholt: „Gedenke zu lieben!“ Max begegnet in Finkenrode der lange vergessenen Gefährtin seiner Kindheit, der herrlichen Stillen, Cäcilie Willbrand. Wohl nimmt er im Herzen immer von neuem einen Anlauf, sie zu erringen, doch immer von neuem zögert er. Inzwischen bemüht er sich für seinen Freund Mietze, den Schauspieler, der im Begriff steht, eine Spiritusfabrik zu errichten, dessen Jammer es ist, daß die heiß begehrte Sidonie mit dem Verliebten wie die Katze mit der Maus spielt, während ihr Vater, der ehemalige Hauptmann Fasterling, den Komödianten verabscheut. Schließlich erscheint zu Hülfe aus der Hauptstadt Weitenweber, was durch die Briefe motiviert ist, in denen ihm Max die Lage der Dinge in Finkenrode verrät. Doktor Gundermann, der Luise Reimer geheiratet hat, nachdem sie Freund Hinkelmann verschmäht hatte, und mit ihr ein freudiges, weltfrohes Dasein führt, ist ein sprechendes Beispiel, daß die Herzen, die für einander stimmen, zusammenkommen müssen. Darum bedenkt sich Weitenweber nicht, den alten Hauptmann zu überlisten, so daß er in die Vereinigung Sidonies mit Mietze willigt. Aber was nicht zu einander paßt, soll auch verhindert werden sich anzugehören. Cäcilies Eltern, Friedrich und Agnes Willbrand, haben einst in entsagender Treue viele Jahre gewartet, bis sie ihren Bund fürs Leben schließen konnten. Ihnen artet Cäcilie nach. Die Treue beruht auf der Gemeinsamkeit des Lebensgefühls. Konrad und Käthchen Rösener mit ihrem Kinde in der friedlichen Försterei zum Himmelreich lehren, wie solche Gemeinsamkeit, die bei ihnen in der Freude an Haus und Heimat wurzelt, zu wahrem Glück führt. Durch Gemein-

samkeit des Lebensgefühls gehören auch Rohwold, der Pfarrer in Rulingen, und Cäcilie zu einander. Deshalb wacht Weitenweber, ohne von der stillen Liebe beider etwas zu wissen, daß Max sich Cäcilie nicht nähere, bis auf dem Tauffest am Sonntag nach Neujahr im Forsthause jene Liebe Max offenbar wird. Aber des Menschen Witz und Kunst haben ihre Grenzen. Die Liebe strebt ins Unendliche. Solange der Mensch sich darüber hinwegsetzt, wie Gundermann und Luise, Mietze und Sidonie, oder das Streben unbewußt in sich trägt, wie Friedrich und Agnes, Konrad und Käthchen, oder sich vor dem Unendlichen, es im Endlichen ahnend, voll Andacht neigt, wie Rohwold und Cäcilie, behält er Halt und Macht. Wenn er jedoch sich schrankenlos zu der reinen Unendlichkeit zu erheben trachtet, kann er so hoch gewirbelt werden, daß er für immer den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliegt. Dies ist das Los Günther Wallingers, des irrsinnigen Musikers, des Schutzbefohlenen Cäcilies. Er ist zugleich glücklich und unglücklich. Es giebt für ihn keine Enttäuschung mehr. Als in der Todesstunde sein Geist wieder hell wird, stirbt er daher mit einem Lächeln auf dem Gesicht. So sind Die Kinder von Finkenrode ein Buch von der Liebe in deren vielfachen Formen. Die Personen und die Paare, ihr sich Suchen und Finden, ihr Helfen und Hemmen stehen durch Ähnlichkeit oder Gegensatz ihrer inneren Bedeutung in nahen Beziehungen zu einander.

Diese Einheitlichkeit in allem fühlt man auch unmittelbar aus dem dichterischen Hauche, der die Erzählung durchweht. Das Ganze ist ein wunderbar duftiges Gewebe von Humor und Idylle. Die Unentschlossenheit und der Mißmut Max Bösenbergs äußern sich so zurückhaltend, daß sie den

übrigen Eindruck nicht trüben. Mietzes Kummer gebärdet sich viel zu komisch, Sidonie läßt trotz aller Kunst der Verstellung ihre Zuneigung zu Mietze zu deutlich hindurchblicken, Fasterling versteckt durch Poltern zu wenig seine Liebe zu seiner Tochter, als daß man ein trauriges Ende für das neckische Paar zu fürchten hätte. Auch Wallingers Wahnsinn verbirgt seine Tragik und kehrt mehr die dem Idyllischen näher verwandte Romantik hervor. Es ist das Kleinstadtleben mit seiner bergigen, waldigen und ländlichen Umgebung, das überall in so lachendem Lichte leuchtet. Wonnige Behaglichkeit liegt über dem kleinen Kapitel, worin Max und Sidonie von der Gegenwart und der Vergangenheit Finkenrodes, soviel sie davon erlebt haben, plaudern. Die Reden der Kneipphilister im Goldenen Weinfaß muten bei aller Flachheit des Witzes und der Kritik, die in wenigen Hinweisen gut getroffen ist, dennoch nicht übel an, z. B. wenn der gigantische Waldmensch, der greise Forstmeister Altenbach, spricht. Traulich liegt in dem Garten vorm Burgthor das kleine Willbrandsche Haus, in dessen Räumen alles geblieben ist, wie es vor zwanzig Jahren war. Dahinter am Hurlebach haben einst Max, Cäcilie und Käthchen gespielt, die Freude der Kinder und das Murmeln des Baches klingen noch durch die Jahrzehnte nach. Zauberhaft ist die Fahrt durch Thal und Wald über Schnee, das Läuten der Glocken in dem winterlichen Dorfe, der Lampen- und Lichterschein aus dem Forsthause in einsamer Mondnacht. Selbst der Humor ist idyllisch. Nur bei Weitenweber verrät er philosophischen Ursprung; bei Gundermann zeigt er sich harmlos fröhlich, auch ausgelassen; ebenso bei Mietze, oft mitten im närrischen Liebesjammer; meist ist er in der Heiterkeit oder der Komik der Situationen begründet.

Sauingen bei Nacht, wo man auf dem Bahnhof für ein Glas Grog nicht die Hunde treten läßt und die Postmähren mit ihrer Chaise in Klapprigkeit wetteifern, macht seinem Namen Ehre. So prächtig zechen kann man dort schwerlich, wie es in Finkenrode Gundermann, Mietze und Max thun, bis zu thränenseliger Trunkenheit, grinsend bedient von Mietzes Zigeunergnom Anton Nadra. Gegenliebe giebt man, wenn man Sidonie Fasterling heißt, zu erkennen, indem man am Weihnachtsabend dem draußen unterm Fenster klagenden Anbeter eine Honigkuchenpuppe hinauswerfen läßt. In Gundermanns Hause machen sechs Sprößlinge Lärm und Not, sie fallen in den Graben und trinken Weinflaschen aus, und die Mutter ist glücklich, und der Vater lacht, es ist köstlich. Sehr ergötzlich wirkt schließlich die Überlistung Fasterlings, wieder beim Zechgelage, diesmal nicht nachts sondern morgens. Zwischenhindurch blickt mit Lachen der ernste Zeithintergrund: so, wenn der Hauptmann sich in Erinnerungen an die Befreiungskriege tummelt oder sich das Kamälon gegen den Halbmond aufbäumt. Ein Trauer- und Lustspiel werden Die Kinder von Finkenrode im letzten Kapitel genannt. Aber sie sind nicht so traurig, daß sie die Spannung eines schmerzlichen Nachgefühls wecken, und nicht so lustig, daß sie zu einer Erinnerung an flüchtige Erheiterung verblassen. Wir sehen am Schluß die Stadt mit ihren Bergen, Wäldern und Auen friedlich sich ausbreiten, reich an guten und glücklichen Menschen, wie Menschen glücklich sein können. Wer nicht reif für das Glück ist, wie Max, muß zurück in den Trubel der Welt; wer zu übermenschlich, wie Wallinger, geht hinüber zur ewigen Ruhe.

Eine ähnliche Mischung von Ernst und Scherz enthält die Sammlung kleiner Erzählungen, Skizzen und Reime

Halb Mär, halb mehr. Nur wechseln darin der Ernst und der Scherz weniger in ein und derselben Dichtung als von der einen zur anderen ab. Daher gesellen sich zu den beiden teilweise düsteren geschichtlichen Erzählungen zwei von reinem, ungetrübtem Humor. Bloß Einer aus der Menge betrachtet ein Stück des alltäglichen Lebens vorwiegend ernst. Nicht zu dichten, sondern zu leben ist Raabe die Hauptsache, wie er in den zwei Strophen Buch zu! kurz andeutet: im Sonnenschein können die Dichter nur lieben, er singe, sobald es regne und schneie; d. h. wo das Leben der Verschönerung und der Veredelung bedarf, tritt er ein. Und in dem kleinen Gedichte Wunsch und Vorsatz will Raabe die Kleinen und die Einfältigen demütig grüßen, wenn ihn die Großen und die Klugen abweisen. Darum preist er in der Erzählung von Einem aus der Menge die wahrhafte Göttlichkeit der Komödie, die der hoffnungslos krank darniederliegende Walter und seine ihn pflegende Braut Anna, jedes, um dem anderen den eigenen Gram zu verbergen und ihm die Stunden leicht zu machen, einander vorspielen. Darum stehen am Ende, nachdem sich das Grab über Walter geschlossen hat, die verheißenden Worte: „Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht eine Thräne, auch nicht ein Blutstropfen.“ D. h. nicht allein die Großen und die Klugen, sondern auch die Kleinen und die Einfältigen tragen oft Wert, ja viel Wert in sich, mögen sie in der Menge gleichwohl verschwinden.

Auf Walter und Anna würde sehr gut die Bezeichnung Verworrenes Leben passen. Denn die unter diesem Titel vereinigten Novellen und Skizzen schildern ebenfalls Umstände, deren Glück und Unglück auf den äußerlich anteillosen Beschauer mehr durch bloße Erregung des Mitgefühls als durch

Erweckung höherer geistiger Thatkraft wirken. Fragen drängen sich heran, die mittelbar aus dem Nachklang, den die erzählten Ereignisse hinterlassen, oder unmittelbar aus diesen Ereignissen selbst erwachsen. Sie zielen aber nicht auf weitere Aussagen ab, sondern machen, gerade indem sie solche zurückweisen, an und für sich eine Seite des Lebens kenntlich.

Wenn in der Erzählung Die alte Universität der Pfarrer aus Sachsenborn im Harz, Adam Cellarius, in Helmstedt bei Gelegenheit der Gedächtnisfeier für die im Jahre 1809 geschlossene Hochschule den aus Amerika zufällig zu derselben Zeit nach Deutschland gekommenen Siegfried Hartriegel trifft, der den Bruder des Pfarrers einst um Antonies willen im Duell erschossen hat, so ist es begreiflich, daß ihn Schmerz und Reue über seinen Entschluß zu dieser für ihn mehr Trauriges als Freudiges heraufbeschwörenden Reise packen. Als er dann dem in der Seele von Pein Gequälten Auge in Auge gegenübersteht, ihn in Ohnmacht zusammenbrechen sieht, mag er momentan in Versuchung geraten, Böses mit Bösem zu vergelten, den Schwachen Fremden zu überlassen. Doch er bezwingt sich, indem er verzeiht. Nun folgt die große Überraschung. Auf der Heimfahrt, schon nahe seinen Bergen, nimmt er einen jungen, fröhlichen Wanderer von der Landstraße in seinen Wagen auf und erfährt nicht bloß, daß dieser der Sohn Siegfried Hartriegels ist, sondern gewahrt auch mit Staunen, zu Hause angelangt, wie seine Tochter in die Arme des Jünglings sinkt, der sie in Göttingen kennen und lieben gelernt hat und deshalb auf Kundschaft ist, sie zu suchen. Er erblickt darin eine höhere Fügung und spricht: „Du hast es gut gemacht, du lieber, treuer Gott da oben! Dein Wille geschehe!“ Was heißt dies anders als: Wunderbar ist oft das, was wir Zufall,

Schicksal, Vorsehung nennen; wir nehmen es mit dankbarer, freudiger, aber auch zagender Hand hin, denn wir fragen voll Zweifel: Vermögen wir etwas dazu zu thun? Die nächste Erzählung, Der Junker von Denow, ist wohl imstande, den Zweifel noch zu vergrößern. Wir fragen wieder: Weshalb muß eine so edel gemeinte That so fehlgreifen?

Auch die dritte Erzählung führt nicht darüber hinaus. Sie heißt: Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas. Der Dichter läßt seinen am 6. Juni 1697 geborenen Helden mit geschickter Nachahmung der Schreibweise jener Zeit seine Erlebnisse selbst mitteilen. Eigentlich historisch ist die Erzählung nicht, denn es spielt darin kein nur halbwegs weltgeschichtlicher Vorgang irgendwie eine Rolle. Freilich zeigt sie etwas die Geschundenheit und die Gedrücktheit des deutschen Volkes damals, aber weist nicht auf deren Ursprung aus der politischen Lage hin. Michel Haas wird viel in der Welt umhergeworfen; Wohlsein und Krankheit, ernste und komische Leiden, Freude und Trauer wechseln mannigfach ab. Er schließt mit den Worten: „Es möchte wohl jemand gedenken, ich sei ein Landläufer gewesen, weil ich so viele Herren gehabt; aber man richte nicht sogleich, und ein jeder, der wohl steht, sehe zu, daß er nicht falle! Bin nun allgemach hoch in die Jahre gekommen und danke meinem Gott, daß er mich bis hierher hat kommen lassen und mich nicht weggenommen hat in der Jugend oder in der Hälfte meiner Jahre, und so gilt, in spem beatae resurrectionis, bis heute noch das Verslein der frommen Frau Herzogin Elisabetha Juliana: Alles hat ja seine Zeit, Freud und Leid. Gut Gewitter, böse Stunden werden wechselweis erfunden. Dennoch geht es, wie Gott will, halte still!“ Für sich selbst hat das schlichte, arme Schulmeisterlein

durchaus recht. Die bescheidene Demut, die in den Worten liegt, entspricht der rührenden Einfachheit und Ehrlichkeit seiner ganzen Lebensführung. Aber in solcher Dürftigkeit und Winzigkeit, in lauter sich Ducken und Fügen kann nicht jedermanns Dasein hingehen. Des Junkers von Denow Knecht und Gefährte Wüstemann würde sich gegen den Spruch „Halte still!“ doch sträuben. Oder soll auch das höher strebende Leben bei der Armsünderseligkeit enden?

Nach der vierten Erzählung — Wer kann es wenden? — hat es beinahe den Anschein. Sie handelt von der vergeblichen Mühe des humoristischen Knispel, Röschen, die Tochter des in Elend zu Grunde gehenden Schauspielerpaares Wolke, zu schützen. Emil Wolke ist für die Kunst begeistert gewesen, aber er hat den goldenen Kranz der Ehre verloren; er hat Hermine geliebt, indes sie verkommt unter seiner Hand in Armut und Krankheit. In der Trunkenheit stürzt er sich nachts aus seinem Fenster in die schwarze Flut des vorüberfließenden Grabens. Da wäre die Armsünderseligkeit Glück und Reichtum. Knispel erwirbt sich sein Brot mit Geigenspielen in Tanzlokalen. Er rechnet sich aus, daß er genug erübrigen kann, um Röschen mit zu ernähren. Er räumt ihr seine enge Dachkammer ein und zieht zu seinem Freund Tolle. Er ist fröhlich und guter Dinge, er kennt keine Schatten und keine Schauer der Welt. Sein Hüteramt bei Röschen verwaltet er selbstlos. Das Verderben kann er dennoch nicht abwehren. Hugo van Hellen umgarnt Röschen und verschwindet mit ihr nach Venedig. Der Halunke verjubelt sein Geld, und Röschen kehrt krank und gebrochen heim. In dem Hause des Leutnants Ringelmann, eines Waffengenossen des Vaters von Hugo van Hellen, erhält sie Aufnahme. Eines freundlichen Sonntagmorgens, während Knispel

auf seiner Geige ein neues Lied aus dem Garten zu ihr hinaufklingen läßt, wird sie in ihrem Bett tot gefunden. Also Wehrlosigkeit kann schuldig machen. Auch Knispel war wehrlos. „Ich bin zu dumm gewesen, ein zu großer Esel und Pinsel," sagt er, „und habe mich abfassen und auf dem Schub zurückbringen lassen, weil ich keinen Paß hatte und kein Geld und nur die Geige." Wer kann es wenden? Sogar in der letzten Erzählung, in dem Geheimnis, steckt trotz der weltgeschichtlichen Komik die ernste Frage: Was wird aus den Schwachen und Hülflosen, wenn die Großen und Starken die Bestie gegen sie loslassen?

Sicher ohne daß es Raabe beabsichtigt hat, zeigt die Reihenfolge der Fragen eine Steigerung in der Schwere der Umstände. Alle deuten mit Recht auf etwas Rätselhaftes, fast Widerspruchsvolles im Sein. Denn wenn es vielleicht auch eine Kraft des Geistes giebt, durch die der Mensch in allen Fällen auf eine gewisse Art Meister des Schicksals zu werden vermöchte, so bleibt es doch dunkel, warum diese Kraft nicht immer zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle ist. Wem dies selbstverständlich erschiene, würde damit nur verraten, daß er die Pein, die darin für den auf das Ganze der Welt und des Lebens Schauenden liegt, nicht begreife. Nicht das kahle, verstandesmäßig auf sich verzichtende Urteil, sondern das volle Gefühl der Unergründlichkeit ist das Mittel, über den Zwiespalt hinwegzukommen. Im Verworrenen Leben hat Raabe mit dem einfachen und ergreifenden, aber zugleich beruhigenden Fluß der Erzählung in Sprache und Komposition eine angemessene Form für dieses Gefühl getroffen.

Zwischen dem Erscheinen der Chronik der Sperlingsgasse und dem des Verworrenen Lebens lagen

ungefähr sieben Jahre. Bei einem Dichter, wie Raabe, kann eine so lange Zeit nicht ohne merkliche Spuren seiner Entwicklung vergehen. Damit ist nicht gesagt, daß die inzwischen vollendeten Dichtungen vor dem Erstlingswerk im ganzen, wohl aber, daß sie in einzelnem Vorzüge haben müssen. Als Ganzes genommen, ist ja Die Chronik der Sperlingsgasse viel zu umfassend, um hier zum Maßstabe dienen zu können. Auch kommen ihr im Gesamteindruck wirklich bloß Die Kinder von Finkenrode gleich.

Versetzt man sich in Gedanken an Raabes Stelle, als er die Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben begann, so fühlt man nach, wie viel Verlockendes für den ersten Versuch darin lag, die Summe der Lebenserfahrungen nicht sogleich in einer stetig verlaufenden Reihe von Handlungen, sondern in äußerlich weniger fest aneinander hängenden Einzelschilderungen niederzulegen. Die Chronik der Sperlingsgasse war für Raabe dasselbe, was kleine lyrische Ergüsse als Vorläufer größerer Schöpfungen oft bei anderen Dichtern sind. Ein Frühling machte den Anfang mit der gewöhnlichen Form der Erzählung. Er gelang in dem Punkte der Einheitlichkeit noch nicht. Erst die folgenden Dichtungen, die geschichtlichen wie die nicht geschichtlichen, waren glücklicher. Die Kinder von Finkenrode und Der heilige Born erinnerten an die Chronik, da sie mehrere gleichwertig neben einander hergehende Reihen von Vorgängen und Handlungen unter eine gemeinsame Idee vereinigten. Die übrigen Erzählungen gaben einfache Zusammenhänge und Lebensläufe in entsprechender Form. Auch die Inhalte selbst gewannen durch Vertiefung. Anstatt bloßer Andeutungen des Erschütternden in den Liebesverwicklungen und des Spielenden im Liebesverkehr erschienen genauere

Ausführungen und mehr Ernst. Selbstverständlich hielt Raabe nicht ursprünglich die Liebe für etwas, das nur obenhin zu nehmen sei. Aber sie erhielt erst jetzt eine eingehende Betrachtung. Ähnliches gilt von dem unergründeten Rest des Schicksals, an dem der Witz und die Kunst des Menschen zu scheitern drohen. Wenn er mit dem Schleier des Geheimnisvollen umwoben und nur im Umriß skizziert wurde, sollten damit nicht Entwürfe für später im voraus gegeben werden; denn die Verhüllung und die Skizzierung trafen das Wesen der Sache. Dennoch wiesen sie in einer gewissen Hinsicht über sich selbst hinaus. Das Amen, mit dem Johannes Wachholder seine Erinnerungen schließt, war das Zeichen des Friedens; aber das Wer kann es wenden? das sich der Dichter zuruft, wenn es ihn immer wieder in der schwarzen Nacht an den schwarzen Fluß treibt, wo Gestalten durch die Weidenbüsche hinstreifen, um ihrem Dasein ein Ende zu machen oder ihr Leben in Elend zu fristen, fordert Umschau zu halten, wo die Kraft des Geistes zu finden sei, die sich ohne Trotz, doch mit Selbstgewißheit aus der Dunkelheit und der Enge des Schicksals frei machen könne. Da jener Friede vielleicht ein Verzicht war auf diese Kraft, war die vorwärts weisende Forderung mehr wert als er. Man fühlt sich, ohne daß sie ausgesprochen wird, zu ihr getrieben, jedoch ohne Hast und Unruhe; was eine Folge aus der schönen Gelassenheit ist, womit der Dichter erzählt. Ostermeier und Knispel, jener durch seine geistige Überlegenheit, dieser durch seine freudige Hülfsbereitschaft, sind humoristische Charaktere, wie sie in der Chronik der Sperlingsgasse nicht vorkommen; doch im übrigen und hauptsächlich kehrt der von dem Dichter selbst ausgehende, ein wohlthuend mildes Licht über alles ergießende Humor von Johannes Wachholder wieder. Diese Stim-

mung beherrscht ja auch die geschichtlichen Erzählungen dieser Zeit.

Um die Entwicklung des Dichters, nicht des Menschen Raabe handelt es sich. Aber der wahre Dichter ist, was er ist, weil er Mensch ist. Also gewährt der Einblick in die Entwicklung des Dichters im wesentlichen auch einen Einblick in die Entwicklung des Menschen.



Sechstes Kapitel.

Die Leute aus dem Walde.

Mit der eindringlicheren Betrachtung und Schilderung einzelner Seiten des Menschen- und des Geschichtsdaseins vervollkommneten und bereicherten sich auch Raabes Gesamtanschauungen. Der in der Chronik der Sperlingsgasse verkörperte Stamm von Ideen senkte seine Wurzeln tiefer, trieb neue Zweige und streckte die alten weiter vor. Es ergab sich daher wie von selbst, wieder das Ganze der Welt und des Lebens zusammenzufassen. So entstand der 1863 erschienene Roman Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Wenn die Erinnerungen Johannes Wachholders ihre universelle Tragweite durch die äußere Vielartigkeit der Umstände, der Personen und der Handlungen kundgeben, thun es Die Leute aus dem Walde mehr durch die innere Bedeutung alles Geschehenden. Dies entsprach der vorgeschrittenen Entwicklung des Dichters, der in der Chronik der Sperlingsgasse sein Weltbild erst formte, während er nun bloß die Hauptpunkte schärfer herauszuarbeiten hatte. Und zwar deren zwei.

Der milde Humor, mit dem Johannes Wachholder sein und alles menschliche Schicksal betrachtet, weil er in jedem Schmerz und in jeder Enttäuschung die Zeichen der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit sieht, ist nur mehr ruhende, rückwärts gewandte Stimmung. Aus sittlichem Triebe ward er zum Helfer seiner Mitmenschen, vergalt er das Leid, das der Weltlauf ihm schuf, mit Selbstverleugnung; aber zu dem in sich sicheren und doch sich bescheidenden Gleichmaß des Geistes, das aus der Einsicht in das Wesen des Seins erwächst, erhob er sich erst am Ende; weshalb man zweifeln darf, ob es sich stark erwiese, wenn er wider Erwarten noch einmal vor einer großen Aufgabe stünde. Ist es überhaupt im Leben der Menschen fähig, zu einem die Hemmungen und die Zufälligkeiten des Daseins beherrschenden Faktor zu werden? Durch die Antwort auf diese Frage gehen Die Leute aus dem Walde erheblich über die Chronik der Sperlingsgasse hinaus. Raabes hülfsbereiter, auf der Erkenntnis des Antagonismus von Hoheit und Niedrigkeit in der Ordnung des Lebens fußender, positiv thätiger Humor regte sich hier zum erstenmal. Die geistige Kraft, deren Notwendigkeit sich aus dem Verworrenen Leben aufdrängte, war gefunden. „Gieb acht auf die Gasse!“ ist der Wahlspruch des Polizeischreibers Fiebiger, der damit nicht bloß die kleinen Dinge belächelt, dahinter die großen Dinge suchend und findend, der vielmehr in die Gassen wirklich hinabsteigt, um Idealmenschliches zu vollbringen. Von der Gasse hebt er Robert Wolf auf, um ihn mit sicherer und sanfter Hand zu führen; wieder in die Gasse schickt er dann seinen Schützling, damit er zwischen dem Leichtsinn Schminkerts und der Blasiertheit Leon von Poppens seinen besseren Kern finden und fühlen lerne; zum Teil durch den Hinweis auf die Gasse

befähigt er ihn, im fernen Westen Amerikas am Sterbebett Eva Dornbluths seine Erziehung allein zu vollenden. Er ist zugleich Ostermeier und Knispel. Das sinnende, alles Endliche mit Humor erfassende Schauen des Unendlichen in dem Wesen der Welt und des Lebens bleibt selbst eine starke Schranke der Endlichkeit, solange es nicht zu entsprechenden Thaten fortschreitet. Eben sie sind es, die Fritz Fiebiger vor Johannes Wachholder voraushat.

Der Weise in der schlichten Hülle eines Polizeischreibers weiß auch, daß zum wahren Leben mehr gehört, als bloß draußen im Treiben der Menschen Wege zu finden und standzuhalten. Er steigt daher auf den Sankt Nikolaiturm zu seinem Freunde dem Sternseher Ulex, der ihm bei seinem Erziehungswerk helfen soll. Dieser ist gleichwie eine Verkörperung des Unvergänglichen, das in den großen Gesetzen des Himmels und in den Idealen des menschlichen Geistes sich offenbart. Darum weist er nach oben: „Sieh nach den Sternen!" — darum wird die ewige Liebe im Grunde der Welt, die durch Johannes Wachholders Erinnerungen nur gelegentlich und verschleiert blickt, in den Leuten aus dem Walde, zu einer stetig treibenden Macht. Alle Schlacken des Lebens scheint Ulex abgeworfen zu haben, die helle Glut idealer Begeisterung glüht in ihm unauslöschlich. Und ihre Wärme geht nicht verloren, sondern teilt sich mit und wird wirksam. Sie hilft Robert Wolf zum Manne reifen, so daß Fiebiger bekennt, Ulex habe mehr über den Jüngling vermocht als er. Auch Juliane von Poppen und ihr Pflegling, Helene Wienand, finden in dem einsamen Gemach des Sternsehers ihre Trost- und Weihestunden. Selbst Helenes Vater, einst der stolze Banquier, der mit bedauerndem Achselzucken zu dem Turme des Nikolaiklosters emporblickte, nach seinem

zweiten großen Unglück, dem Bankerott, nur noch ein Schatten an Leib und Seele, hat dort seine letzte Zuflucht. Inzwischen wird auch auf anderem Boden die Denkart des alten Ulex, wenn nicht reiner, doch markiger bethätigt. Denn die über alle Schlacken und Schranken sich erhebende ideale Begeisterung ist die wahre Mutter des Heldentums. Und Eva Dornbluth, die, von Frau Victorine von Poppen nach der Hauptstadt gebracht und auf Veranlassung des jungen Leon von Poppen zur Bühne berufen, von dem Schein des Bösen verfolgt und doch von dem Bösen selbst unberührt, nur auf Fritz Wolf wartet, an den sie fest glaubt, — und Fritz Wolf, der, arm und verlassen, aus der Heimat entflohen, für Eva die Welt durchstreift, um wirklich nach Jahren, da er reich geworden ist, Eva zu holen, gehen ihren Gang durchs Leben heldenmütig, treu einander über den Tod hinaus. Kein Hindernis, nicht der Verlust ihres Reichtums, nicht die Wildheit des amerikanischen Westens schrecken sie. Mitten in Sturm und Not, kämpfend und siegend, empfinden sie lauter Frühling und Sonne. Wenn Johannes Wachholder ewige Liebe hinter Enttäuschung und Schmerz gewahrt, waltet hier ein Stück ewige Liebe rein, weil die schöne und edle Leidenschaft, die in Fritz und Eva lebt, zu stark ist, um Schmerz und Enttäuschung fühlen zu lassen.

Daher sind *Die Leute aus dem Walde* nicht so im ganzen humoristisch wie *Die Chronik der Sperlingsgasse*. Desto vollkommener dringen sie in das Wesen der Welt und des Lebens ein. Sie bringen beides zum Ausdruck: die Überlegenheit und die Kraft des bereitwillig alle Schwäche und Schwere des Daseins tragenden und teilenden Humors und die Größe und die Freiheit der sich siegesgewiß über alles Widrige emporschwingenden heroischen Be-

geisterung. Sie lassen auch den Gegensatz deutlich darin erkennen, durch den Gegensatz Fiebigers zu Ulex, Fritz und Eva. Aber der Humor und die heroische Begeisterung, nicht der eine oder die andere allein, vollenden Roberts Erziehung und zeigen dadurch an, daß sie im innersten Kern des Lebens zusammengehören.

Wie Die Leute aus dem Walde auf denselben Zweck wie Die Chronik der Sperlingsgasse ausgehen, aber auch wie sie ihn besser, d. h. einer weiterschauenden Lebenskenntnis entsprechend erreichen, sieht man aus manchen Ähnlichkeiten des Inhalts, wobei dann zugleich die Unterschiede hervortreten. Früher waren es Johannes, Franz und Marie, die in Ulfelden ihre Kindheit verlebten, nach der Hauptstadt verschlagen, in Unglück und Leid gerieten; jetzt heißen sie Fiebiger, Ulex und Juliane von Poppen und kommen aus Poppenhagen und vom Poppenhof am Winzelwalde, ebenfalls nach Berlin, obgleich wieder der Name der Stadt nicht genannt wird. Dort nahm sich Johannes Wachholder Elises an, hier Fiebiger Roberts; dort verflocht sich das Leben Gustavs in das von Elise, hier ist es Helene Wienand, deren Pfade die Roberts kreuzen. Die Mutter Gustavs war die Tochter eines Grafen von Seeburg, die Hüterin und Erzieherin Helenes ist Juliane von Poppen. Aber Johannes Wachholder lud die Sorge um Elise aus Freundschaft zu Franz auf sich, in Erinnerung an seine in Entsagung verschlossene Liebe zu Marie; während Fiebiger aus freier Teilnahme an allem Menschenschicksal handelt, nur geleitet von Anhänglichkeit an die Heimat, da auch Robert aus der Gegend von Poppenhagen stammt. Außerdem starb Franz frühe; Ulex lebt, um zu mahnen, den Blick nach den Sternen zu richten. Und Fritz Wolf und Eva Dornbluth haben

in der Chronik der Sperlingsgasse überhaupt keine Stelle. Ähnlich ist es im übrigen. So wohnt zwar Fiebiger wie Wachholder in einer der schlechteren Gassen der Stadt, und in seinem Hause vereinigt sich vielerlei Menschenvolk; abermals ist da eine fleißige und unverdrossene Tischlerfamilie, Johannes und Anna Tellering mit ihren Kindern Ludwig und Luise, ja wir lernen ganz neue Charaktere kennen, vor allen den verwitweten Particulier Mäuseler, den leichsinnigen Schauspieler Schminkert, seine angebetete Schneiderstochter Angelika Stibbe und die heimtückische alte Jungfer Aurora Pogge. Doch die Fäden des Romans laufen nicht alle in der einen Gasse zusammen. Auch der Adel spielt in den Leuten aus dem Walde eine Rolle. Fiebigers Vater ist am Trunke zu Grunde gegangen, und die Mutter von Ulex hat auf dem Poppenhof im Halseisen am Schandpfahl gestanden, der Gutsherr und sein Sohn sahen voller Verachtung in den Knaben bloß die Kinder der Eltern; indes schließlich sinkt der Poppenstamm, der sich schon in der Zeit deutscher Schmach ehrlos bewiesen hat, während die Söhne der Trunkenbolde für die Befreiung des Vaterlandes gekämpft haben, morsch geworden, dahin, und Robert wird der Besitzer des Poppenhofes, nur Juliane hält es von früh an mit Ulex und Fiebiger und bewahrt Helene Wienand vor dem unlauteren Neffen Leon. In neuen Beziehungen kehrt hier also der Graf von Seeburg in seinem Verhältnis zu Franz Ralff nnd Helene Berg wieder. Aber die Bedeutung des Adels reicht in den Leuten aus dem Walde weiter. Denn zu ihm gesellt sich die Geldmacht, der Bund der Habgier mit der sittlichen Fäulnis bildet das Gegenstück zu dem Bunde zwischen Fritz und Eva. Eine besondere Vergleichung veranlaßt der Schluß des Romans.

Die Übereinstimmung mit dem Ausgang der Blätter Wachholders erscheint nämlich auffallend groß. Durch Helenes Ehe mit Robert, in dem Glück der Jugend, werden die Heimsuchungen der älteren Generation ausgesöhnt, — der Anruf der Sterne, die den Sieg behalten, wiederholt den Gruß an die ewige Liebe, die sich Wachholder offenbart. Dennoch ist ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Für den Schreiber der Chronik giebt es die Aussöhnung nur nachträglich, in der Betrachtung des Ganzen der Welt und des Lebens, nicht überhaupt, nicht für den Einzelnen, wenigstens nicht für jeden, Luise Ralff, Franz und Marie Ralff sind ja in Elend und Trauer hinübergegangen; Fiebiger, Ulex und Juliane hingegen erfahren nicht bloß alle drei an sich selbst den Ausgleich ihres Lebens und Leidens, sie sind auch von vornherein überzeugt, der Blick zu den Sternen empor täusche nie, lasse früher oder später auf die eine oder die andere Art alles zu gutem Ende gelangen. Indem sie zu dem Schluß kommen, daß ihre Sterne sie aufs beste geführt haben, drücken sie nur ihr Dankgefühl dafür aus, daß die Thatsachen ihre Zuversicht rechtfertigen.

Übrigens irrt sich der Dichter, wenn er meint, Fiebigers Sinnesweise vermittele zwischen Juliane und Ulex. Vielmehr ist Juliane das verbindende Glied in der Kette von Ulex zu Fiebiger. Denn einen größeren Gegensatz als die beiden Männer kann es kaum geben, während das Freifräulein ebenso durch ihre weltkluge Nüchternheit den Humor und den Sarkasmus des einen wie durch ihren hochsinnigen Ernst den über alles Irdische sich erhebenden geistigen Flug des anderen zu würdigen vermag. Alle drei gehören jedenfalls zu den schönsten Charakteren, deren sich die deutsche Dichtung rühmen darf. Dabei hat es Raabe verstanden,

jedem die unvermeidliche Dosis menschlicher Schwachheit zu geben. Wie komisch ist es, wenn Fiebiger jammert, er habe gehofft Robert zu einem echten Hagestolz zu erziehen, aber vergeblich! Wie kindlich, fast kindisch plauderhaft erscheint Alex, als er in Gegenwart Leons, der auf eine Verbindung mit Helene Wienand spekuliert, sein Leid klagt, daß Robert in Helene verliebt sei! Wie treffend ist an Juliane, der adlig geborenen, der Zug, der sie trotz aller Unwahrscheinlichkeit eine kurze Zeit an eine ernste sittliche Aufraffung ihres Neffen, des Stammhalters ihres Geschlechtes, glauben läßt!

In feiner Ausführung kommen auch der Unterschied und die Übereinstimmung zwischen Fritz und Eva — und Robert und Helene zum Ausdruck. Wenn Fritz und Eva sich nach dem Gesellschaftsabend bei Wienand in der ärmlichen Stube, in der Eva hinter ihren Prunkgemächern seit Jahren auf Fritz wartet, für immer wiederfinden, allein, fernab und hoch über aller Welt stehend, thun es Robert und Helene in dem Gemache des Nikolaiturmes zwar nur mit Alex, Julianes und Fiebigers Hülfe; indes es ist Robert, der Alex bittet, von den Sternen zu ihnen zu sprechen, und Helene weist aus eigenem Trieb auf das Beispiel Evas hin. In Fritz sänftigt die Milde den Sturm, und Evas Stärke ist Heldenmut; in Robert schöpft die Milde aus dem Sturm Kraft, und Helenes Stärke ist Geduld.

Zwischen zwei Parteien stellt der Kampf des Lebens jene Alten und Jungen aus dem Walde. Die eine, die Verbündeten, sind die Familie Tellering und Marie Heil, die andere, feindliche, ist die Sphäre des Banquiers Wienand und des Geschlechts der Poppen. Obgleich es Marie schwer wird, aus der Stadt, in der ihr Verlobter, Ludwig Tellering, zurückbleibt, fortzugehen, folgt sie doch treu ihrer Herrin

Eva in die Ferne. Inzwischen studiert Ludwig im Geographiebuch und auf dem Atlas Italien, Paris und Amerika, bis es ihn nicht mehr ruhen läßt, bis er nach dem Tode des Vaters mit Mutter und Schwester in den neuen Weltteil auswandert, Marie heiratet und ein geachteter Bürger in San Francisco wird. Er ist ganz das Ebenbild seines Vaters, der nach der Verletzung, die er beim Brande des Wienandschen Hauses erhält, standhaft, ruhigen Gewissens, in Frieden mit der Welt, dem sicheren Tode ins Auge sieht. Wie schwach, wie gebrechlich zeigt sich dagegen Wienand, fast hinsiechend an dem Wahn, verhungern zum müssen! Ein psychologisch vortrefflicher Griff des Dichters ist es, den Banquier, den die Liebe seiner Tochter und die Güte des Sternsehers nicht heilen können, im Verkehr mit Leon gesunden zu lassen, der sich nur aus nacktester Selbstsucht einschleicht, um Helene und ihren Reichtum für ein Adelsdiplom ihres Vaters zu kaufen. Dennoch behält Juliane die Oberhand. Daran kann man erkennen, daß Raabe nicht Adel und Bürgertum tendenziös gegenüberstellt. Aber er bethätigt ein gesundes soziales Urteil.

Meist abseits von den Wegen der übrigen hält sich der Hauptmann von Faber. Er ist immer unterwegs, auf großen Reisen. Hoher Wuchs, ein wettergebräuntes Antlitz, heller Blick, Menschen-, Völker- und Weltkenntnis zeichnen ihn aus. Robert trifft ihn in San Francisco und findet in ihm einen Führer und Ratgeber. Auch sonst weist er thätige Teilnahme am Schicksal anderer nicht von sich. Trotzdem ist er mehr ein philosophisch gelassener Beobachter der etwas von dem Humor Fiebigers hat.

Zwischenhindurch ranken sich bunte, erheiternde Arabesken. Da taucht des Polizeidieners Greiffenberger großer, breiter,

waschlederbekleideter Daumen auf. Oder Schwebemeier leistet sich einen Rausch. Am abwechselungsvollsten sind in Ergötzlichkeiten die Scenen, in denen Schminkert seinen unsterblichen Leichtsinn zum besten giebt. Den Wassersturz, den seine geliebte Angelika zur Strafe, weil er Helene Wienand lobt, über ihn ausschüttet, belohnt er, indem er die zärtliche Jungfrau heimlich zum Tanzsaal führt. Mit dem Gelde seines Schwiegervaters gründet er ein Handschuh- und Parfümeriegeschäft. Und als Frau Angelika allzu intim mit Herrn Leon von Poppen wird, entwischt er kurz entschlossen nach Amerika. Sein Eheleid rächt die verletzten Gefühle des Fräuleins Aurora Pogge. Köstlich ist deren Tagebuch, das Schminkert findet und preisgiebt. Die ganze liebe Nachbarschaft erhält darin eine bissige Beurteilung, und der Hauswirt, Herr Mäuseler, erfährt mit Entsetzen, daß die älteste Jungfrau in seinem Reiche sich ihn als ihren Zukünftigen auserkoren hat. Unter dem Hohn der Gasse hält sie bald danach ihren Auszug.

Durch alle Stufen des Lebens, von der Komik bis zur Erhabenheit, führt Raabe den Leser. Das echte wirklichkeitsfrische Gepräge überall strahlt die dichterische Wärme wieder, die nicht nur die Form, nicht nur den Fluß und den Klang der Sprache, sondern ebenso, ja noch mehr den Inhalt durchdringt. Während Die Chronik der Sperlingsgasse ein in Bewunderung und Dank sich bescheidendes Ergriffensein beim Betrachten der Menschenschicksale hervorruft, waltet über den Leuten aus dem Walde etwas von der klaren und erlösenden Ruhe, in der sich das Denken von Zweifelsucht, der sittliche Trieb von Hemmung und das Welt- und Lebensgefühl von Verzagtheit frei wissen. Der Dichter verlacht die Thorheit und den Leichtsinn der Menschen, und

indem wir einstimmen, merken wir, daß auch in jenen Schwächen ein Beruf zu nützlichem Wirken steckt. Wie viel vergebliche, weil nicht zum Zwecke kommende Sorge würde es ernsten Leuten machen, Robert am Tage nach seinem Einzug bei Fiebiger die Abreise seines Bruders mit Eva mitzuteilen oder ihn kurz vor seiner Rückkehr aus Amerika auf das neue Unglück des Hauses Wienand vorzubereiten! Schminkert löst diese Aufgaben spielend, da die leichtfertige Art, in der er es thut, alles Schlimme und Überwältigende mildert. Wie gut ist es, daß Fräulein Auroras Tagebuch die Liebe Roberts zu Helene ans Licht bringt, die ja doch offenbar würde, aber vielleicht zu spät! Verschieden davon fällt das Urteil über Hohlheit, Bosheit und Niedertracht aus. Es ist z. B. große Gesellschaft bei dem Banquier. Ihre Haltung im allgemeinen wird in der Börsensprache geschildert; der Handel eines Großgrundbesitzers mit einem Kommissionsrat über die Preiswürdigkeit einer Wolllieferung wird mit dem Kampfe zwischen einem Elephanten und einem Rhinoceros verglichen; ähnlich werden andere Teilnehmer eingeführt. Oder Frau von Flöte ist mit ihrer nicht mehr ganz jungen, sehr skeletthaften Tochter zu Besuch bei ihrer lieben Baronin von Poppen, nicht am letzten um Leons willen. Sie beseufzen das Mißgeschick des frommen Konsistorialrats Krokisius, weil er einen so unfrommen Sohn habe, der unter die Philosophen gegangen sei; sie seufzen überhaupt viel; darauf kommt Leon, dem dergleichen nicht imponiert, der sich deshalb frivol beträgt, bis die befreundeten Damen entrüstet abziehen. Solche Scenen zeigen die Gemeinheit des Strebens und der Gesinnung in schroffen Zügen. Aber man sieht an dem Streben und der Gesinnung selbst, wie sie in sich zerbröckeln, — man sieht, daß Gerechtigkeit in den Dingen ist und die

Rechtschaffenheit schließlich siegen muß. Wo die Umstände und die Menschen besser sind, wo sie Mitgefühl wecken, bedarf es der Geißel nicht. Sogar wenn Raabe einen Novemberregen schildert oder das Centralpolizeihaus aufthut, werden uns diese in gleichem Maße, nur in anderer Weise sympathisch wie Wald und Dorf, die er mit dem Blick des Heimatgefühls betrachtet. Beim Polizeihause fängt auch der tiefe Humor Fiebigers an. Gleich Gespenstern hat es den Schreiber aus seinen Amtsregistern verfolgt, er hat es wimmern, kreischen und fluchen hören; aber seitdem er den Plan zu überlegen angefangen hat, Robert zu sich zu nehmen, sind die Gespenster zurückgekrochen. Wie fein drückt dies aus, welche menschenrettende That er vollbringt! Wienands Hausarzt, Doctor Pfingsten, meint, Fiebiger durchschaue jeden, dennoch ärgere er sich über niemand; er könne zu seinem Vergnügen den Staub im Sonnenstrahl in ein Universum der Narrheit verwandeln; er lege sich so weit wie möglich aus dem Fenster einer Wohnung, in der kein Student hausen möchte, rauche einen Knaster, den kein Schäfer vertrage, — und lache. Am schönsten zeigt eine Wendung gegen Schluß des Romans den Humor in seiner Größe. Die Leute aus dem Walde scharen sich immer häufiger um Ulex, auch Fiebiger ergiebt sich ihm bedingungsloser als sonst; er sieht so an eigener Person seine Ansicht von der Nichtigkeit alles Irdischen demonstriert, trotzdem verliert er nicht seinen Gleichmut. Der Humor überwindet sich selbst. Nur die Sterne, die Ideale sind unbesiegbar. Es liegt viel ergreifende Symbolik darin, daß die Wohnung des Sternsehers über die Dächer der Stadt ragt, ihre Fenster dem Himmelsraum zuwendend, viel ergreifende Symbolik auch in dem Westward ho, womit Fritz und Eva sich zu gemein-

samem Welt- und Lebensgang rüsten. Und ob Alex einen Hymnus auf den Wandel der Sterne anstimmt, ob Fritz von seinem Zuge mit Warner durch Urwälder und Prärien spricht, ob Eva auf ihrem Sterbelager das Glück ihres Lebens in der Erinnerung noch einmal lebt: stets lodert die Wärme dichterischer Begeisterung zu heller Flamme empor. Alex sagt: „Dunkel ist an und für sich das Universum, und das Licht darin geht nur von den glänzenden Kugeln aus, die wir Sterne nennen; dunkel ist auch von Grund aus die Menschenseele, ein ebenso großes Mysterium wie das Weltall; auch in ihr kommt das Licht von den Sternen, und deren giebt es viele und sehr schöne. Jeder von ihnen wirft einen andern Schein in das dunkle Sein, und dem echten Menschen verbinden sie sich in jeder guten, aber viel mehr noch in jeder bösen Stunde zu heilbringenden Konstellationen.“

Von Anfang bis Ende sind Gedanken und Gefühle, Worte und Bilder der Leute aus dem Walde aus dem vollen Herzen des Dichters geschöpft. Es bleibt nur die Frage, ob der Roman dieselbe Einheitlichkeit in der Kompotion zeigt. Daran knüpft sich ein besonderes Interesse, da der eigentliche Inhalt und seine lebensphilosophische Bedeutung sich in diesem Punkt widersprechen.

Die Handlung selbst, die Schürzung, die Steigerung und die Auflösung der Verwicklungen nämlich vollzieht sich in keiner, besonders in keiner größeren Raabeschen Dichtung so einfach, zusammenhängend und vollständig. Auch die landläufige Kritik wird dagegen kaum etwas einwenden. Die Erziehung und die Entwicklung Roberts von dem Augenblick, da er in das volle Kulturleben eintritt, bis zu reifer Selbständigkeit ist das Thema. Es setzt im ersten Kapitel ein und endigt im letzten Kapitel. Die zunächst und ent-

scheidend Beteiligten sind die Alten und die Jungen des Winzelwaldes: Fiebiger, Ulex, Juliane, Fritz und Eva, denen sich Helene anschließt. Ihre Schicksale beginnen schon vor dem Roman, finden aber im Roman selbst ihren Abschluß. Erst in zweiter Linie greifen die andern fördernd oder hemmend mit ein: die Familien Tellering und Poppen, dann Faber und Wienand, auch Schminkert, Angelika und Aurora. Ihre Schicksale kommen zu endgültigem Austrag, soweit davon überhaupt die Rede sein kann. Eine nach der anderen Person tritt hervor; nach einigen Kapiteln sind wir mit allen Verstrickungen, in denen sie stecken, vertraut. Die weiteren Entwicklungen verlaufen stetig, nirgends wird der Gang der Erzählung springend oder rückläufig, außer in dem, was den Vorgängen des Romans vorausgeht, aber immer an passender Stelle eingefügt ist. Zum Schluß verschwinden die Personen wieder allmählich. Ihre Lose fallen gerecht, keine Ungewißheit bleibt übrig. Fiebiger, Ulex und Juliane erlangen Frieden, nun andere sich im Kampfe des Lebens versuchen lassend; Eva und Fritz haben ihrem Lebensdrange genügt; Robert und Helene sind gerüstet, in dem, was ihnen die Zukunft auferlegt, standzuhalten; Ludwig Tellering ringt sich hindurch; Faber wandert weiter über den Erdball; Wienand, Leon und Viktorine sind Staub geworden wie alles, woran die Fäulnis frißt; Schminkert findet vielleicht noch einmal eine Angelika und Angelika einen Schminkert oder auch nicht, was wenig Unterschied macht; Aurora endlich schreibt wieder eine Tagebuch, aber hütet es wachsamer. Ebenso ist in der Durchführung der Charaktere nichts Dunkles, nichts Widerstrebendes. Eine wohlthuende Spannung wird von Anfang erregt und erhalten, bis sie am Schluß sich befriedigend löst.

Dennoch verhält es sich nicht so mit der Entwicklung der Idee des Romans. Von den beiden Kernpunkten, in denen das Leben an sich und in seiner Beziehung zur übrigen Welt erfaßt wird, steht der Humor, wie ihn Fiebiger vertritt, im Vordergrunde, da er den Hauptjhebel für das Ingangkommen und den Verlauf der Handlung bildet. Aber Faber sagt, als er auf der Missourifahrt vor Robert dessen Lebenslauf in längerer Rede entrollt, Fiebiger wisse kein Mittel, durch das der Jüngling die ihm feindlichen Mächte bezwingen könne. Es wird zwar an die Sterne erinnert, — erst wenn der Mensch sie bei aller Vergeblichkeit des Ringens nicht anklage, sei er reif für das Leben; doch dies heißt nur, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, Entsagung und Duldung fordern. Immerhin hat die Thatkräftigkeit des Humors eine Schranke, die aus ihm selbst, aus Fiebiger nicht begründet erscheint. Nun könnte man wohl erwarten, daß, wenn nicht das bloße Vertrauen auf die Sterne, das Ulex lehrt, so der Heldenmut, wie ihn Fritz und Eva beweisen, hier helfe. Aber auch dies täuscht. Gerade die heroische Begeisterung kommt nicht zu ihrem vollen Rechte. Der Roman spielt in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts. Das Hereinragen der Auswanderungen nach Amerika, des Goldgrabens in Kalifornien, ist daher keineswegs nebensächlich, sondern beleuchtet ein Stück Sozialismus. Wenn jedoch die heroische Begeisterung fast ganz auf diesen Schauplatz verlegt wird, ergeht sie sich zu sehr abseits von dem übrigen Leben. Am meisten bedenklich ist es, daß von Fritz und Eva erzählt wird, sie hätten um das Dasein und seine Schätze gespielt, nur der Aufregung, nicht des Gewinnes wegen. Wenn Fiebiger meint, solches Spielen sei immer notwendig, um die Menschheit einen Ruck vorwärts zu bringen, so hat er

nicht bloß sogleich den Dämpfer zur Hand, daß die Sterne dabei oft zu Sternschnuppen würden, vielmehr vergißt er, daß auch die besondere Sache, für die um das Dasein gespielt wird, nicht gleichgültig ist. Denn ein hohes Streben braucht auch ein hohes Ziel. Der Glaube an die Sterne in Fritz und Eva erweckt durch die Kraft und die Würde, womit er sich geltend macht, für die Bewährung seiner Bedeutung im Leben eine Erwartung, die nicht erfüllt wird. Beide, der Humor und die heroische Begeisterung, bethätigen sich nicht im Einklange mit dem Grundtrieb, der ihnen ursprünglich innewohnt. Die Idee des Romans ist also nicht ganz ohne Widerspruch durchgeführt.

Es würde darüber zu schweigen sein, wenn diese Seite der Raabeschen Dichtungen nicht so wesentlich wäre. Denn die lebensfreudige Gesinnung, aus der Die Leute aus dem Walde entstanden sind, läßt den Fehler so wenig zu Eindruck kommen, daß sie nahezu mit ihm aussöhnt. Sie ist in den Worten enthalten, die Robert im Vater Rhein in Saint Louis spricht: „Arbeiten und schaffen soll jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von neuem geduldig aufrichten, denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren. Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt und würdig auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt."

Mit den Leuten aus dem Walde übertraf Raabe alles, was er bis dahin geschrieben hatte. Um so auffallender

ist es, daß dem Buche nicht dieselbe Aufnahme wie der Chronik der Sperlingsgasse zu teil wurde. Nicht daß es von besonderer Mißgunst verfolgt worden wäre, aber es gehört weitaus nicht zu den am meisten gelesenen Schriften Raabes. Dennoch verdiente es dies, da es durch Erfindung und Technik, durch die schöne Einfachheit und Einheitlichkeit des Erzählungsinhaltes, durch Gedankenfülle und dichterische Vertiefung hervorragt.



Siebentes Kapitel.

Ferne Stimmen. Drei Federn.

Die Ausnahmestellung, die im Zusammenhange der geschichtlichen Dichtungen Raabes Die schwarze Galeere hat, verschwindet, sobald man beachtet, daß die Fernen Stimmen, deren erste Erzählung sie bildet, zwei Jahre nach den Leuten aus dem Walde veröffentlicht wurden. Von der einfachen, stetigen Entwicklung der Handlungen dieses Romans liegt die reine, reflexionslose Schilderung der Heldenthat Jans, von dem tapferen und kühnen Lebensgange Fritz Wolfs und Eva Dornbluths die Heldenthat selbst nicht weit ab.

Die zweite Erzählung der Fernen Stimmen heißt Eine Grabrede aus dem Jahre 1609. Sie handelt von der Bestattung des Rektors Georg Rollenhagen und der Predigt seines Freundes Aaron Burkhart am Grabe in der St. Ulrichskirche in Magdeburg. Wer die wenigen Seiten mit Erinnerung an Unseres Herrgotts Canzlei und an den Studenten von Wittenberg liest, fühlt sich von heimischem Odem umweht, wenn er hört, daß um die Gruft sich die wohlweisen Bürgermeister, Ratmannen und Innungsmeister, die hochansehnliche Bürgerschaft, die Prediger von

Sankt Johannes, Sankt Jakob, Sankt Katharinen, Sankt Peter, zum heiligen Geist, die Pfarrherren aus der Sudenburg und der Neustadt, die ganze Lehrerschaft scharen. Die Verherrlichung des zweiundvierzig Jahre für Magdeburg im Schulamt thätig gewesenen Mannes gilt besonders dem Dichter, dem Verfasser des Froschmeuseler, dem Humoristen. Wir kennen ja das „Sieh nach den Sternen!“, das „Gieb acht auf die Gassen!“ als die Raabeschen Angelpunkte des Lebens. Überaus gegenständlich und inhaltsvoll sind die Worte: „Nun stelle ich mir vor, es habe an diesem Begräbnis- und Himmelfahrtstage die Sonne glänzend durch die bunten Fenster der Ulrichskirche geleuchtet und einen lieblichen Schein auf die offene Gruft, den schwarzen Sarg, die trauernde Wittib Magdalene Rollenhagen, die Söhne und die versammelte Menge geworfen. Fest glaube ich, daß es in dieser Begräbnis- und Auferstehungsstunde nicht geregnet hat, daß kein Vorhang grauer Wolken den Frühlingshimmel verhängte. Fest glaube ich, daß in dieser Stunde, über dem offenen Grabe des Dichters das Licht den Tod besiegte.“ Wie es einem Humoristen geziemt, sind die Tage des Verstorbenen ein häufiges Umtreiben in Leid, in Krankheit und Sorge gewesen. Daher sagt Aaron Burkhart: „Er ist nun fröhlich, sein Mund ist voll Lachens und ist voll großer Freude wie ein Träumender. Er ist nun aus dieser Schularbeit in die himmlische Academiam, Freud und Freundschaft derselben versetzet.“ Zum Schluß wird nochmals in wunderbar schönem Bilde das Lob der Dichtkunst dargebracht: „Sie legten den wuchtigen Stein auf das Grab und verließen unter den Klängen der Orgel die Ulrichskirche. Sie suchten ihre Häuser mit all ihren eigenen Sorgen und Nöten wieder auf. Auch die Witwe, die Kinder und übrigen Verwandten

gingen. Zuletzt blieb der Magister Aaron allein in dem leeren, weiten Gotteshause neben dem Grabe des alten Freundes zurück. An die Kirche grenzte der Pfarrgarten von Sankt Ulrich, und eine Thür führte aus dem Garten in die Sakristei. Durch diese Thür lugte ein kleines Mädchen, das Töchterlein des Predigers Aaron Burkhart. Es hatte das Schürzchen aufgenommen und es mit Blüten und Grün aller Art gefüllt. Leise schlich es und furchtsam durch die stille, feierliche Kirche zum regungslosen Vater. Leise zupfte es den Vater am Ärmel des schwarzen Chorrocks, und der Magister schreckte zusammen und sah auf. Er hob das blondgelockte Kind mit allen seinen Blumen und grünen Ranken auf den Arm. Schütt aus dein Schürzlein, sagte er. O liebes Herz, wir haben da einen guten, trefflichen Mann zur Ruhe gelegt; — gieb ihm deine Blumen, denn er hat uns auch manche Blüte vom Lebensbaum gebrochen und sie uns dargeboten auf güldener Schale. Mit Frühlingsblumen, buntfarbig und duftend, bedeckte das Kind das Grab des Dichters nachdem der Vater vor dem Volk über dem Sarge geredet hatte."

Die nächste Erzählung, Das letzte Recht, gleicht in der Form der Schwarzen Galeere. Als ihr Schauplatz wird die freie Reichsstadt Rotenburg genannt, wo sie im August 1704 beginnt, nachdem vor acht Tagen die Kunde von dem Siege Eugens und Malboroughs bei Höchstedt und Blenheim angelangt ist. Trotzdem kann sie nicht als historisch gelten. Denn keine geschichtliche Thatsache führt irgendwie eine Entscheidung herbei; das Einzige, was im besonderen der Vergangenheit angehört, ist das am Ende so verhängnisvolle Recht der damaligen Scharfrichter, alles, was in den Kreis fällt, den ihr Schwert um die Leiche eines Selbst-

mörders zieht, ihr Eigentum nennen zu dürfen. Worin die Idee der Erzählung gipfelt, enthält der Schlußsatz, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in dem ihnen ihr letztes Recht gegeben wird. Jakob Heyliger hat durch einen falschen Prozeß die Silberburg am Römerthor an sich gebracht und Friedrich Kindler, der seitdem als Wächter auf dem Wartturm der Römerschanze wohnt, verdrängt. Er ist irrsinnig geworden, nicht bloß aus Gewissensqual, sondern auch weil er die nahe Stunde fürchtet, in der ein etwa vorhandener Erbe des Reichskammergerichtssekretärs, der ihm zu seinem unrechtmäßigen Besitze verholfen hat, laut Vertrag auf die Silberburg Anspruch erheben darf. Als ein solcher Erbe erscheint der Scharfrichter Wolf Scheffer im Frühjahr 1705 eines Morgens, nachdem sich Heyliger in der Nacht, umringt von seinen Geld- und Werttruhen, auf dem Boden seines Hauses erhängt hat. Doch der richtige Termin ward verpaßt, da inzwischen der gregorianische Kalender eingeführt ist. So stürzt denn Scheffer auf den Boden, wo Heyliger hängt, und zieht in Gegenwart der städtischen Würdenträger um ihn und die Truhen den bösen Schwertkreis. Laurentia Heyliger, die Braut Georg Kindlers, des Sohnes von Friedrich, wird auf den Wartturm gerettet, und über Nacht stürzt die Silberburg in Trümmer und begräbt Wolf Scheffer. Der Nachlaß Heyligers wird deshalb dem alten Kindler, der bald darauf stirbt, und seinem Sohne, der mit Laurentia nach Linz zieht, zuerkannt. Die Stätte der Silberburg erhält im Munde des Volkes den Namen Das letzte Recht. Aber ist einem Rechte, das von der Morschheit einiger Balken abhängt, zu trauen? Es handelt sich ja um eine durchaus natürliche Lebenssphäre, nicht um eine märchen- oder sagenhafte Welt, die unsere wirkliche Welt

nur in bildlicher Übertragung zeigen soll. Der Dichter hat sich daher vergriffen und Aberglauben für Poesie genommen. Es ist doch gewiß etwas Besseres, Höheres, das Ulex meint, wenn er sagt: „Für jeden, jeden kommt die Stunde, wo er die Sterne preist — früher oder später, hier oder dort oben. Keiner bleibt ewig ausgeschlossen, für jeden, jeden kommt der Augenblick, wo alles ausgeglichen, alles gut ist."

Die naive Auffassung aus der Kindheit der Völker von der Strafe des Himmels, die mit Blitz und Donner dareinfährt, hat für ein reiferes Denken keinen Sinn mehr und darf sich daher auch in die Dichtung nicht eindrängen. Die ausgleichende Gerechtigkeit im Leben stammt anderswoher. Wenn Wienands Bankerott Leon von Poppen veranlaßt, sich von Helene zurückzuziehen, liegt zwar ebenfalls ein äußeres, sich aller Vorausberechnung entziehendes Ereignis vor; doch Helene ist innerlich längst durch Juliane gegen die ihr drohende Gefahr gewappnet, — es ist nur vorläufig zweifelhaft, ob sie in Glück oder Unglück aus dem Kampfe hervorgehen werde. Wenn ferner der Schmerz des Pfarrers Cellarius sich in Freude verwandelt, als er entdeckt, daß der Abgrund, der ihn von Hartriegel trennt, durch die Liebe ihrer ahnungslos zu einander gekommenen Kinder längst überbrückt ist, oder wenn Röschen Wolke in Schuld gestürzt wird, obgleich sie in Knispels Schutz steht, so beruhigt sich das Gefühl in dem Innewerden der Unergründlichkeit, weil der Zweifel, ob jenes dunkle Walten Ehrfurcht verdient oder nicht, durch die edle geistige und sittliche That der Betroffenen ausgesöhnt wird: durch des Pfarrers freien Entschluß zur Vergebung, durch Röschens Reue und Buße, durch Knispels Freundschaft und Güte. Georg und Laurentia hingegen sind vollkommen passiv, sie versuchen keine Aufraffung gegen das

Unrecht; käme der Einsturz der Silberburg nicht, so würde die Bosheit des Scharfrichters siegen. Vielleicht hat der Reiz des Schaurigen Raabe verführt, seine sonstige Schätzung der Dinge hier aufzugeben. Denn durch die ganze Erzählung geht der Gegensatz der traulichen Stille zwischen altem, epheuumranktem Gemäuer und des grausigen Schreckens vor dem bei Nacht um die Silberburg schleichenden Scheffer. Auch die Komik, daß der frühere, zum Tode verurteilte Scharfrichter Hämmerling nicht eher gehängt werden darf, bis für ihn ein Nachfolger eintritt, weshalb er die lange Zeit, die dies dauert, benutzt, um in Essen und Trinken sich auf öffentliche Unkosten gütlich zu thun, da Gesetz und Sitte es als Recht des Verurteilten zulassen, — ebenso die Illusion, von der Friedrich Kindler zehrt, die sein Trost in der Armut ist, indem er mit Eifer und Ausdauer in einer Prudentia oeconomica, einer Haushaltungsklugheit, studiert, ohne doch reicher zu werden, — endlich der Schluß, wo es heißt, ein Spekulant habe jüngst auf der Stätte des letzten Rechts eine Strumpffabrik aufgebaut, sind echt Raabisch. Im übrigen ist die Erzählung nicht so bezeichnend für ihren Urheber, daß man sie zu dem Zweck, unkundige Leser mit ihm bekannt zu machen, auswählen dürfte, wie man es thörichterweise in dem Novellenschatze von Heyse und Kurz gethan hat. Sollte der Dichter mit daran schuld sein, so wäre der Irrtum durchaus nicht geringer.

Zu schöner Geltung kommt Raabes Feinfühligkeit, die Idee in den Dingen zu finden, in der letzten Erzählung der Fernen Stimmen: Holunderblüte, eine Erinnerung aus dem „Hause des Lebens“. Sie ist vortrefflich geeignet, zu zeigen, wie sehr die Raabesche Poesie einer Kunst, die bloß nach feiner psychologischer Darstellung strebt, über-

legen ist. Ihre Seelenschilderung hält sich einfach, klar und wahrheitsgetreu und entfernt sich weit von dem, was auf der Oberfläche des Alltags liegt; dennoch ist dies mehr Nebensache, verglichen mit ihrem lebensphilosophischen Inhalt. Der Erzähler, ein alter praktischer Arzt und Medizinalrat, hat als Student im Frühjahr 1820 in Prag auf dem Judenkirchhofe Beth-Chaim, dem Hause des Lebens, zwischen den uralten Gräbern und unter den voll erblühten duftigen weißen und blauen Holunderbüschen Jemima Löw, die Tochter eines Trödeljuden der Josephsstadt, kennen gelernt. Der Kirchhof ist seit frühester Kindheit die Welt der jungen Jemima gewesen, hier ist sie nach und nach mit den Gräbern und denen, die darin ruhen, vertraut geworden; ein alter Verwandter von ihr ist der Hüter des Kirchhofs. Zu Hause hinter der Thür aus einem Gespräch ihrer Eltern hat sie gehört, daß sie herzkrank sei, und sie liebt den Studenten, der um ihretwillen oft den Kirchhof besucht. Da die Toten ihr Umgang sind, wendet sich folgerichtig ihr Sinn dem Grabe der schönen Mahalath zu, die als letzte 1780 auf dem Kirchhof begraben wurde. „Das bin ich!“ ruft sie aus. Der einzige Ort, an dem Mahalath die Sonne sah, war Beth-Chaim; weil sie sich nach dem Lichte sehnte, brach ihr das Herz; ein junger Graf warb um sie. So befestigt sich bei Jemima der Glaube, daß auch sie früh sterben müsse. Dies stimmt sie nicht trostlos, nur sanft schwermütig, sinnend. Aber ihr Herzleiden wächst, und im nächsten Frühjahr, wieder zur Zeit der Holunderblüte, stirbt sie in heiterer Erinnerung an ihren Freund. Welche erschütternde Tiefe liegt in dem allen! Der Kirchhof, das Reich der Toten, derer, die das Leben verlassen haben, heißt das Haus des Lebens. Aus welchem religiösen oder mythologischen Grunde dies der Fall

ist, kann dahingestellt bleiben. Es bildet den Anknüpfungspunkt für die Ausprägung eines im Menschenschicksal vorhandenen Verhängnisses. Der fremde Student eröffnet Jemima, die in der Dunkelheit geboren, im Schmutz erzogen ist, eine ganz neue Welt, die sie glücklich macht. Doch indem er ihr Freude bringt, tötet er sie. Die Liebe unter der wogenden Flut der Holundersträuße ist eitel Lust. Aber sie, die vom Leben stammt und nach Leben ringt, wandelt zugleich in dem Schatten, der über Gräbern ruht. So muß sie in Schmerz erzittern. Jemima gehört ja eigentlich gar nicht dem Leben der übrigen Menschen an, sie ist welt- und wirklichkeitsfremd. Sie könnte die Welt und die Wirklichkeit gar nicht ertragen, auch deren Glück nicht. Nach der ersten Berührung damit bleibt daher keine andere Rettung als der Tod für sie übrig. Dieser ist hier also ähnlich wie bei Else von der Tanne der Beschützer vor Unglück. Jemima ist sich selbst dessen klar bewußt. Der Schmerz im Glück und das Glück im Schmerz sprechen aus jeder Äußerung ihres Charakters. Deshalb neckt und lacht sie im einen Augenblick, um sich im nächsten wehmütig ernst an den Freund zu schmiegen, — deshalb trauert sie wohl, aber klagt sie nicht. An ihrer Geschichte hat Raabe zum erstenmale gezeigt, wie das Glück des Lebens im Ideal nur am Wege des Schmerzes und der Enttäuschung blüht. Auch Fiebiger weiß dies; indes bei ihm, wie überhaupt in den früheren Dichtungen Raabes, außer bei Wallinger in den Kindern von Finkenrode, folgen der Schmerz und das Glück nach einander. Hier sind sie eins, wie bei Wallinger, der jedoch dadurch irrsinnig wurde; denn ihm fehlte die Kraft der Entsagung, das ruhige, gefaßte Lächeln, mit dem Jemima ihren Tod im Herzen vorausfühlt.

In demselben Jahre wie die Fernen Stimmen veröffentlichte Raabe die Erzählung Drei Federn. Ihr Titel ist der äußeren Form entlehnt, die der Dichter für sie gewählt hat. Statt der Einführung einer einzigen Person als Erzähler eigener Erlebnisse, die Raabe öfter anwendet, sind nämlich drei Personen gedacht, die sich im Schreiben ablösen. Auf den ersten Blick mag dies seltsam und unnatürlich erscheinen. Beachtet man aber aufmerksam die Beweggründe, die den Personen zuerteilt werden, so muß man die ungewöhnliche Form nicht bloß billigen, sondern sogar als glücklich gewählt und passend durchgeführt ansehen. Im Jahre 1829 schreibt der mit der Welt und den Menschen grollende, innerlich völlig vereinsamte, in die Hauptstadt übergesiedelte Rechtsanwalt und Notar August Hahnenberg aus Hohennötlingen in einer durchaus danach angethanen Laune einige Erinnerungen an sein vergangenes Leben auf. Er schließt mit dem Wunsche, am ersten Tage des nächsten Jahres, wie er sagt, die Stilübung fortzusetzen. Offenbar ist er dann, wie es leicht geschieht, dazu nicht gekommen. Nach dreißig Jahren findet Mathilde Sonntag, die ebenfalls aus Hohennötlingen stammende junge Frau des Arztes August Sonntag, der das Patenkind Hahnenbergs ist und mit diesem jetzt in friedlichem, freundlichem Umgang lebt, jenes Schriftstück. Sie würde es wahrscheinlich lesen und wieder beiseite legen, wenn nicht die darin stehenden Abscheulichkeiten sie reizten, ihrerseits über Hahnenberg etwas zu schreiben. Aber unwillkürlich verführt sie ihr heiterer, lebendiger Charakter mehr über sich als über den Paten zu sagen, weshalb sie zunächst ihren Mann veranlaßt, was sie versäumt hat, nachzuholen. Nun wünscht ganz begreiflich wieder Hahnenberg selbst das Wort, doch Mathilde giebt es ihm nicht; sie hat noch Dinge auf

dem Herzen, von denen ihr Mann nichts erzählt hat. Indes damit stehen Erlebnisse im Zusammenhang, die nur August aus unmittelbarer Erfahrung weiß. Deshalb schreibt er noch einmal, bevor endlich Hahnenberg wirklich zu Worte kommt. In jedem Falle entspringen also die Aufzeichnungen aus den inneren Antrieben der Personen. Raabe versteht es, die neue Form der Einkleidung seiner Erzählung nicht bloß gut zu erfinden, sondern auch aus der Sache zu rechtfertigen und ihr dienstbar zu machen.

Der verderblichste und verächtlichste Mensch, von dem die Drei Federn erzählen, ist der frühere Schreiber von Hahnenberg, spätere Privatsekretär und Agent Pinnemann. Er muß besonders hervorgehoben und am ersten genannt werden, weil er für die ganze Lebensbetrachtung Raabes entscheidend ist, man darf vielleicht sogar sagen, in ihr einen Wendepunkt anzeigt. Deshalb verdient die genaue Beschreibung, in der August Sonntag aus der Zeit seines Umgangs mit Pinnemann dessen Bild entwirft, wörtlich wiedergegeben zu werden. „Aller Enthusiasmus," heißt es, „alle Begeisterung, jede schöne Täuschung mußte, mußte mir dieser Begleiter und Führer aus der Seele zerren; es war ein Mephisto, ein verneinender Geist und noch dazu, trotz aller Schlauheit, ein roher, ungebildeter, alberner. Sein Witz war flach, falsch und gemein; allein ich war zu unfertig, um mich dagegen wehren zu können. Durch die Theater, die Musikaufführungen, die Ausstellungen von Kunstwerken wurde ich von diesem Pinnemann gezogen, und heute noch faßt mich ein zähneknirschender Zorn, wenn ich daran denke, in welcher Weise er mir jedes begeisterte Aufwallen der Gefühle abzutöten strebte. Diese halbgebildete Böswilligkeit, dieses impotente Geifern der Nichtigkeit gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnung und Opferlust, sind das Schrecklichste,

was die Civilisation in ihrem Schoße erzeugt. Die Menschheit schlägt sich darin selber ins Gesicht, und der Gedanke, daß doch im Grunde Leute wie mein Führer den meisten Einfluß auf die Masse und überall das erste und das letzte Wort zu sprechen haben, reicht hin, auch den Treuesten und Ehrlichsten zu verbittern und in den tiefsten Ekel hinabzujagen. — Wo steht Pinnemann nicht neben uns und den Dingen? Wo tritt er uns nicht entgegen? Wo folgt er uns nicht auf den Fersen? Muß man ihm nicht alles abkämpfen, um zuletzt, selbst im Siege mit der eigenen Persönlichkeit für den Sieg zu büßen? — Ist es nicht Pinnemann, die blasse, froschkalte, kahle, pomadisierte, genußsüchtige, nüchterne Unverschämtheit, welche überall bereit steht, um, wie mein Pinnemann sich treffend ausdrückte, unmotivierter Begeisterung und Aufgeregtheit den Hut einzutreiben? Ist es nicht Pinnemann, welcher überall die besten Plätze einnimmt, Pinnemann der Claqueur, Pinnemann der Cliqueur? Wenn es eine zweite Vorsehung gäbe, müßte man sie Pinnemann nennen; Pinnemann selbst hält sich für die einzige und alleinige Vorsehung und setzt sein jämmerliches Ich stets auf den höchsten Stuhl im Mittelpunkt aller Dinge."

Der Anstoß dazu, daß August Sonntag in Pinnemanns Hände gerät, geht von Hahnenberg aus, der nach dem Tode von Augusts Mutter, da dessen Vater nur noch ein kurzes kümmerliches Dasein fristet, für Augusts Erziehung sorgt. Hahnenberg verachtet die Welt und die Menschen, er verachtet auch Augusts Vater, nicht am letzten weil er mit Augusts Mutter einst still verlobt gewesen ist. Seine Härte und seine Strenge sind sein Stolz, durch sie glaubt er unüberwindlich zu sein, Phantasie und Begeisterung haßt er. Daher liefert er August, gerade als dieser sich von dem eisigen

und eisernen Zwange losreißen will, an Pinnemann aus. Hahnenberg ahnt noch nicht, daß er selbst zum Teil in den Klauen des Schuftes steckt. August findet einen Retter an Friedrich Winkler. Erst jetzt wird er frei. Statt des ihm aufgenötigten juristischen wählt er das medizinische Studium. Winkler, von Kindheit an blind, lebt dürftig, von Korb- und Strohflechten sich erhaltend, aber zufrieden, in der Musik Erholung findend, zusammen mit seiner Schwester Luise. Ganz an sein Inneres gewiesen, rein und edel, bleibt er jeder Niedrigkeit und Gemeinheit fern. In diesen Frieden bricht Pinnemann, wie um für den verlorenen Raub Rache zu nehmen, ein. Es geschieht, als August schon Arzt in Hohennötlingen ist, der, Böses ahnend, Winkler in der Hauptstadt aufsucht. Nicht Friedrich, doch Luise findet er in den Banden des Unholds. Als darauf August und Mathilde für immer nach der Hauptstadt gezogen sind, verschwindet Pinnemann eines Tages mit Luise, aber auch mit der Brieftasche Hahnenbergs. August holt hinter Hamburg das bethörte, von ihrem Galan schon verlassene Mädchen ein. Hahnenberg ist inzwischen milder und weicher geworden; er zieht sich von seinem Berufe zurück und nimmt Luise zu sich als Haushälterin.

Der Notar hat an beiden so nahe zusammenhängenden Schurkenstreichen Pinnemanns wesentlich mit schuld. Obgleich er von Anfang an den Agenten klar durchschaut, schon aus der Art, wie sich dieser aus dem Schreiberdienst bei ihm loswindet, giebt er ihm dennoch die Unerfahrenheit Augusts preis und schützt er vor ihm nicht den Leichtsinn Luises. Auch das Zweite wäre möglich, da Madame Feuchtenbeiner in höchst ergötzlicher Wut, sich an Pinnemann im Punkte der Eheversorgung verrechnet zu haben, dessen Liebschaft mit

Luise verrät. Es ist nun Mathilde Sonntag, geborene Frühling, die Hahnenberg seine Jämmerlichkeit zu Gemüte führt und ihn aus seinem Weltverachtungsstolz aufrüttelt. Sie ist der Gegencharakter zu Pinnemann, voll überlegenen und entschlossenen Humors. Douce mais sauvage, diese Umschrift auf ihrem Fingerhut kennzeichnet sie. In Hahnenbergs Elternhause herrschten Wohlhabenheit und Verdruß, bei dem Rektor Frühling Armut und Fröhlichkeit. Frisch und vergnügt greift Mathilde im Leben immer rührig mit an, wo es nötig ist. Ihr Mann entdeckt einen Eingeweidewurm, Coprosaurus Sonntagianus; sie bändigt in Hahnenberg die Lust an Pinnemann, dem Coprosaurus der Menschheit, der in den Eingeweiden des geistigen und sittlichen Lebens Schmutz aufwühlt. Sie steht vor dem stolzen Manne und spricht: „Ganz und gar wie ich ihn mir vorgestellt habe! Und wenn Angst und Ärger mich noch hundertmal bösartiger an den Zöpfen hielten, mein Lachen über ihn muß ich heraushaben; ich hab's mir geschworen — o Gott, Gott, also dies hier ist der Pate Hahnenberg? der große Pate Hahnenberg, der berühmte Pate Hahnenberg, der liebenswürdige Pate Hahnenberg? Ganz mein Ideal, Liebster; nur noch eine Nuance citronenfarbiger — ah!" Später fährt sie fort: „Erhaben sehen Sie wahrlich nicht mehr aus, Papa, und wenn alle klugen Leute nicht klüger sind wie Sie, so will ich wahrhaftig dem lieben Gott danken, daß er mir nicht ein Paar Höslein angemessen hat in der Wiege und mir wenigstens meiner Mutter Erbteil an Verstand zukommen ließ. Sie möchte ich zum Schwiegervater haben! Gehen Sie in sich, stiften Sie ein Spital für Ihresgleichen, und geben Sie Ihrem Freund Pinnemann die Direktion der Anstalt!" Hahnenberg führt darauf Mathilde zu Friedrich Winkler.

D. h. er sucht am Ende aus freiem Entschluß die Stätte auf, wo das Menschliche, die Begeisterung, das Ideal etwas gelten. Er erzählt: „Wir klopften an und traten ein in das lichtleere Gemach des Blinden. Mit dem Schritt über diese Schwelle war das Facit meines Lebens gezogen.“

Es ist bloß noch eine selbstverständliche Folge, wenn Hahnenberg nun Luise in Obhut nimmt. Die fast zwei Menschenalter umspannenden Schicksale schließen auf diese Art völlig harmonisch ab. Alles hat darin seine zum Ganzen unentbehrliche Stelle. Wir sehen im Anfange Hahnenberg in seiner vollen Weltverachtung, fast von hämischer Freude erfüllt, daß sich ihm in der Erziehung Augusts ein Mittel darbietet, seine Ansichten praktisch zu bethätigen und sich einen Schüler heranzubilden. Hier ist etwas dem Gefühl Widerstrebendes, das Überwindung heischt. In welcher Richtung solche zu suchen sei, sehen wir, wenn wir darauf Mathildes glückliche Mädchenzeit bis zur Verlobung kennen lernen. Aber noch ist das Schlimme am Werke: August entrollt seine trüben Jugend- und Studienjahre, die erst am Schluß sich zum Bessern wenden, wonach dem so lange Verwaisten an Mathildes Seite endlich ein Heim zu teil wird. Pinnemanns erster Schlag ist gethan, jedoch abgewehrt; es folgt jetzt der zweite. Er greift in die Freuden der Hohennötlinger Eheidylle ein und gipfelt in der Entführung Luises. August folgt dann den Flüchtigen und bringt Luise zurück. Die Überwindung der Lebensanschauung Hahnenbergs, der bis dahin dem Schlechten die Wege ebnete, steht nun bevor; Hahnenberg selbst bezeugt es, daß sie dem schönen Humor Mathildes gelingt. Das ist es, worauf es ankommt. Winkler thront in der Herrlichkeit seines Herzens über aller niedrigen, nichtigen Wirklichkeit, aber er wäre der Berührung damit

nicht gewachsen. Nur wer lauter und rein mitten inne steht, kann damit fertig werden und dem Gegenteile zum Siege verhelfen. Daher bereitet von vornherein alles auf den Erfolg des Humors vor. Nachdem wir Hahnenbergs Mißmut gesehen haben, ist es wie eine Erfrischung, einen Blick in das Haus des Rektors zu thun, mit seiner Lebenslust, seiner Langweiligkeit der Brautpaare, seinem Ärger über die neidischen Fräulein Weinlich. Ebenso befreit Augusts und Mathildes im wahren Wortsinne lachendes Glück von dem schmerzlichen Eindruck, den Augusts Jugend zurückläßt. Und als Pinnemann auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist, wirkt Mathildes Triumph doppelt erhebend. Fiebigers Humor schafft und fördert, aber nicht bis zur Hervorbringung gleicher Stimmung; Mathildes Humor dringt aus dem Herzen wieder zum Herzen, indem er Hahnenbergs Denken und Handeln zu seiner Lebensanschauung herüberzieht.

Während also Die schwarze Galeere und Das letzte Recht ganz in der Form und teilweise auch durch den Inhalt an die Leute aus dem Walde anknüpfen, während die Grabrede, ebenso rückwärts wie vorwärts schauend, Poesie und Humor preist, weisen Holunderblüte und Drei Federn auf Lebensmomente hin, die früher gar nicht oder bloß beiläufig vorkamen. Jemima, die ihr Glück in Schmerz trägt, Pinnemann, die allmächtige Niedertracht, und Mathilde, deren Humor nicht nur schlechthin helfend nach außen wirkt, sondern auch anderen von seinem inneren Frieden und Gleichmute mitteilt, sind Charaktere, an und mit denen Raabe sein Aufsteigen zu einem neuen Standpunkte der Welt- und Menschenbetrachtung, einem neuen Ziele der Lebensführung verkündigte.



Achtes Kapitel.

Der Hungerpastor. Abu Telfan. Der Schüdderump.

Das Bild der Welt und des Lebens, das in der Chronik der Sperlingsgasse entworfen und in den Leuten aus dem Walde vollständiger ausgeführt worden war, hatte gezeigt, wie es gerechtfertigt ist, zu vertrauen aus dem Ringen im Schmerze den Preis des Glücks zu gewinnen. Darin lag keine Täuschung. Aber es konnte gefragt werden, ob die geschilderten Leiden die größten seien, die es gebe, das schließliche Glück das höchste, das gedacht werden könne. Vielleicht erschöpften sich die Leiden nicht ganz in dem, das im Glück seine Ausgleichung fand. Außerdem war ja nur eine Reihe zusammenhängender Generationen zur Vertretung der Menschheit ausgewählt worden. Konnte nicht, so zu sagen, die Menschheit selber gehört werden? Waren also Schmerz und Glück allgemein und nicht weiter berücksichtigt worden, als ihre Beziehung zu einander erfordert, und war die Betrachtung an einer einzigen Verkettung von Schicksalen haften geblieben, so durfte es nun unternommen werden, jene einzeln für sich und bis in den Grund, das Glück als den Inhalt des höchsten Lebensgefühls und den Schmerz als das größte Hemmnis, das droht, zu erwägen,

dazu verschiedene, von einander getrennte Schicksale darauf zu prüfen. Dies war im Wesen der Ursprung der großen Raabeschen Trilogie, bestehend aus den Romanen Der Hungerpastor, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge und Der Schüdderump, die 1864, 67 und 69 erschienen.

Aus den Jahreszahlen ersieht man, daß Raabe bereits in der Arbeit an der Trilogie begriffen war, als er Ferne Stimmen und Drei Federn veröffentlichte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese die Spuren einer neuen Periode seines dichterischen Schaffens verrieten. Besonders muß hier noch einmal Pinnemanns gedacht werden. Seinesgleichen treibt schon in den früheren Dichtungen Raabes mehr oder weniger sein Spiel, aber nicht so besonders hervortretend wie in Drei Federn, wo alles übrige Unglück fast völlig gegen das Leid verschwindet, das er und sein Trachten und Thun herbeiführen. Man muß für die Abwägung dieses Unglücks scharf unterscheiden, ob man vom Standpunkt und in Beziehung des Einzelnen oder des Lebens im allgemeinen urteilen will. Wenn der Einzelne in seinem Streben durch geistige oder sittliche Fehler, vielleicht auch durch schwere Schuld gehemmt oder gar erdrückt wird, kann der Schmerz für ihn selbst sich zu furchtbarer Qual steigern; dennoch nimmt der auf das Ganze des Lebens gerichtete Blick Gerechtigkeit in dem Zusammenhange von Grund und Folge wahr. Schlimmer steht es, wo elementare Gewalten, Krankheit, Siechtum, Feuersbrunst, Tod und dergleichen, eingreifen. Man denke an Schiller, der mitten in der Arbeit an seinem Demetrius, voller Pläne für die Zukunft, brechenden Auges in die Sonne des aufgehenden Frühlings schaute. Die Aussicht, daß jedes Wollen und Wirken in solcher Art

jäh durchkreuzt werden könne, findet nimmer und nirgends eine Rechtfertigung aus der Sache selbst. Ein Trost bleibt trotzdem. Manches, das im ersten Ansturm als Unglück erscheint, erweist sich danach als Gegenteil. Ein verehrter, hochsinniger, in seinen idealen Absichten jedoch zu wenig der Wirklichkeit Rechnung tragender Fürst, der dahingerafft würde, bevor er die lange ersehnte Gelegenheit fände, seine Absichten zu bethätigen, wäre z. B. einer der glücklichsten Menschen. Vor allem fehlt es den elementaren Störungen des Lebens, außer dem normalen, d. h. nicht vorzeitig nahenden Tode, von dem noch in diesem Kapitel die Rede ist, an der inneren Notwendigkeit des Eintreffens; die größeren, gerade bedenklichsten sind sogar selten zu nennen. Aber die aus Unkenntnis oder Neid, aus gewohnheitsmäßigem Haften am Überlieferten oder hämischer Lust am Bösen, aus Gleichgültigkeit oder Selbstsucht entspringende Verfolgung, Peinigung und Unterdrückung des Strebens nach einer vollkommneren Wissens- und Lebensgestaltung stellt sich immer ein. Allenfalls sehr alte, niedrig gelegene, leicht greifbare Ideale, die in den Köpfen der kleinen und der großen Philister noch gerade Platz haben und sich obenein nur in gangbaren Phrasen mit dumpfem Pathos kundgeben, dürfen passieren. Alles übrige, höhere ideale Sehnen und Ringen kann darauf rechnen, gekreuzigt zu werden. Eben das ist es, was den Beruf und die Furchtbarkeit Pinnemanns ausmacht. Die sich bescheidende Zuversicht Johannes Wachholders und der Glaube an die Sterne bei den Leuten aus dem Walde reichen hier ohne weiteres nicht aus, denn sie haben die früher oder später erfolgende Wandlung des Unglücks in Glück zur Voraussetzung; und im Gefühl der Unergründlichkeit Frieden zu suchen, wo es sich nicht um einen ein-

zelnen, besonderen Fall, vielmehr um ein dauernd und stetig wirkendes Leid handelt, geht erst recht nicht, da jenes Gefühl nur aussöhnen kann, wenn sonst und anderswoher das Vertrauen, daß das Leid und das Böse überwunden werden, gesichert erscheint. Wie indes die geistige und sittliche Stumpfheit und Nichtswürdigkeit der größte Fluch für die Menschheit ist, so muß die Kraft, die schließlich trotz allem über ihn triumphieren läßt, auch über das geringere, anders oft gleichfalls unausgeglichene Leid, das die elementaren Mächte und die jedem idealen Schaffen anhängenden menschlichen Schwachheiten bringen, erheben können.

Raabe hat nun, um auszudrücken, daß er nicht eine einzelne Generation, sondern die ganze Menschheit meint, sein Thema in drei Abstufungen behandelt. Nicht die Personen und ihre Schicksale, sondern der gemeinsame Welt- und Lebensgrund bildet die Einheit darin. Eine neue Dichtungsform ist hiermit geschaffen. Ihr Wesen ist nicht die von allem früheren Brauch abweichende Art, eine Trilogie zu gestalten, sondern der Umstand, daß allein die Idee, nicht auch der Erzählungsinhalt den äußeren Aufbau und den inneren Zusammenhang bestimmt. Die Chronik der Sperlingsgasse, Die Kinder von Finkenrode und Der heilige Born hatten schon einen Anfang damit gemacht. Aber erst Der Hungerpastor, Abu Telfan und Der Schüdderump brachten die volle Ausführung, da die Lebensgeschicke, von denen sie erzählen, als solche durch nichts mit einander verbunden sind. Die einzige wörtliche Andeutung, daß sie ein Ganzes bilden, kommt am Ende des Schüdderumps vor. Es heißt dort: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über

Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges.“ Dies ist freilich zu wenig. Raabe hätte im Hungerpastor irgendwie auf Abu Telfan, in Abu Telfan auf den Schüdderump hinweisen müssen. Doch zeugt die Unterlassung nicht gegen die Berechtigung, alle drei einheitlich aufgefaßt wissen zu wollen. Wo die Idee im Vordergrunde steht, darf die Form der Dichtung durch sie bedingt werden. Um so mehr, wenn die Größe des Gelingens der Kühnheit des Unternehmens entspricht.

Der Hungerpastor führt die Energie und die Erhebung zum Idealen auf den Welt- und Lebensgrund zurück und läßt sie aus ihm ihre Stärkung zum Kampfe gegen die gemeine und schlechte Wirklichkeit finden. Abu Telfan zeigt dann die Unvermeidlichkeit, die Angst und den Ausgang des Kampfes. Der Schüdderump endlich stellt beide, die Energie und die Erhebung zum Idealen und die gemeine und schlechte Wirklichkeit, vor den Schrecken und den Frieden des Todes.

Der Hungerpastor giebt die Geschichte eines Jugendlebens bis zur vollendeten Mannesreife. Wie der Mensch überhaupt, so wird Hans Unwirsch mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen geboren. Ein in den Tiefen des Seins wurzelnder, sich aus ihnen zum Lichte emporringender Trieb ist das Grundstreben des menschlichen Lebens. Er ist der Hunger, von dem die Erzählung handelt. Aber vom ersten Augenblick, da er sich regt, gerät er auf Widerstand. Als Hans Unwirsch nach vollendetem geistlichen Studium heimkehrt, eher als er geglaubt, weil an das Sterbebett seiner Mutter gerufen, fühlt er schwer die Unzulänglichkeit seines Wissens und Könnens, und beklagt er im Schmerz um den

nahen Tod seiner Mutter den Hunger, der ihn von ihr hinweggetrieben hat. Als er darauf nach Jahren an die Ostsee nach Grunzenow fährt, wo er an dem Pfarramt des greisen Tillenius, dessen Nachfolger er später wird, teilnehmen soll, denkt er mit gleicher Betrübnis an die Gräber der Base Schlotterbeck und des Oheims Grünebaum, von denen er kommt, und muß er sich bitter eingestehen, für das Rechte, das Gute und das Schöne, für seine Ansichten und seine Wünsche nicht immer hinreichend tapfer und selbstbewußt eingetreten zu sein. Doch das größte, peinvollste Leid, gegen das er zu kämpfen hat, ist die Falschheit und die Ruchlosigkeit Moses Freudensteins, der mit ihm 1819 am selben Tage, auch in der Kröppelstraße in Neustadt, geboren wird, mit dem er zusammen seine Schul- und Studienjahre verlebt, den er in Berlin als gefeierten Doktor Theophile Stein wiedertrifft, und dem er dadurch Gelegenheit giebt, in das Haus des Geheimrates Götz, wo er Hauslehrer ist, zu kommen, dem er bis zum äußersten treu bleibt, bis er mit Schauder den Irrtum seines Glaubens an ihn erkennt. Denn auch Moses wird von Hunger getrieben, aber nicht von dem Hunger, der aus den Tiefen des Seins stammt, vielmehr von der Gier der Selbstsucht, die alles Edle und Hohe in Trümmer schlägt; wie er sich in Paris an der Hülflosigkeit der armen und verlassenen Franziska Götz zu vergreifen versucht, wie er in Berlin die stolze und reiche Kleophea Götz entführt, heiratet und in Elend treibt. In dem Hause des Geheimrates Götz lebt zur Zeit, als Hans Unwirsch dort Hauslehrer ist, auch Franziska; ihr Onkel, der ehemalige Leutnant Rudolf Götz, sitzt auf dem Gute seines Freundes, des Oberst von Bullau, in Grunzenow. Hans Unwirsch gewinnt die Liebe Franziskas und die Pfarre

an der Ostsee. Das ist das Ende. Der Dichter erzählt: „Arbeit und Liebe! zitterte es durch ihre Herzen; und sie wußten, daß ihnen beides gegeben worden war. Klar kam der Tag von Osten; über der See zerrissen die Nebel, — von der Freiheit sang das Meer, von der Wahrheit sang die Sonne; die Welt aber gehörte nicht dem Doktor Theophile Stein, der einst Moses Freudenstein hieß; über den Gräbern des armen Dorfes Grunzenow standen Johannes und Franziska und fürchteten in der Liebe weder das Leben noch den Tod.“ Und die Schlußworte des Romans lauten mit Beziehung auf Moses: „Gieb deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!“ Also wenn auch der große Hunger der Menschheit, die Sehnsucht nach dem Idealen, Haß und Verfolgung erdulden muß: die Arbeit, der Kampf darum bleibt, weil der Hunger immer wieder aus dem Grunde der Welt und des Lebens aufsteigt. Darin besteht das wahre Glück, obgleich es keins im landläufigen Sinne des Wortes ist. Die Liebe aber, die sich nirgends bei Raabe so wie hier als der Hort ernster Lebensarbeit aufthut, gewährt die Gemeinsamkeit und die Teilnahme, in der sich das ideale Streben gegen feindliche Angriffe zusammenschließt und sein Fortwirken in der Zukunft verbürgt.

Dieser Inbegriff des höchsten Leidens und Lebens ist das in sich selbst genügsame Ergebnis der Jugendjahre Hans Unwirschs. Ob es sich so im vollreifen Mannesalter bewährt, bleibt dahingestellt. Die Schicksale des Vaters und des ersten Lehrers von Hans, die beide ebenfalls von dem Hunger nach dem Lichte erfüllt waren, der eine auf seinem niedrigen Schusterschemel, der andere in der engen Armenschulstube, gäben vielleicht einige Auskunft darüber, wenn sie nicht bloß am Anfang und nebensächlich zur Geltung

kämen. Daher thut es Abu Telfan. Raabe hätte auch das Los Hans Unwirschs weiter verfolgen können. Aber indem er ganz neue Personen und Schicksale vorführt, macht er die Tragweite seiner Anschauung von dem Wert und dem Unwert der Welt und des Lebens sichtbarer. Das Unglück von dem er erzählt, lastet mit furchtbarer Schwere auf den Beteiligten und hat noch mehr als im ersten Roman seine Quelle in der Feigheit, der Härte, dem Hochmut, der Selbstsucht und der Brutalität der Menschen. Als der von der Universität relegierte Leonhard Hagebucher nach manchen Irrfahrten aus zehnjähriger grausamer Knechtschaft in Abu Telfan am Mondgebirge 1861 in seine Heimatstadt Nippenburg zurückkehrt, überläßt man ihn seiner Ratlosigkeit, da er den Vorschlag seiner Verwandtschaft, die ihn wie einen Unmündigen glaubt behandeln zu dürfen, sich als Stadtschreiber anstellen zu lassen, nicht annehmen kann, — sein Vater, der sich in seiner bürgerlichen Ruhe und Autorität erschüttert fühlt, weist ihn sogar zum Hause hinaus. Nachdem er dann bei dem wackeren Vetter Wassertreter Aufnahme gefunden hat und bald darauf in die Hauptstadt des Herzogtums, jedenfalls Braunschweig, übergesiedelt ist, verletzt er durch einen öffentlichen Vortrag über seine Erlebnisse in Abu Telfan, in den er eine Kritik der heimischen Zustände einflicht, die im Gewissen getroffenen Staatsbehörden, so daß ihm die hohe Polizei das Halten von Vorträgen untersagt. So aus einer Knechtschaft nur in die andere geraten, wäre er von aller Wirksamkeit und allem Wirkungsgefühl abgeschnitten, wenn nicht auf ihn die Aufgabe wartete, Helfer und Hüter in einem Unglück zu werden, das sein eigenes weit übertrifft. Der weisen Frau Claudine Fehleysen in der einsamen, von ihren Bewohnern verlassenen Katzen=

mühle im Seitenthale von Fliegenhausen führt er den lange ersehnten Sohn Viktor wieder zu, der nach dem erschütternden Tode seines als Staatsmann und Richter zu streng und rechtlich und in einer Kriegsgerichtssitzung für den Baron von Glimmern und dessen Genossen zu unparteiisch gewesenen Vaters in die Fremde entflohen und als van der Mook lange umhergeirrt ist, nachdem er inzwischen, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben, Hagebucher aus den Fesseln in Abu Telfan befreit hat. Aber als die edle Nikola von Einstein, die Gesellschafterin der Prinzessin Marianne, einst die Braut Viktor Fehleysens, die dem allseitigen Drängen ihrer Umgebung endlich nachgegeben und den ihr Ansehen am Hofe zur Verdeckung seiner Betrügereien benutzenden Glimmern geheiratet hat, jeder Zuflucht beraubt ist, da der Leutnant Kind in leider erklärlicher Rachsucht jene Betrügereien aufdeckt, muß Frau Claudine ihren Sohn auf Nimmerwiedersehen von neuem scheiden lassen; und es ist abermals Hagebucher, der Nikola eine Stätte in der Katzenmühle bereitet, vor der er fortan von dem nahen Nippenburg aus Wache hält, damit kein Tosen der Welt den in heißem Ringen erstrittenen Frieden störe. Was für Aussicht giebt es danach auf Glück im Leben? Mit Leonhard Hagebucher wohnt in der Hauptstadt auf ein und demselben Flur Felix Cölestin Täubrich, genannt Täubrich-Pascha, ein närrischer Flickschneider. Er ist auf Wanderung und Arbeit im Orient gewesen und nach einer Rauferei im Wadi en Naar bei Jerusalem in der Betäubung auf dem Schub nach Hause geschafft worden, wo er erst seine Besinnung wiederbekommen hat. Er sitzt eines Tages während eines Sommerausflugs bei Nippenburg allein mit Hagebucher abseits von den übrigen aus der Gesellschaft. Auf einmal mitten im Genuß

der Natur und im Träumen von den Palmen des Ostens fängt er zu weinen an. Dem erstaunten Hagebucher gesteht er, so glücklich zu sein, wie er's niemals für möglich gehalten habe, aber er wisse nicht, ob es auch wahr und nicht Täuschung sei. Da erachtet ihn Hagebucher für reif, daß er ihm etwas zeige, das nur Auserwählte zu sehen verdienten. Und er führt ihn in das in der Nähe befindliche Seitenthal Fliegenhausens und deutet aus der Ferne auf die unter Laub und Blumen friedlich im Sonnenglanz liegende Katzenmühle. Dies ist der Schluß des Romans. Kinder und Narren sollen die Wahrheit sprechen. Wie mancher schon hat im schönsten Freudengefühl Thränen vergossen, weil es ihm schwer ward, die Freude zu fassen, daran zu glauben! Täubrich-Pascha weiß oder ahnt, es giebt kein schmerzloses Glück. Oder doch vielleicht? Da ist z. B. der biedere Major Wildberg mit seiner herzensguten Gemahlin Emma, Nikolas Freundin, und seinen gesunden, lachenden Kindern; da ist der gelehrte Professor Reihenschlager mit seinen sprachvergleichenden Studien, dem Hagebucher im Koptischen hilft, und seine lebensfrohe Tochter Serena mit ihrem Verlobten Ferdinand Zwickmüller, der in Genf ein Erziehungsinstitut gründet. Sie alle haben wohl oft ihre Sorge und ihren Kummer, aber sie sind auch ebenso oft glücklich ohne Spur eines Schmerzes; sie nehmen den Tag und, was er ihnen bringt, dahin, ohne viel zu fragen, woher es komme; ihre Wünsche und ihre Ideale halten sich in bescheidenen Grenzen. Sie reichen jedoch an Hagebucher, Claudine und Nikola nicht hinan, die ihre reine und leuchtende Höhe nur zu behaupten vermögen, wenn sie nie ermatten, sie zu verteidigen. Gerade die Besten müssen hinaus auf den Markt, keine Stunde darf ihnen allzu be-

haglich werden, damit sie zu immer größerer Vollkommenheit reifen. Deshalb schickt Frau Claudine den anfangs zaudernden Hagebucher fort aus der Katzenmühle unter die Menschen, — deshalb ist seine Hand bald überall entscheidend im Spiel und hält sein Herz tapfer stand trotz aller tragischen Verhältnisse, die er kennen lernt. Auch Frau Claudine, die alles hat darangeben müssen, ist entschlossen zu leben, um den Ihrigen Haus und Herd zu bauen und zu wahren; denn sie sagt: „Wir sind wenige gegen eine Million, wir verteidigen ein kleines Reich gegen eine ganze wilde Welt; aber wir glauben an den Sieg, und mehr ist nicht nötig, um ihn zu gewinnen.“ Sie bereitet die Katzenmühle zu einer Hochburg der Edlen; alle Fratzen weichen vor ihrer Schwelle zurück. Wenn Hagebucher und Nikola sich sofort einander herausfinden, weil die hochsinnige Einsame dem Gefangenen aus Abu Telfan erst wieder die ganze Schönheit einer Welt, die ihm abhanden gekommen ist, darstellt, so dient dies zugleich als Beispiel, wie die im idealen Streben sich einig Wissenden zusammengehören. Eben dazu hält Frau Claudine die Katzenmühle offen; darum wacht Hagebucher davor, seit Nikola für immer dort wohnt. Enttäuschung und Schmerz war das Leben der beiden Frauen unter den Menschen, aber ihr Inneres war allzeit durchglüht von dem Glanz eines schöneren und besseren Seins. Es ist nicht erstickt und erstorben, sondern erstarkt und gewachsen und lebt rein und frei in der Stille fort, von thränenlos wehmütiger Erinnerung an die Vergangenheit sanft überschattet.

Eins fehlt noch. Es giebt nämlich einen Feind des Lebenstriebes, mit dem Hans Unwirsch und Leonhard Hagebucher sicher einmal zu kämpfen haben, wovon Raabe indes nichts erzählt. Das ist der Tod: nicht der unerwartet und

plötzlich kommende, mag er auch immer ein schweres Unglück sein, sondern der normale, — der Tod, sofern er jedem bevorsteht. Wir wissen von Hans Unwirsch, die Sehnsucht nach dem Idealen strebt ins Unendliche, der Lebenstrieb kennt keine Schranken. Er darf daher alle Hemmnisse, und wenn es noch so gewiß ist, daß sie sich einstellen, als überwindlich betrachten. Nur dem Tode muß er früher oder später unrettbar erliegen. Wie soll er sich innerlich dazu stellen? Wenige Dinge beweisen so sehr die Tiefe und die Weite des Raabeschen Weltblickes wie der Umstand, daß Raabe sich auch den Tod als besonderen Stoff seines Dichtens, den Tod um des Todes willen, gewählt hat. Der Schüdderump trägt seinen Namen von einem Karren, von dem erzählt wird, er sei bei Seuchen benutzt worden, da man durch Auslösung eines Hakens seinen Kasten leicht überkippen und einen Haufen Leichen auf einmal in die Grube ausschütten konnte. Wieder läßt Raabe das Leben von vorn anfangen, wie es ja millionen- und abermillionenmal in der Welt wirklich von vorn anfängt. Antonie Häußlers kluger und verständiger Sinn, ihr reines und schönes Gemüt stammen aus dem tiefsten und reichsten Grunde der Welt. Sie wird früh verwaist, da ihre Mutter, Marie Häußler, die Tochter des schurkischen, verschollenen Barbiers von Krodebeck am Nordrand des Harzes, 1850 im Siechen- und Armenhause des Dorfes stirbt. Ihre ersten Verfolgungen erduldet sie, als sie sich noch in der Pflege der einzigen Bewohnerin des Siechenhauses, der alten Hanne Allmann, befindet, von der schimpfenden Dorfjugend. Nachdem sie dann nach dem Tode jener auf den in Krodebeck liegenden Lauenhof gekommen ist, wo das wunderliche Fräulein Adelaide von Saint Trouin und vor allem der feinsinnige Ritter von Glaubigern sich

ihrer annehmen, wo sie zum Teil mit Hennig von Lauen, dem Sohne der Besitzerin des Lauenhofes, der verwitweten munteren Frau Adelheid, aufwächst, setzt zuweilen Franz Buschmann, der Sohn des Pastors, in schlimmerer Art die Verfolgungen fort. Ihr wahres Leid beginnt jedoch erst, als ihr Großvater plötzlich als vornehmer, adeliger Herr in Krodebeck auftaucht und sie nach Wien holt, angeblich um sie an seinem Glanz und Glück teilnehmen zu lassen, in Wahrheit nur um die geistige Bildung, die sie der Liebe und der Sorge des Ritters von Glaubigern verdankt, für sich auszubeuten. Ihr Leid wird noch dadurch vergrößert, daß der, der sie retten könnte, den sie auch liebt, der Junker Hennig von Lauen, und die, die dazu zu helfen vermöchte, die aber eher das Gegenteil thut, Frau Adelheid, ihren Wert und ihr Unglück nicht zu würdigen imstande sind. Außer Glaubigern und dem Fräulein von Saint Trouin hat nur Jane Warwolf aus Hüttenrode, die mit oberharzischen Holzwaren auf die Märkte zieht und oft auf dem Lauenhof vorspricht, einst Hanne Allmanns einzige Freundin, eine Ahnung und ein Gefühl von dem schweren Verhängnis. Nach wenigen thränen- und peinvollen Jahren ist Antonies Gesundheit dahin, nachdem ihr Großvater wieder einmal Verona verproviantiert und sie an den Grafen Basilides Connexionsky verschachert hat. Was hilft es ihr jetzt, daß der gutmütige, simple Hennig nach Wien kommt und sie aus Mitleid heimführen will? Er hindert sie nur, überhaupt jemals Krodebeck wiederzusehen, obgleich auch der Ritter von Glaubigern zu ihr reist, um sie mit sich zu nehmen. Bloß der Tod bleibt ihr übrig. Er ist bereits mehrmals durch die Erzählung geschritten. Zuerst ist er an Marie Häußler getreten; — von ihrem Vater, der um jeden Preis ein großer Mann werden

wollte, in ein wüstes Leben gerissen, hat sie gesündigt, doch nicht ganz aus ureigenem Triebe zum Bösen, und um ihrer Reuethränen willen hat sie Erlösung verdient, so daß sie zwar nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich dem Tode erlegen ist, aber einen gerechten und milden Sieger an ihm gefunden hat. Zum zweiten- und drittenmal ist dann der Tod gekommen nach einem Jahr über Hanne Allmann und kurz vor Hennigs Reise nach Wien über dessen Mutter; — für die von der Menschheit Verstoßene, die seit Jahrzehnten im Siechenhause gewohnt und an dem Kinde Antonie im fünfundsiebzigsten Jahr ihres Lebens ihr erstes und einziges Glück erfahren hat, ist er der letzte Tropfen Schmerz von tausenden gewesen, und die Herrin des Lauenhofes, die jede Freude und jede Trauer des Lebens immer als etwas, das sein mußte, hinnahm, ohne darüber sich weiter Rechenschaft abzulegen, hat auch ihn als einfach natürlich genommen und ruhig ertragen; in beiden Fällen hat Friede zwischen den Parteien gewaltet, keine der anderen einen Sieg abgerungen. Nun steht der Tod zum viertenmal auf der Schwelle. Antonie gewinnt aus dem Besuche des Ritters von Glaubigern die Zuversicht, daß der, dessen Seele und Geist gleich ihr empfindet und strebt, sie versteht und ihr treu ist. Daher spricht sie: „Du bist zu meinem höchsten Glück zu mir gekommen, in der höchsten Not. Nun bist du bei mir, mein Vater, und ich bin bei dir, und wir bleiben zusammen. Niemand soll uns von einander trennen. Sei ruhig, wir gehen denselben Weg, mein Vater!“ Und der Graf Basilides, der ohne Umschweif Häußler die Wahrheit sagt und sich ohne Gewissensbiß aus der Affaire zieht, verabschiedet sich mit den Worten: „Addio, mein Teurer, wir sind unwiderruflich geschlagen und haben uns, jeder in seiner Weise, mit den

Siegern abzufinden.“ Die ideale Gesinnung ist also in Fleisch und Blut wohl zu Tode gehetzt worden, jedoch für sich ist sie in sich sicher geblieben und weiß sich einig mit Ihresgleichen; daher jauchzt sie trotz der Nähe des Todes auf. Ja, da sie die Gewißheit erworben hat, auch in der äußersten Not sich standhaft halten zu können, da ihre Feinde selbst es bekennen müssen, fühlt sie, daß ihr genug gethan ist. Der Tod hat deswegen keine Schrecken bringende Macht mehr, er ist innerlich überwunden. Der Lebenstrieb, der keine Schranken kennen will, sieht die Schranke, die es dennoch zu geben schien, wirklich dahinschwinden, — aber nur der Lebenstrieb, der nach dem Höchsten im Reiche der Ideale strebt und deshalb sein Streben in Schmerz und Entsagung bewähren muß, denn er bewährt es auch in dem Schmerze des Todes, dem einzigen, der da verheißt, von Schmerz zu erlösen und das Gefühl der Freiheit im Ideal zu gewähren, — der Lebenstrieb, der den Tod bereitwillig in sich aufnimmt und, da Freiheit von Hemmung auch Freiheit von Zeit ist, in den Moment des Sterbens die Ewigkeit einschließt. Wenn die drei Alten, der Ritter von Glaubigern mit Jane Warwolf und dem Fräulein von Saint Trouin, am Schlusse oft zu dem stillen und verlassenen Siechenhause schleichen und drinnen, auf der Bank sitzend, stumm die Wände betrachten, können sie nach allem, was sie an Schönheit und Freude, an Angst und Tod erlebt haben, furchtlos und tröstlich des Schüdderumps harren, der auch sie bald, eins nach dem anderen, abholt und in die Grube kippt.

Alles Glück und Unglück, nicht eines Einzelnen, sondern der Menschheit, der an Besitz wie im Geiste Reichen und Armen, von der Geburt bis zum Tode, wird in den drei Romanen gezeigt. Die am feinsten empfinden und am edelsten

streben, sind die am meisten vom Schicksal Geschlagenen. Dennoch sind sie im höheren Sinne die Glücklichen, gerade ihre Leiden lassen sie den Wert ihres besseren Selbst und seines Zusammenhangs mit dem Grund und dem Ziel der Welt fühlen. Dies ist indes nicht das Ergebnis bloß einer Reflexion, sondern dichterischer Anschauung und Vertiefung, denn es giebt kein Ideal ohne Dichtung. Die Poesie, die Der Hungerpastor, Abu Telfan und Der Schüdderump enthalten, ist daher nicht sowohl Mittel, die höchste Steigerung des Lebensgefühls zum Ausdruck zu bringen, wie selber Inhalt und Wesen dieses Gefühls. In ihr ruht die Rechtfertigung der dort verkündeten Welt- und Lebensanschauung.

Wenn die Dichtung die Einheit und Harmonie von Subjekt und Objekt, wie jede unmittelbare Wahrnehmung sie enthält, doch statt auf die sichtbare Oberfläche auf das verborgene Innere des Seins sich beziehend, schaffen und dadurch geistig erheben soll, ist Raabe kaum durch einen Dichter vor ihm und nach ihm in diesem Punkt übertroffen worden, nur wenige haben gleich ihm dieses Ziel erreicht. Nicht bloß sehen wir, wie die Mutter Hans Unwirschs, die nach dem Tode ihres Mannes sich ärmlich ernährende Waschfrau, im Winter des Morgens sich zum Gang auf die Arbeit rüstet, während ein Dunstkreis sich um die schwache Flamme der Lampe ausbreitet; nicht bloß sehen wir, wie der erwachte Knabe aus seinem Bette hervorlugt und vor der Kälte die Nase unter die Decke zieht: wir sind vielmehr selbst mit in innerer Empfindung Mutter und Kind und fühlen den Pulsschlag der Liebe der einen und das ahnungsvolle Dämmern im Herzen des anderen. In jedem ferner, der auf dem Gymnasium gesessen hat und die Schilderung

des Schülerlebens von Quinta bis Prima liest, muß etwas nachzittern von dem wunderbaren Werden und Wachsen des jugendlichen Geistes. Als dann Hans Unwirsch und Moses Freudenstein sich auf die Wanderung zur Hochschule machen und die Höhe des Weges erreichen, von wo sie zum letztenmal auf das Thal und die Türme von Neustadt blicken, sehen auch wir unsere Heimat im Sonnenglanz liegen und fühlen noch immer Leben aus ihr uns zuströmen, senken auch wir das Haupt und bedecken die Augen. Wehe, wenn wir gleich Moses spöttisch lächelten! Aber wohl uns, wenn wir Hans, den Abkömmling einer Reihe grübelnder Schuster, begreifen, der am Waldesrande, mit der Aussicht auf Thal und Berg der Universitätsstadt, Finken und Spechten aus überströmender Begeisterung predigt! Dafür ist er auch in dem Glanze der leuchtenden Schusterkugel seines Vaters aufgewachsen, — in dem Glanze, bei dem er am Lager der sterbenden Mutter seine Examensarbeiten schreibt, — in dem Glanze, der später in dem Pfarrhause an der Ostsee auf die Wiege seines Kindes strahlt, — in dem Glanze, der überall auf den Blättern, die von dem Hunger erzählen, liegt und des Lebens Keim und Trieb enthüllt. Auch auf das öde und arme Grunzenow fällt so viel Schein dieses Lichtes, daß man erkennt, selbst in dem dürftigsten und traurigsten Winkel der Welt braucht der Mensch nicht in der Dürftigkeit und der Traurigkeit zu ersticken, kann er in allem Großen und Guten sich ausleben. So bereitet es zwar einen bitteren Schmerz, vom Mondgebirge enttäuscht und verzagt, den Glauben jugendlich schwärmerischer Hoffnung hinter sich lassend, zurückzukehren und auch das letzte Vertrauen, das Vertrauen auf die Heimat verlieren zu müssen; dennoch ist es, als Leonhard Hagebucher die einsame Nikola auf der Wiese vorm Walde

oder am Gartenzaun auf dem Felde bei Nippenburg trifft, wie wenn aus dem Wehen des Windes, dem Rauschen der Bäume, dem Wogen der Halme eine Stimme spräche: Findet euch, findet euch, die ihr an Seele und Geist gleicher Herkunft seid, die ihr an dem ewigen Feuer des Ideals wacht, die ihr es weiter tragt zu künftigen Geschlechtern! Eine herrliche dichterische Erscheinung, dabei durchaus irdisch greifbar, ist der träumerische Täubrich-Pascha. Er geht in Anhänglichkeit an Leonhard Hagebucher fast auf; z. B. wenn er dessen Zimmer zum frohen Empfange schmückt, als jener um Serenas Hand zu werben gegangen ist, wobei es ihm gänzlich unmöglich scheint, daß die Werbung fehlschlagen könne, was gleichwohl geschieht. Besonders die Weisheit in seiner Narrheit ist fein psychologisch empfunden. Denn nur die Hülle an ihm ist närrisch. Er stellt die Verkörperung des Glückes der Phantasie dar, die sich von Zweifel und Rücksicht frei weiß. Am dichtungsreichsten ist in dem Leben Leonhard Hagebuchers die Katzenmühle. Wie der Schein der strahlenden Schusterkugel Hans Unwirsch überallhin begleitet, so hören wir hier von Anfang bis Ende immer wieder, bald heller, bald leiser, das Klingen der Tropfen, die von dem stille stehenden Rade fallen. Ein schöneres Symbol als das Bild dieser Mühle, zum Zeichen daß nur in der Einsamkeit, fernab von dem Drängen und Treiben der Menschen das sinnvolle, rhythmische Rauschen und Singen der Schöpfung rein zu vernehmen ist, läßt sich kaum denken. Mitten im Lärm der Welt hingegen, im Hintergrunde die Berge des Harzes, liegt der Lauenhof, die Stätte des Fleißes der immer thätigen Frau Adelheid und ihrer Gehülfin in der Milchstube Mamsell Molkemeyer. Er ist trotzdem zugleich eine Zuflucht der in Zurückgezogenheit lebenden Alten, des

Ritters von Glaubigern und des Fräuleins von Saint Trouin. Bald schallt der Wiederhall frischer Arbeit von den Bergen zurück, bald waltet die Stille der Muße am Tische der Gutsherrin und im Hofe. Mehr abseits vom Wege steht das Siechen- und Armenhaus. Eine herbe Kritik bedeutet es, daß Hanne Allmann erst durch Antonie ihre erste Freude gewinnt, und daß sie freundschaftlich mit dem Vieh, das täglich bei ihr vorübergetrieben wird, gleichwie mit Ihresgleichen verkehrt; aber Raabe versteht es auch, uns das rührend bescheidene Dankgefühl der Seelenverwaisten im Herzen mitempfinden zu lassen. Dann wieder umweht uns der zaubrische Hauch des Fichtenwalds und der Bergluft. Jane Warwolf mit ihrem runzeligen Antlitz und ihren klugen Gedanken ist Hexe und Wala zugleich; und die Kinder Antonie und Hennig, die im Kuckelrucksholz auf gruselige Abenteuer ausgehen, wecken uns Schauer und Wonne, womit die weite wilde Natur das Menschengemüt erfüllt. Nachdem Jane Warwolf sie aus dem strömenden Regen und vor dem Irrweg errettet hat, mit wuchtiger Faust und energischem Wort: wie wirkt da um so ergreifender ihre, der abgehärteten Wanderin Wehklage, als sie eines Tages die Thür Hanne Allmanns verschlossen, das Siechenhaus leer findet! In der Trauer, die sie erschüttert, und in der Teilnahme, die ihr alle entgegenbringen, vernehmen wir die Angst und die Unruhe, womit das dumpfe Poltern des Schüdderumps die Herzen der Menschen quält. Von alldem ist keine Spur bei dem frohen und ausgelassenen Einbringen der letzten Erntegarben auf den Lauenhof, einem erquickenden Bilde des Segens mühevoll schaffender Arbeit. Und doch zerschlägt schon der nächste Augenblick dieses Bild, als Jane mit der Nachricht erscheint, daß Häußler im Anzuge sei. Eine schöne dichterische

Erfindung ist der Gang, auf dem sie den Junker Hennig hinausführt und ihm ihre Neuigkeit mitteilt, um mittelbar auf ihn zu wirken, daß er sich Antonies annehme, sie für immer bei sich und im Lauenhof festhalte, da sie hofft, er liebe das Mädchen. Aber Hennig spricht nur Verwunderung aus, warum Jane ihm zuerst die Geschichte erzähle. Vor dem Siechenhause in dem matten Schein der Laterne des neugierig aus dem Fenster sehenden neuen Bewohners folgen dann die Zuckungen um Nase und Mund der Alten und ihre wenigen verweisenden Worte, worin eine Welt von Gefühl, eine furchtbare Frage an das Schicksal, ein Aufschrei über die Stumpfheit der Menschenseele erzittert. Von da an rollt der Schüdderump näher und näher. Und es ist der letzte und höchste Triumph der Dichtung, daß sie, als er ganz nahe ist, die hingebend sanften Worte in dem Gespräche zwischen Glaubigern und Antonie in deren Salon in Wien und das Schweigen der drei auf die leeren Wände des Siechenhauses in Krodebeck starrenden Alten sein Poltern übertönen läßt. So behält sie von Anfang bis Ende schließlich immer die erlösende Macht, sei es über die Niedertracht und die Selbstsucht Freudensteins, sei es über die Dummheit und Anmaßung der Verwandtschaft Leonhards, über die Fäulnis in Staat und Gesellschaft, über Herrn von Glimmern, sei es über den Haß und die Rachsucht der Dorfbewohner in Krodebeck, über den bösartigen, später heuchlerisch frommen Franz Buschmann, über den Halunken Häußler.

Aber sie erreicht dies nicht bloß durch Ernst, sondern auch durch Scherz. Der Oheim Grünebaum, der Bruder der Mutter Hans Unwirschs, und die in dem Elternhause des Schustersohns wohnende Base Schlotterbeck, Felix Cölestin Täubrich und Adelaide Klotilde Paula von Saint Trouin

gehören zu den besten komischen Gestalten, die Raabe erfunden hat. Und zwar kommt im einzelnen der Humor auf dreifache Art zur Geltung. Am häufigsten dient er dazu, das Trübe und Traurige abzulösen, zum Teil um dessen Ausdruck zu mildern, vor allem weil sonst das Leben in falscher Einseitigkeit erschiene. Die Welt sähe gleichmäßig düster aus, wenn es darin nur die Sorge und die Armut Hans Unwirschs, die selbstsüchtige und berechnende Herzenshärtigkeit Moses Freudensteins gäbe, — wenn nicht der häufig recht borstige, trotzdem in der Seele gute und sorglose Flickschuster Grünebaum, der sein Handwerk vernachlässigt, Vogelzucht und Politik treibt, im Roten Bock lange Reden hält, und die Base Schlotterbeck, der die Toten am hell lichten Tag erscheinen, die dem Oheim gelegentlich scharf die Leviten verliest, dazwischen träten, — wenn nicht die Neuntöter im Grünen Baum in Berlin, ehemalige Kriegsleute oder Freunde des Wehrstandes, die in ihren Schnurren mit Wollust Blut lügen dürfen, sofern nur nicht mehr als neun Leichen an einem Abend auf jeden Erzähler kommen, durch ihre Gespräche ergötzten. Ebenso wirken in dem ernsten Reiche Leonhard Hagebuchers der Vetter Wassertreter und der Professor Reihenschlager belustigend. Wie köstlich ist unter anderem die That des Vetters, durch die er den um seines Sohnes willen aus dem Honoratiorenklub Nippenburgs sweggehöhnten Vater Leonhards wieder zu Ehren bringt, leider allerdings auch gewissermaßen zu Tode, da der Gefeierte mitten im Jubel von einem Hirnschlag getroffen wird! Wie sehr erheitert der Besuch, den Reihenschlager bei Wassertreter, Pilz bei Schaumlöffel, wie sie sich mit ihren studentischen Kneipnamen nennen, eines Tages macht, wobei sie ihre Erinnerungen an Jena auffrischen! Auch das Rollen des Schüdderumps verhallt zeitweise ungehört vor

dem Lachen, zu dem uns der Dichter fortreißt. Gleich im Anfang z. B., nachdem er den schwarzen Totenkarren beschrieben und ihn, man darf sagen, als Hauptstück seiner Erzählung eingeführt hat, berichtet er, wie sich Hilmar von Lauen 1578 im Provianthause Wolfenbüttels unsterblichen Ruhm erwarb, indem er sich in vier Tagen an der eine volle Viertelmeile langen Wurst um die damit umwundene Säule herumfraß. Noch wirksamer ist der Humor, wo er sich in das Trübe und Traurige selbst verwebt. Wenn der Oheim Grünebaum, als Hans Unwirschs Mutter totkrank darniederliegt, aufrichtig, aber in komischer Weise sich anteilnehmend und sorgend gebärdet, überzeugt uns das Mitgefühl, das wir fühlen, mit größerer Eindringlichkeit zugleich von der Schwere der Sache und von der Pflicht, sie ohne innere Auflehnung gegen die Macht des Schicksals hinzunehmen. Oder wenn Täubrich-Pascha, von Nikola am Arme gepackt, nachdem der Leutnant Kind auf der großen Gesellschaft beim Polizeidirektor seinen Verderber und Feind, den Baron von Glimmern, entlarvt hat, die plötzlich von aller Welt sich verlassen Fühlende zu ihrer Freundin Emma Wildberg geleitet, so mischt sich in den furchtbaren Ernst ein heilsamer Tropfen Lächerlichkeit, der einen Moment uns mit wunderbarer Befriedigung in den dunkelen Zusammenhang des Lebens blicken läßt, da wir bemerken, wie die Hoheit die Narrheit zu Hülfe ruft und die Narrheit dadurch Gelegenheit findet, voll Weisheit zu handeln. Sogar der ruchlose Bund zwischen Häußler und Connexionsky wird erträglicher und versöhnlicher, weil man am Ende doch etwas über die Schurken lachen muß, die sich beide in ihrer gegenseitigen Schamlosigkeit sehr klug dünken und sich auf einmal dann von dem Laufe der Dinge an der Nase geführt sehen. Schließlich erfüllt der Humor

auch die Aufgabe, gerade da er nicht ohne Ideal und Dichtung zu bestehen vermag, immer von neuem daran zu erinnern, daß alles Ideale und Dichterische niemals sich aus der unvollkommenen und oft recht unpoetischen Wirklichkeit losmachen kann. Z. B. die Liebe der Base Schlotterbeck zu Hans Unwirsch hat keine Grenzen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel; aber es kann gelegentlich nötig sein, für sie einen gröblichen Kampf zu kämpfen, dem Oheim Grünebaum, wenn er Hans Unwirsch verhindern will aufs Gymnasium zu gehen, indem er auf die Vortrefflichkeit des Schusterberufs, noch dazu mit Bezug auf sich selbst, weist, vorzuhalten, daß er's in seinem Handwerk nicht weit gebracht hat. Derselbe Oheim harrt später, aus Freude und Stolz von der Bedeutung des Abiturientenexamens seines Neffen durchdrungen, an dem großen Vormittage draußen auf der Straße des Ausgangs der Prüfung; indes er vermag nicht anders seiner Unruhe Herr zu werden als durch den Genuß vieler Bittern in einem benachbarten Laden, nach deren jedem er schwerer auf den Beinen und schwüler im Kopfe zu seinem Posten zurückkehrt. Ebenso findet Hans Unwirsch nach Jahren in einer anderen sehr irdischen Schwüle, in dem Dunst im Grünen Baum in dem Zimmer der Neuntöter, zu denen der Leutnant Götz und der Oberst von Bullau gehören, tröstliches, treues Willkommen. Erkennen wir ferner nicht aus der Heiterkeit, in die uns auf Augenblicke der von der Tante Schnödler beherrschte, stockdumm selbstbewußte Familienrat über Leonhard Hagebuchers Zukunft versetzt, wie sehr die beschränkte und nüchterne Alltäglichkeit als das Fußgestell dient, dessen das Ungewöhnliche, Hohe nirgends entbehren kann, wenn es davor bewahrt bleiben soll, halt- und zwecklos in das Leere und Blaue sich zu verflüchtigen? Erkennen wir nicht

aus der Heiterkeit, in die wir geraten, als Hagebucher mit Reihenschlager in dessen Garten an die Frage, was der Professor von dem Weibe im allgemeinen und von dem europäischen Weibe im besonderen denke, ein Gespräch knüpft, während Serena hinter einem Busche lauscht, daß auch der Edelste manchmal, ja sogar mitten in ernster Lage, sich ungemein komisch ausnehmen und von der Mittelmäßigkeit, besonders wenn sie weiblich liebenswürdig ist, mit Recht übertrumpft werden kann? Endlich Fräulein Adelaide von Saint Trouin ist ein Charakter, in dem das Streben zum Ideal kein anderes Mittel findet, sich zu bethätigen, als lächerliche, verschrobene Vornehmheit und ebenso wenig ernst zu erachtende, leichte innere Verletzlichkeit. Fast greifbar zeigt die zweite Eigenschaft, welcher Segen auch in den kleinen, flüchtigen und wertlosen Realitäten wohnt, da sie die erste Eigenschaft zügelt, die nichts weiter als eine über das menschliche Maß gesteigerte Spannung jenes Grundstrebens ist. Der Humor bildet hier also, wie überhaupt in der dreifachen Art, in der er sich äußert, ein Bindeglied zwischen beiden Hauptgegensätzen, dem Hunger nach dem freien Idealen — und dem Leid, das um dieses Hungers und dieser Freiheit willen erduldet werden muß.

Durch die dichterische Erhebung, die Raabe gewährt, und durch den Humor, den er in einzelnes legt, bringt er eine Nachwirkung hervor, die in unser wirkliches Leben hinein unauslöschlich sich forterstreckt. Der Hungerpastor trägt als Motto die Worte der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Denn Raabe wirft sich weniger zum Richter der Schuldigen als zum Verteidiger und Beschützer der Bedrängten auf. Besonders beweist er seine Liebe, indem er auch mit den mittelmäßigen Charakteren,

mit denen, die sich ebenso arg- und ahnungslos dem Schlechten wie dem Hohen gegenüber verhalten, duldend und begütigend denkt und fühlt, obgleich sie nicht wenig dazu beitragen, den Weltlauf alles Großen und Edlen zu hemmen. Er läßt z. B. Frau Adelheid von Lauen auf ihrem Sterbebett sagen, sie habe wohl nicht einen so tiefen Verstand für das Leben gehabt, wie der Ritter von Glaubigern; und Hennig versteigt sich sogar zu der Äußerung, die Lumpen und solche Esel wie er hätten die Oberhand auf der Erde. Wer in dieser Teilnahme, Nachsicht und Schonung am Leitfaden der drei Romane die Menschen eine Weile betrachtet hat, urteilt unwillkürlich darauf milder über sie. Nur die Wechseler im Tempel müssen nach wie vor unbarmherzig hinausgepeitscht werden. Sie sind es ja wesentlich mit, die den Spruch Mahomeds rechtfertigen, der das Motto für Abu Telfan bildet: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen." Man wird dem zustimmen, sobald man mit den guten und den schlechten Menschen, die Raabe vorführt, im Geiste gleichsam gelebt hat. Jedoch die Hauptsache ist, daß wir durch die Thränen und das Lachen hindurch, womit wir hinderdrein die Welt und das Leben ansehen, das Dauernde und Werte, die dichterische Innerlichkeit der Dinge, auch derer, von denen die Romane uns nichts erzählen, erkennen. Oder wir müßten zu denen gehören, die mit den Bürgerschen Versen im Motto des Schüdderumps gemeint sind: „Ergötztet ihr nicht lieber euch am lächerlichen Tand der Thorheit? Oder an dem heitern Glück, womit am Schluß des drolligen Romans die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt? — Vielleicht!" Jedoch in dem dichterisch vertieften Anschauen, worin wir das Leben erfassen und fühlen, hat der übliche Lohn, den die Dichter am Ende ihrer Fabeln oft

austeilen, weder erhebliche Bedeutung noch innere Wahrheit. Dafür verlieren die Schrecken der Welt zwar im einzelnen Falle nichts von ihrer erschütternden und niederbeugenden Kraft, doch in der geistigen Durchdringung des Ganzen ihre übergewaltige Furchtbarkeit. Raabe selbst mußte sich aber erst über diese Furchtbarkeit hinübergerungen haben, um ihr so ruhig ins Antlitz blicken zu können. Er mußte nicht bloß Enttäuschung und Schmerz im Streben nach dem Unendlichen und Ewigen erfahren, sondern sich auch mit ihnen als etwas Unvermeidlichem, ohne auf jenes Streben zu verzichten, abgefunden haben, um imstande zu sein, die Welt und das Leben mit so viel Dichtung und so viel Humor erfüllt und erfüllbar hinzustellen. Daher ist es, wenn auch wahrscheinlich nicht Absicht, doch ein unwillkürlich folgerichtiges Ergebnis, daß er keinen so überlegenen und entscheidend eingreifenden Humoristen wie Friedrich Fiebiger oder Mathilde Sonntag vorführt. Er ist selber der aus freiem Humor heraus Handelnde, Schaffende und Helfende. Er geht darin noch über Fiebiger und Mathilde hinaus; er nimmt nicht bloß die Dinge, wie sie sich darbieten vom humoristischen Standpunkte auf, er erstreckt nicht bloß seine Thätigkeit auf die geistige Beeinflussung anderer; er hat vielmehr von vornherein ein bestimmtes Ziel im Auge, die Hervorbringung und Übermittelung einer dichterisch befriedigenden und befreienden Weltauffassung. Er steigt in den dunkelen Schacht hinab, der den Schatz der Welt, den Glauben und die Kraft des Ideals, verbirgt; und er erringt und rettet ihn durch alle Angst und Finsternis des Lebens hindurch, die niemand erspart bleiben können. Aber er thut es nicht, um den Schatz für sich allein zu hüten, sondern um von ihm, der unendlich und unerschöpflich ist, allen, die davon anzunehmen bereit

sind, mitzuteilen, sie zu ermutigen, freiwillig zu dem Kampfe mit der Angst und der Finsternis sich zu stellen und durch den Kampf der Gewißheit des wahren Sieges in sich innezuwerden.

Natürlich setzt dies von unserer Seite eine entgegenkommende Bereitwilligkeit des Verständnisses voraus. Wie oft es an einer solchen fehlt, lehrt der Umstand, daß Der Hungerpastor ein einigermaßen beliebtes Buch geworden ist, Abu Telfan und Der Schüdderump nicht. Dennoch übertreffen die beiden letzten Romane den ersten. Der dritte hat es vor dem zweiten voraus, daß darin keine solchen Verwicklungen, wie zwischen dem Verbrechen des Barons von Glimmern an der Familie des Leutnants Kind, der Schuld Viktor Fehleysens und der Rache Kinds vorkommen, die eine fast zu große, d. h. leicht von dem eigentlich Poetischen der Sache ablenkende Aufmerksamkeit erfordern. Sie sind indes sehr geschickt durchgeführt; wie überhaupt der Aufbau der drei Romane durchaus voller Harmonie ist, so daß nicht bloß ihr Erzählungsinhalt, sondern auch sie selbst als Kunstwerke von Anfang bis Ende, ja fast mit stetiger Steigerung, die Kraft der Dichtung bezeugen.

Nur ein einziger Einwand muß mit Nachdruck erhoben werden. Zuweilen, obschon selten, schimmert ein Schatten von Lebensmüdigkeit oder von Lebensverdruß hervor, der nicht zu dem Geiste des Übrigen paßt, aber sich hinreichend geltend macht, um Zweifel an der Wahrheit jenes Geistes aufkommen zu lassen. Als Beispiel sei folgende Stelle aus dem Schüdderump angeführt: „O wie schön, wie friedlich und freundlich könnte unser Weg sein ohne das dumpfe Poltern in der Ferne, ohne den schwarzen Wagen, der immerfort seinen Weg durch die Geschlechter alles Lebendigen fort-

setzt, dessen Fuhrmann so schläfrig und düster mit dem Kopfe nickt, und dessen Begleiter, die Leidenschaften, mit Zähneknirschen und Hohnlachen die eisernen Stangen und Haken schwingen; denn ihrer ist ja das Reich und die Herrlichkeit der Welt, und wer kann sich rühmen, daß er im Kampfe wider sie wirklich den Sieg davongetragen habe?" Wäre dies richtig, so spräche Raabe seine Aufforderung an Hans Unwirsch, er solle seine Waffen weitergeben, vergeblich, — so wäre es eitle Selbsttäuschung der Frau Claudine, durch ihren Glauben an den Sieg, sich des Sieges selbst für sicher zu halten, — so könnte Antonie Häußler nicht sagen, der Ritter von Glaubigern komme zu ihrem höchsten Glücke zu ihr nach Wien. Wenn auch bloß einen Augenblick der Triumph unserer Ideale zweifelhaft würde, müßte die Dichtung verstummen. Aber es ist nur der peinigende Schmerz über den äußeren Druck, der alles Edle niederzuhalten trachtet, wodurch sich vorübergehend Raabes Gefühl von dem innersten Werte des Lebens trübt.

Andernfalls wäre der neue Standpunkt, von dem in der Trilogie Welt und Leben angeschaut werden, kein Fortschritt. In Wahrheit ist dennoch ein solcher vorhanden, nicht etwa in Umbildung, sondern in Vervollkommnung dessen, das in der Chronik der Sperlingsgasse begonnen und in den Leuten aus dem Walde vollendet war. Der Lebenslauf Hans Unwirschs hat noch einige Züge von dem Lebenslauf Robert Wolfs. Beide Jünglinge werden bis an die Schwelle der Ehe geführt. Indes bei dem einen erscheint das Ziel, das er erreicht, als das Ende eines langen Ringens danach, bei dem anderen erscheint es als eine Bürgschaft, das aller Schmerz und alle Enttäuschung die äußere, unabweisliche Bedingung eines rein inneren Glückes sind. Be-

sonders zwei Thatsachen beweisen deutlich den Unterschied. Als Robert Wolf und Helene Wienand die Gegend von Poppenhagen, in der sie fortan zu wohnen beabsichtigen, vor ihren Augen sich ausbreiten sehen, gipfeln die Eindrücke, die sie empfangen, in dem Ausruf Helenes: „O wie wunderherrlich!“ und in dem Bekenntnisse Roberts: „O wie hat der letzte der roten Wölfe vom Eulenbruch die Sterne zu preisen!“ Als hingegen Hans Unwirsch auf dem Wege nach Grunzenow die Stätte seines künftigen Wirkens und dahinter die See erblickt, heißt es: „So hatte sich Hans das Meer nicht vorgestellt. Unermeßlich im hellen Tage, blitzend im höchsten Glanz, den Irdisches geben konnte, war es ihm in seinen Träumen erschienen; — nun war auch das anders.“ Außerdem geht das Schicksal Robert Wolfs und Helene Wienands, soweit es erzählt wird, gleich dem wolkenlosen Tage auf der Scheide zwischen Frühling und Sommer aus, an dem sie zum erstenmal ihre neue Heimat aufsuchen. Hans Unwirsch und Fränzchen Götz aber werden mitten aus der Freude ihres Hochzeitsfestes durch den Brand des Schiffes emporgeschreckt, auf dem Kleophea, vor Theophile Stein nach Petersburg fliehend, nahe bei der Küste Grunzenows vorbeifährt, um dann, ans Land gerettet, nach Monaten treuer Pflege von der Hand Franziskas ihren Frieden auf dem Kirchhof des armen Dorfes zu finden. Diese Verschiedenheit rührt nicht von einer im Kern verschiedenen Auffassung, sondern von dem Grade der dichterischen Vertiefung her. In dem einen Falle wird bei dem durch die Lage der Dinge gewährten, versöhnlichen Ruhepunkte halt gemacht, und es kommt die volle Schwere menschlichen Leidens noch nicht in Frage; in dem anderen Falle enthält der vorläufige Abschluß bereits Momente, die weiter weisen, da in den rückwärts gelegenen,

verflossenen Vorgängen alle Leiden und alles Glück einen tieferen Ursprung verkünden, nicht aus dem Guten oder dem Schlimmen in der Menschennatur, das sich zu dem Guten im Weltgrunde in Einklang oder in Widerstreit setzt, sondern aus dem Guten des Seelentriebes, das sich eins mit dem Guten im Weltgrunde fühlt und deshalb die ganze gegen dieses gerichtete Feindschaft ertragen muß. Schon bei Johannes Wachholder und bei den drei Alten aus dem Winzelwalde blitzt zuweilen ein Gefühl davon auf, daß das wahre Glück doch eigentlich nicht das Ende und der Lohn für Schmerz und Entsagung sei, sondern selbst in Schmerz und Entsagung verhüllt werde. Dieser inzwischen in der Holunderblüte erkennbarer werdende Sachverhalt kommt hier vollends zum Vorschein. Wenn Der Hungerpastor noch etwas an die Leute aus dem Walde erinnert, hört dies in Abu Telfan und im Schüdderump auf. Pinnemann als der schlimmste Peiniger der Menschheit und der Tod als der gefürchtetste Verderber des Lebenstriebes erhalten allein das Feld. Und wenn tapferes Ausharren im Ideal sie mitten in der Wucht ihres Andringens überwindet, so trägt es um so gewisser den Sieg davon, wo der Mensch zweifelnd und zagend vor elementaren Mächten oder vor eigener Schwachheit steht. Der überzeugende und zu sich hinüberziehende Humor Mathilde Sonntags in den Drei Federn aber tritt uns in seiner vollen Größe und Wirkung in Raabe selbst als dem Dichter der Trilogie entgegen, durch den Eindruck, den seine Schöpfung nicht bloß vorübergehend in unserem Gemüt hervorruft, sondern ihm dauernd und wohlthätig unser eigenes Denken und Thun beeinflussend einprägt.

Es ist fast selbstverständlich, daß Der Hungerpastor, Abu Telfan und Der Schüdderump reich an allein

charakteristischen Wendungen sind, die in den früheren Dichtungen Raabes vorkommen. Dennoch wird man, wenn man zu ihnen übergeht, wie von etwas vollständig Neuem überrascht. Es ist, wie wenn man in ein ganz fremdes, bisher noch von niemand erschlossenes Land geführt würde. Licht und Schatten, Sturm und Stille darin sind anders, die Luft ist reiner, das Lachen und das Klagen der Menschen haben einen volleren und tieferen Klang. Raabe befindet sich mit der Trilogie auf der Höhe seines Schaffens. Nicht daß seine dichterische Kraft von jetzt an wieder abnehme, oder daß seine Ideen sich nicht weiter entwickelten; doch er hat nichts geschaffen, das an Größe und Schönheit den Hungerpastor, Abu Telfan und den Schüdderump übertrifft. Es bedarf auch dessen nicht, weder zu Raabes Ruhm noch zur Ehre der deutschen Litteratur. Alle drei Romane sind klassische Dichtungen, echte Meisterwerke.



Neuntes Kapitel.

Meister Autor. Krähenfelder Geschichten. Deutscher Adel.

Der dritte Roman der Trilogie erschien ein Jahr vor dem deutsch-französischen Kriege. Es ist im ersten Kapitel erwähnt worden, daß der bald darauf eingetretene wüste Geld- und Spekulationstaumel Raabe zur Schellenkappe und Pritsche greifen ließ. Vielleicht trug die teilweise schwermütige Stimmung, die in dieser Periode seines Schaffens oft wiederkehrt, indem sie ein Gegengewicht verlangte, einiges mit dazu bei; denn die siebziger Jahre waren für ihn überhaupt an rein humoristischen Dichtungen reich. Aber die großen Erfolge der Politik vermochten nicht ganz ohne direkten Einfluß zu bleiben. Da die Gegenwart keinen ungemischt freudigen Eindruck hervorrief, wandte der Blick sich nach der Vergangenheit. Wir wissen schon, in dem Marsch nach Hause und in Des Reiches Krone halten im Hintergrunde der große Kurfürst und Friedrich der Erste von Brandenburg; weshalb es schwerlich ein Zufall ist, daß beide Erzählungen ungefähr zwei Jahre nach dem Frankfurter Frieden veröffentlicht wurden. Die stille Trauer Sven Knäcka-

bröds in dem Glück und der Ruhe bei der Frau Madlenerin in Alberschwende und das treue Samariterwerk Mechtildes aus schmerzerprobter Liebe im Hause der Sondersiechen bei Nürnberg sind außerdem auch vollgültige Zeugen der Welt- und Lebensauffassung der Trilogie. Von demselben Standpunkte hat man die nächsten Erzählungen zu betrachten.

Das Jahr 1874 brachte das Buch Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Wenn man bedenkt, daß Abu Telfan und besonders Der Schüdderump nicht den Erfolg hatten, den Raabe für sie erwarten konnte, wenn man hinzunimmt, daß die Zeit zu idealem Aufschwunge unfähig war, so darf man die Worte des Meisters Autor Kunemund, die der fingierte Erzähler Emil von Schmidt im Eingange mitteilt, auch auf den Dichter beziehen. Jedenfalls trafen sie ziemlich zu und thun sie es leider öfter. Zu wessen Nachteil, sagen sie selbst. Sie lauten: „Ich verstehe die Welt wohl noch, aber sie versteht mich nicht mehr, und so werden wir wohl nie mehr so zusammenkommen, wie damals, als wir beide noch jünger waren. Na, mir ist's zuletzt einerlei; ja, Herr, es kitzelt einen sogar dann und wann, wenn man bei sich überlegt, daß man im Grunde der Jüngere von zweien geblieben ist. Laß sie alt werden, die Welt; was kümmert's mich!"

Meister Autor Kunemund und Arend Tofote haben in den Befreiungskriegen gedient. Kunemund hat studiert, aber weil ihn nach dem Kriege eine Augenentzündung befiel, die eine dauernde Schwäche seiner Sehkraft zurückließ, gab ihm das Konsistorium zu verstehen, er müßte auf eine amtliche Stelle verzichten; Arend Tofote ist im Elmwalde bei Kneitlingen, Till Eulenspiegels Geburtsdorfe, Förster geworden. Beide leben dort noch im Anfange der Erzählung mit ihrer

Haushälterin Marie und Tofotes Töchterchen Gertrud. Dieses ist die Hauptperson, soweit die erzählten Ereignisse selbst in Frage kommen. Doch dahinter steht immer der Meister Autor, in dessen beständiger äußerer und innerer Teilnahme die Ereignisse ihre Strahlen gleichwie in einem Spiegel der Weltweisheit sammeln, um sie von da wieder auszusenden. Die Gärten des Lebens versinken: dies ist der kurze Inhalt der Kunemundischen Weisheit, die aber zu einer solchen erst durch entsprechendes Fühlen und Handeln wird. Nicht jene Erkenntnis allein ist niederdrückend, sondern noch mehr der Umstand, daß die, deren Gärten versinken, im allgemeinen gar keine Ahnung haben, wie arm sie werden, auch nicht fähig sind, es zu begreifen, ja daß sogar die, denen ein Begriff davon aufgeht, sich doch meist leicht wieder von dem Strom der Welt fortreißen lassen. Gerade hiermit hängt die Besonderheit und die Feinheit der Dichtung zusammen. Es geschieht nämlich etwas äußerlich völlig Harmloses, etwas, das die menschliche Mittelmäßigkeit als ein großes Glück ansehen würde, geschweige denn daß sie verstünde, warum es ein Unglück sei. Der Bruder des Meisters Autor, der in der Jugend einen brennenden Schwefelfaden in eine Roggendimme geschoben und sich dann aus dem Staube gemacht hat, kehrt als reicher Herr mit seinem Mohren Ceretto, einem geborenen Bremer, aus der Fremde zurück und kauft in der Stadt, die wahrscheinlich Braunschweig ist, Garten und Haus. Bei seinem Tode bestimmt er Gertrud Tofote als Erbin, die deshalb mit ihrem Vater und dem Meister Autor in das verlassene Haus einzieht. Nachdem darauf Kunemund in seine Heimat zurückgekehrt, Arend Tofote auf Besuch bei ihm gestorben und das Haus wegen Anlegung einer neuen Straße verkauft und abgerissen ist, wohnt Gertrud

mit ihrem Mohren bei der verwitweten Frau von Wittum, die ihren Neffen, einen biederen und braven Menschen, schließlich mit der reichen Erbin verheiratet.

Scheint dies alles nun wirklich so schrecklich? Wenn Autor Kunemund auf und davon geht, weil ihm nicht mehr behaglich ums Herz ist, folgt er da nicht vielleicht allzu sehr seiner Sonderlingsneigung? Es ist in der That nicht schlimm, eine große Erbschaft zu machen; aber es ist schlimm, die schlichte, poesievolle Kindheit im Försterhause leichten Gemütes, wie wenn es sich ganz von selbst verstünde, dahinten zu lassen und ein oberflächliches, müßiges Leben im feinen Salon dafür bedingungslos einzutauschen; und es ist schlimm, daß sich daran nicht einmal etwas ändern läßt, weil die Einsicht in den Segen solcher Zumutung fehlen würde. Eine besondere Bestätigung dafür knüpft sich an den Eisenbahnunfall, bei dem der Steuermann Karl Schaake einen Doppelbruch beider Beine erleidet, an dessen Folgen er stirbt. Der Ärmste ist ein Jugendgespiele Gertruds. Wenn er nicht unterwegs weilt, wohnt er bei seiner greisen Base im altertümlichen Cyriacihofe. Beide leben liebevoll für und mit einander. Der Reichtum Gertruds zerstört Karl Schaakes beste Hoffnung, da er zwischen ihm und dem Mädchen eine Schranke aufrichtet. Nur allmählich erweckt der Erzähler, Emil von Schmidt, für den auf dem Sterbebett liegenden Karl einen wärmeren Herzschlag in Gertrud. Zu des Treuen Troste ist sie in seiner Scheidestunde zugegen. Danach freilich scheint die Erinnerung bald zu verblassen. Ja sogar Emil von Schmidt, der mitten in diesen Begebnissen lebt und sie im Sinne Kunemunds auffassen lernt, läßt es am Ende mit sich geschehen, in die Kreise der flachen Alltäglichkeiten gebannt zu werden, indem er die Frau von Wittum

heiratet. Nur ein einziger Bösewicht ist in dem Spiel, der indes ebenfalls nicht das geringste Böse begeht: Ceretto, der, so zu sagen, als der Vertreter seines verstorbenen Herrn seine Lust daran hat, wie alles so glatt den Weg des Nüchternen, Richtigen wandelt. Deshalb steht er mit seinen Gebieterinnen und dem Erzähler gut, nur mit dem Meister Kunemund nicht.

Eben dessen Geist ist es, der unsere Anschauung von dem Erzählten ins Dichterische und Ideale emporhebt. Er sieht Arend und Gertrud Tofotes Garten, der ihnen Jahre lang unter den Bäumen des Waldes blühte, versinken, wie Gertruds Erbgarten in der Stadt der neuen Straße das Feld räumen muß; er sieht Karl Schaakes Garten dahinschwinden; auch sein eigener Garten verödet. Er hält aber nicht die versinkenden auf; denn er weiß, daß er dadurch bloß Unglück herbeiführen, nicht verhüten würde. Er sorgt und wacht nur, daß die Gärten nicht auch die selber, denen sie ihre Blumen und Früchte darreichten, mit hinabziehen. Er ist es ja doch allein, der das Versinken zu sehen und zu schätzen versteht. Er trägt daher seine Trauer in Stille und Gleichmut, mit der Gewißheit, daß es einen Garten giebt, der bleiben muß, grün und frisch, den Garten in seinem Herzen.

Während Raabe einige seiner rein humoristischen Dichtungen und seinen Meister Autor entwarf und ausführte, wohnte er in der Nähe von Braunschweig in einer Gegend die seit alten Zeiten im Volksmunde Krähenfeld heißt. Er vereinigte deshalb sechs dort geschriebene Erzählungen 1878 unter dem Titel Krähenfelder Geschichten.

Die erste davon heißt Zum wilden Mann. Sie ist in der Schilderung der Gegend, in der sie sich zuträgt, in

der Beschreibung der Apotheke, nach der sie benannt ist, in der Entwicklung und der Durchführung der Charaktere vorzüglich. Das hart am Fuße eines Gebirges, etwa des Harzes, gelegene Dorf und seine nächste Umgebung bilden mit ihrem meist rauhen Wetter von Ausgang Oktober bis Anfang Januar einen passenden, Frösteln erregenden Hintergrund. Um so traulicher, freilich auch um so trügerischer ist die enge Behaglichkeit in der einfachen Offizin und im wohnlichen Zimmer dahinter, das den Freunden gastlich bereit steht. Der alte, gerade gesinnte, kindlich vertrauende, seines geheimnisvollen Wohlthäters dankbar harrende Apotheker Philipp Kristeller, seine pflegend und hegend um ihn geschäftige Schwester Dorette, der immer heitere, humoristische Landphysikus Doktor Hanff, der derbe, wetterfeste und waldfrische Förster Ulebeule, der bedächtige, Gott und Eheweib fürchtende Pastor Schönlank treten jeder in seiner Eigenheit deutlich hervor. Besonders gut ist die Art, die Umwandlung und die volle Entpuppung des Hauptcharakters, des kaiserlich brasilianischen Oberst Dom Agostin Agonista, veranschaulicht. Er, Kristellers seit dreißig Jahren vergebens erwarteter Wohlthäter, kommt auf einmal wie aus der Erde geschossen. Man begreift, daß einst der menschlich fühlende Jüngling sich vor der als unveräußerliches Familienerbe ihm übertragenen Pflicht, im Dienste seiner Landesregierung das Richtschwert zu führen, entsetzen mußte; und man begreift, daß die erste Hinrichtung, die zu vollziehen ihm oblag, ihn fast wahnsinnig machte. Er warf seine ganze Vergangenheit und seinen Reichtum hinter sich. Und da er wußte, daß er sich seinem Freunde Kristeller, der seine Schwermut, aber nicht deren Grund kannte, mit seinem Gelde nützlich erweisen konnte, so schickte er es ihm und verschwand ins Aus-

land. Wir sehen nun nach einunddreißig Jahren aus seinen eigenen Berichten klar, wie er in der Fremde Schritt für Schritt abwärts gegangen, gesunken, ein Schuft geworden ist. Aber hier sind wir auch an dem Punkte, wo wir nicht bloß den brasilianischen Oberst, sondern ebenso Raabe und seine Erzählung abweisen müssen. Je mehr wir die wirklich große Meisterschaft zu bewundern gezwungen sind, mit der geschildert wird, wie Dom Agostin Agonista von Tag zu Tag während seines Besuches immer unverhohlener mit seiner Selbstsucht herausrückt, lächelnd, lachend, hohngrinsend, bis er nicht bloß sein früheres Geld, sondern auch die Zinsen und damit die ganze Apotheke in seiner Tasche hat, — je rührender es ist, daß des alten Kristeller Dankbarkeit und Verehrung für seinen schurkischen Wohlthäter nicht einen Augenblick wankt, obgleich er zu Grunde gerichtet wird, desto strenger müssen wir alldies verurteilen. Gleichgültig ob die Welt und das Leben so niederträchtig sind oder nicht, die Dichtung verliert jedenfalls ihr Recht. Sie gräbt sich ihr Grab. Raabe hat in dem Wilden Mann einer Stimmung, die sich hier und da, wie im vorigen Kapitel bemerkt wurde, momentan, doch leicht zu vergessen, in die Trilogie drängt, einen Raum gewährt, den sie nicht haben darf, da sie der erste Schritt zur Zerstörung jedes Mutes und Strebens zum Ideal ist.

Wohlthuender wirkt die vierte Erzählung der Krähenfelder Geschichten. Sie führt den Titel Frau Salome. Dieser Name gehört einer schönen jüdischen Banquierswitwe aus Berlin, von der es heißt, sie habe Ichor, griechisches Götterblut, in den Adern. Sie hat von Geburt eine feine Seele und hegt einen großen Ekel vor vielen Dingen; aber alles, was ihr widerstrebt, ist listiger und mächtiger als sie,

denn ihr Ichor hat bei ihrer Blutsverwandtschaft in Wien, Berlin und Frankfurt am Main keinen Kurs. Sie ist die Verkörperung edler Menschlichkeit; sie sieht lachend über ihre Feinde hinweg und steht frei da, es fehlt ihr nur an einem befriedigenden praktischen Ziel. Solches wird ihr auf unerwartete Weise zu teil.

Da sind drei Freunde aus Quakenbrück im Osnabrückschen, Spiel-, Schul- und Universitätsgenossen: Scholten, Schwanewede und Querian. Scholten hat die Rechte studiert und ist Justizrat. Ein unerschrockener und starker Humor leitet ihn äußerlich und innerlich unbeschadet durchs Leben, lehrt ihn Härten ertragen und Hoffnungen aufgeben. Schwanewede ward Theologe und zog sich an den Strand der Nordsee nach Pilsum zurück, um, mit sich allein, versunken in theosophische Studien, jede Berührung der Welt zu meiden. Querian war von Anfang an der Begabteste von den dreien, er nimmt das Hauptinteresse in Anspruch. An ihm zeigt Raabe das Schicksal des ohne Rechnung mit den Faktoren des wirklichen Lebens doch in ihm schaffen und wirken wollenden Genies. Sein Fach ist die Bildhauerkunst. Wie Günther Wallinger aus Finkenrode sein Ideal suchte, nur daß das Suchen mehr im Persönlichen stecken blieb, so rang Querian wahrhaft universell von Jugend an nach dem Unendlichen. Aber auch er scheiterte an den tausend kleinen Lebensbedingungen, über die er sich kühn hinwegsetzte. Um dennoch, wie Scholten meint, einen Halt zu finden, heiratete er, quälte indes sein Weib in lauter Liebe und Zärtlichkeit zu Tode. Sie hinterließ eine Tochter, Eilike, deren Taufpate Scholten ist. Querians Geist hat nach alldem allmählich seine ursprüngliche Klarheit verloren.

Es ist nun von Raabe vorzüglich ausgedacht, den tief

und geheimnisvoll Sinnenden, nicht mehr ganz Zurechnungsfähigen sich ein harzisches Bergwerksdorf als Wohnort wählen zu lassen. Bei den zum Glauben an Wunder über und unter der Erde geneigten, ja gleichwie mitten in Wundern lebenden Leuten erlangt er nicht bloß Duldung, sondern sogar Verehrung. In einer ärmlichen Hütte des Ortes haust er, braut und kocht und grübelt und formt er. Inzwischen verkommt sein Kind von Tag zu Tag mehr. Dies ist die Lage der Dinge, als die Erzählung anfängt. Scholten, der in demselben Dorfe seinen Sommeraufenthalt hat, trifft eines Tages auf einer Wanderung die ihm von früher bekannte, auf einem der äußersten Vorberge des Gebirges in ihrer Villa wohnende Frau Salome. Er nimmt sie in seine Behausung mit und zeigt ihr Eilike, nicht ohne die Absicht, dadurch die edle Frau zu bewegen, des verkommenen Mädchens sich anzunehmen. Gleichzeitig steht der Entschluß bei ihm fest, Querian in eine Irrenanstalt zu bringen; doch wünscht er erst Schwanewedes Ansicht darüber zu hören, an den er deswegen schreibt. Aber Eilike durchkreuzt den Plan. Sie flieht bei Nacht aus dem Hause ihres Vaters, weil es sie zu der schönen Frau, die sie bei Scholten gesehen hat, treibt, verbirgt sich in der Nähe von deren Villa, wird aufgegriffen und zu ihr gebracht, gerade als Scholten, durch die Flucht der Kindes erschreckt, dorthin geeilt ist. Zu dem Zweck, mit Querian wegen der Erziehung Eilikes zu unterhandeln, fahren alle drei darauf nach dem Dorfe. Hier bricht die furchtbare Katastrophe herein.

Es folgt jetzt ein Meisterstück Raabescher Erfindung und Schilderung. Die Idee der Dichtung verlangt, daß Querian eine Probe seines Geistes giebt und zu Grunde geht; die Gerechtigkeit fordert, daß Eilike gerettet wird und Frau Sa-

lome einen Lebenszweck findet. Dies alles erledigt sich in einer einzigen Handlung. Querian führt Scholten und Salome in ein dunkles Zimmer, von dem aus er ihnen sein in der nebenan befindlichen Küche stehendes Werk zeigen will. Er bittet sie aber, nicht zu lachen. Wie vor den Augen der beiden, so erhebt sich, als die Küchenthür geöffnet wird, auch vor den Augen des Lesers ein nackter, aus Thon geformter Gigant, der ein totes Kind in den Armen hält, rötlich beleuchtet von dem auf dem Herde lodernden Feuer. Genie und Wahnsinn, die Kraft der Phantasie und ihr trotzdem vergebliches Ringen mit der Wirklichkeit kommen in großartiger Weise darin zum Ausdruck. Als dann Querian die seltsame Gruppe mit den Worten erläutert: „Das ist mein Kind, gnädigste Frau. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet, ein Lebendiges zu schaffen; es stirbt mir aber immer in den Armen; ich möchte wohl einmal die Sachverständigen fragen" —, lacht Scholten doch. Da schlägt Querian sein Werk in Trümmer und wirft ein flammendes Reis in das dürre Holz und die Hobelspäne, die den Fußboden bedecken, so daß er und sein Haus und ein Teil des Dorfes verbrennen.

Der Widerspruch, den der Vater gegen die Wegnahme seines Kindes wahrscheinlich erhoben hätte, muß also, noch bevor er laut werden kann, verstummen. Frau Salome behält fortan Eilike bei sich. Die Sorge, die sich Scholten um Querian und das Kind gemacht hat, vor allem der Plan, mit dem er umging, sind durch den Lauf der Dinge nun freilich hinfällig geworden; daß er Schwanewede um Rat fragen wollte, war noch besonders vergeblich, denn er erhält die Nachricht, daß der Freund in seiner Stille und Einsamkeit vor einem Jahr auch still und einsam gestorben sei.

Trotzdem ist es dem Humor, der ihn gegen das Schlimme wappnet, und der Menschenliebe, mit der er die Folgen des Schlimmen abwehrt, zu danken, daß sich Eilike eine rettende Hand bietet und Frau Salome eine befriedigende Lebensarbeit erwächst. Der unrecht zurückgedrängten edlen Menschlichkeit wird also freie Bahn geschaffen.

Ein mehr ins Heitere schillerndes Gepräge hat die fünfte Erzählung der Krähenfelder Geschichten: Die Innerste. Obgleich in der Zeit des siebenjährigen Krieges in den Jahren 1759 und 60 spielend, läßt sie die Weltereignisse so fernab im Hintergrunde, daß man sie nicht geschichtlich nennen kann. Raabe ruft die Dichtung gleichsam zur Richterin auf, ob es nicht auch einmal die Gerechtigkeit fordere, daß der Schwache und der Unschuldige vor dem auf die Schwäche und die Unschuld rechnenden Bösen verschont bleiben. Es ist ein idyllisches Weben und Leben der Natur und der Menschen dort um die einsame Mühle der aus dem Harze rauschenden Innerste dicht oberhalb Sarstedt. Der junge Müller Albrecht Bodenhagen und seine liebliche, heitere Müllerin haben nichts zu thun mit dem Haß und dem Streit in der Welt. Und doch ist es nahe daran, daß ihr Frieden gestört werde. Die Sage geht, die Innerste schreie zuweilen und verlange ein Leben, — ein Menschenleben, wenn man ihr nicht ein schwarzes Huhn opfere. Alle Bodenhagen haben mit dem Glauben an diesen Spuk ringen müssen. Aber für Albrecht verkörpert sich der Fluß in Fleisch und Blut, in Doris Radebrecker, der rothaarigen, starken und wilden Tochter des kleinen, verhutzelten Buschmüllers von der oberen Innerste nach der Gegend von Grund hin. Um ihretwillen saß Albrecht eine Zeit lang in der Buschmühle fest; erst Werber, die ihn unter die Sol-

daten steckten, führten ihn fort. Ein düsteres, unehrliches Dasein fristet Radebrecker mit seiner Tochter, die sich zu rächen trachtet, weil ihr Platz in dem Herzen Albrechts von einer anderen eingenommen wird. Sie vereinigt in sich die Tücke, den Neid und die Rachsucht der Menschennatur. Nachdem sie mehrmals aus der Verborgenheit hinter den Büschen einen Blick in den Frieden der Sarstedter Mühle gethan und den schlimmen Schrei hat erschallen lassen, verbündet sie sich mit den Marodebrüdern zu ihrem Hauptanschlag. Albrechts ehemaliger, durch Verlust eines Armes zum Invaliden gewordener Korporal Brand aus Grund ahnt das Unglück und bemüht sich es zu verhüten. Am Weihnachtsabend vollführt Doris doch ihren Anschlag. Albrecht kämpft wacker, Brand hilft und wird tötlich verwundet, Doris kommt in dem Wasser des Flusses um. Zwischen dem treuen und ehrlichen Brand und der in der Wildnis der Berge verwahrlosten Doris kämpfen die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit gegen den Haß und die Bosheit. Daher wird die schöne Idylle der Sarstedter Mühle nur vorübergehend gestört. Aber jener Kampf ist ernst und düster genug, um die Gefahr, die drohte, erkennen zu lassen. Die wilde Innerste, die Tücke, der Neid und die Rachsucht, mußte ihr Opfer haben. Für Doris und Brand mag es gut sein, daß so danach alles zu Ende ist. Der junge Müller und seine Müllerin behalten auch ferner ihren Frieden und ihre Fröhlichkeit.

Von den drei übrigen Krähenfelder Geschichten ist die eine, die zweite der ganzen Sammlung, die historische Erzählung Höxter und Corvey. Der Tod ist in ihr der einzige Ruhegebieter einer stürmischen Zeit; aber es fehlt auch mitten in den Wirren nicht an der mildthätigen und

energischen Hülfsbereitschaft, die sich der unschuldig Wehrlosen annimmt. Die anderen beiden Erzählungen sind rein humoristisch.

Im Jahre 1879 ließ Raabe das Buch Deutscher Adel folgen. Der Zeithintergrund ist hier von dem in den früheren nicht geschichtlichen Dichtungen sehr verschieden. Bisher handelt es sich fast immer nur um die ersten Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen, vor allem die Sehnsucht des Volkes nach größerer Freiheit und nach politischer Einigung und die Klage über getäuschte Hoffnungen und über kleinstaatliche Engherzigkeit werden laut. Auch von dem Würgeengel des Hungertyphus ist im Vorübergehen die Rede, bei der Erwähnung von Kohlenau, wo Hans Unwirsch Hauslehrer ist, aber wegen seiner Parteinahme für die murrenden und meuterischen Arbeiter seine Stelle verliert. Nur ein paarmal, in einigen rein humoristischen Erzählungen und im Schüdderump, wird des Kampfes zwischen Italien und Österreich und des Krieges von Sechsundsechzig gedacht. Beachtenswert ist, daß bei der Annäherung Hennig von Lauens an Wien, in Erinnerung an den zur Zeit noch erst zukünftigen preußischen Feldzug, die Bemerkung unterläuft, alle — Unbefangenen in der Nation würden sich die Hände reiben über den Sieg, doch man wisse nicht, ob die Olympier wirklich mit ihrem Herzen an dem Kampfe um Ilion bebeteiligt wären.

Der Deutsche Adel spielt Ende 1870 und Anfang 1871. Ohne eine Verherrlichung der Geschichte zu sein, ist er doch wesentlich mit in Rücksicht auf den deutsch-französischen Krieg geschrieben. Ulrich Schenck steht vor Paris, wird bei Lagny verwundet und in das Lazarett einer kleinen Stadt an der obersten Donau gebracht. Dahin kommen dann aus Berlin

Ulrichs Mutter und Doktor Wedehop, die in dem Hause des Arztes Winckelspinner gastliche Aufnahme finden, wo schließlich auch Ulrich seine volle Genesung abwartet. Alldas hat einen ernsten politischen Sinn. Winckelspinner, der Wedehop von früher her kennt, nennt diesen in scherzhaft versöhnlichem Tone einen verflixten Nationalvereinler, Bettelpreußen und Erfolganbeter. Der Süden und der Norden kommen nicht bloß zusammen, sondern schließen auch über die wenigen Besuchswochen hinaus Freundschaft fürs Leben. Der Schwabe hütet und pflegt und heilt den Berliner. Nachdem sich an der mittleren Donau vor vier bis fünf Jahren deutsche Brüder entzweit haben, blüht an der oberen Donau nun Friede und Eintracht auf. Und während wir um das Krankenbett des verwundeten Kriegers den herzlichen schwäbischen Dialekt vernehmen, schallt um die Bier- und Mittagstische in Butzemanns Keller in der preußischen Hauptstadt echtes Berlinisch. Die erregte Zeit schickt ihre Wogen auch hier herein: Butzemann Vater und Sohn haben unter ihren Gästen ihren Bismarck und Moltke, Simson, Virchow und Lasker und andere, die sie in Spaß und Begeisterung so taufen; sie haben ihre schwerer und leichter Verwundeten, die am Krückstock oder den Arm in der Binde oder mit umwickeltem Kopfe erscheinen.

Daher ist es nicht zufällig, daß die Erzählung Deutscher Adel heißt. Gerade im Hinblick auf die Jahre 1870 und 71 soll der Kern des deutschen Gemütes und Geistes enthüllt werden. Manchem Hoch- und Edelgeborenen, manchem Wissens- und Bildungsstolzen mag diese Enthüllung recht wenig behagen. Dennoch trifft sie das Richtige. Die Klavierlehrerin Natalie Ferrari, die den Exekutor Trute in des abwesenden Ulrich leere Stube geleitet und doch Ulrichs

Treue zu schätzen weiß, die des Lebens Mühen von Grund aus kennen lernt und trotzdem zu lachen versteht, — Ulrich, der reich begabte, stets heitere, dem der Ernst des Daseins und der Wert Natalies im Feldlager vor Paris aufgehen, — Ulrichs Mutter, Natalies Hort, die Professorin Marie Schenck, die klar und ruhig und frei ihren Weg geht, — der Leihbibliothekar Karl Achtermann, der zu Hause unter dem doppelt drückenden Pantoffel von Frau und Tochter sich krümmen muß, aber in seinem Laden mit seinen Büchern ein sonniges Leben der Phantasie lebt, — der Humorist Doktor Wedehop, der Übersetzer ausländischer Litteratur, der das Schlimme der Welt kennt und um so bereiter ist, seine ärmliche Habe für die Leidenden hinzugeben, — der lustige Schwabe Winckelspinner, — der vierschrötige, dennoch menschenfreundliche Kneipwirt Butzemann, — die wackere Krankenpflegerin und Totenfrau Blanka Naucke: alle läßt Raabe uns so sympathisch werden, daß wir uns gern und freudig zu der Nation bekennen, zu der sie gehören. Es ist aber nichts einseitig Deutsches, sondern gleichsam der Beruf unseres Volksgemüts für die Menschheit, was so zum Ausdruck kommt. Als Natalie Ferrari bei und mit ihrem Vater in höchster Not ist und allseitig Hülfe zuströmen sieht, sagt der Dichter: „Sie legte die Stirn an die Fensterscheiben und weinte. Es war aber ein adelig stolzes Gefühl von Kraft und Weisheit in den Thränen und in dem Überlegen, wie viel Kraft und Weisheit doch unter den wunderlichsten Hüllen rundum auf Erden sitze, gehe und stehe und überall lächelnd die treue offene Hand herhalte.“ Sein Buch, meint Raabe, bewege sich zwischen dem Gebiete des soliden alltäglichen, bürgerlichen Menschenverstandes und dem unendlichen Reiche des Abenteuers; frei hindurch gingen alle, die Glück beim

Schmuggel nach Avalun hätten, die auf Seitenpfaden sich durch die Waldwildnis zwängen und geduckt bei Nacht durch die Heide schlichen.

Derselbe Humor, der den Dichter den Hungerpastor, Abu Telfan und den Schüdderump schreiben hieß, bethätigt sich auch in Wedehop und Achtermann, in Natalie und Ulrichs Mutter. Tausend Einzelheiten tragen den Stempel echter humoristischer Stimmung. Wie prächtig ist es z. B., wenn Wedehop es veranlaßt, daß sich Achtermanns Tochter Meta mit Butzemann junior verlobt und Mutter und Tochter dadurch in eine rosige Laune versetzt werden, in der sie die Zügel des alten Achtermann weniger straff anziehen, weshalb dieser freieren Aus- und Eingang in seinem Hause erhält und Natalie in ihrer Angst beistehen kann! Als nämlich Frau Professorin Schenck und Wedehop bei Ulrich und Winckelspinner an der oberen Donau weilen, liegt der ziellos phantastische und verkommene Vater Natalies, nachdem er plötzlich aus der Fremde zurückgekehrt ist, ohne Aussicht auf Besserung krank und verrückt darnieder. Trotz Pflege und Bewachung gelingt es ihm, zu entwischen. Die Polizei soll eben nach ihm in Bewegung gesetzt werden, als Ulrich mit seiner Mutter und Wedehop heimkommt. Der junge Butzemann findet ihn schließlich, und in Butzemanns Keller stirbt er. Beide, Natalie und Ulrich, sind durch Leiden gereift und geweiht; sie wissen aber, daß es nicht nur Leiden, sondern auch herzliche und thätige Teilnahme giebt — die Alten, Frau Professorin Schenck, Wedehop, Achtermann und Butzemann, offenbaren es ihnen —, Teilnahme besonders bei denen, die es erprobt haben, daß nicht draußen in der Welt, sondern innen im Herzen der Quell des Glückes zu suchen ist.

Vergleicht man den Deutschen Adel mit dem Meister

Autor, dem Wilden Mann, Höxter und Corvey, Frau Salome und der Innerste, so ist ein Unterschied nicht zu verkennen. Während die schmerz- und entsagungsreiche Welt- und Lebensanschauung der Trilogie in diesen Erzählungen so wirkt, daß Zum wilden Mann überhaupt auf geistige Erhebung verzichten, Meister Autor, Höxter und Corvey, Frau Salome und Die Innerste sie nur wie unter der Oberfläche verborgen oder wie im Sonnenglanze bei nahem Gewittersturm empfinden lassen, giebt Deutscher Adel sie wieder frei, an Drei Federn erinnernd, ja doppelt frei, national deutsch und allgemein menschlich. Aber der Form nach, die im Meister Autor nur deshalb glatt scheint, weil diese Dichtung Berichte und Schilderungen in erster Person darbietet, und die in den anderen Erzählungen zuweilen zu tadeln ist, da sie hier und da allzu sehr den epischen Gang durch Nebenbetrachtungen unterbricht, gehört der Deutsche Adel ganz zu dem Meister Autor und den Krähenfelder Geschichten. Im übrigen ist Raabe formell hier auf der in der Trilogie gewonnenen Höhe geblieben. Der Erzählungsinhalt selbst ist vielfach episodenhaft, ja man könnte leicht nachweisen, daß es dem Meister Autor, Höxter und Corvey, Frau Salome und dem Deutschen Adel überhaupt an einer bestimmten Haupthandlung fehle; trotzdem ist überall Einheit durch die Idee vorhanden. Im Meister Autor hat auch das scheinbar Fernste auf Getrud Tofote Bezug, nicht bloß obgleich, sondern gerade weil diese ein nicht an und für sich, vielmehr erst vom Standpunkte Kunemunds der Teilnahme wertes Schicksal hat. Im Wilden Mann zielt jede Einzelheit auf den Schluß, auf die unter dem Scheine der Harmlosigkeit von Dom Agostin Agonista verübte Vernichtung Kristellers

ab. Von Höxter und Corvey war über die Komposition schon im dritten Kapitel die Rede. In Frau Salome ist die Jüdin der alle hellen und dunkelen Strahlen in sich vereinigende Brennpunkt, da sie Scholten Gelegenheit giebt, die Größe seines Humors zu bethätigen, und berufen ist, an Eilike die von der Welt an Querian verschuldete Unbill zu sühnen. In der Innerste erläutert jede That und jedes Ereignis die sinn- und rechtvolle Bedeutung, die der Untergang Doris Radebreckers hat. Im Deutschen Adel endlich verbürgen Natalie und Ulrich Erneuerung und Fortdauer des Humors und der Seelentiefe, die das ältere Geschlecht durch sich selber und jenen helfend bekundet. Diese Einheiten in den Ideen sind freilich etwas, für das ein Verständnis, auch wo es erwartet werden dürfte, leider nicht immer anzutreffen ist. Die Schuld indes fällt dann nicht auf den Dichter, dem das Recht zusteht, eine neue, der Sache und der Auffassung angemessene Form zu erfinden, sofern er ihrer Meister zu werden vermag.



Zehntes Kapitel.

Alte Nester.

Das Buch vom Deutschen Adel unterscheidet sich in der Grundstimmung, die es bekundet, und in der Gesamtwirkung, die von ihm ausgeht, nicht allein von dem Meister Autor und den Krähenfelder Geschichten, sondern in etwas auch von dem Hungerpastor, Abu Telfan und dem Schüdderump. Es thut dies nicht durch die freiere geistige Erhebung, die es, verglichen mit den ihm am nächsten vorangegangenen Erzählungen, gewährt; darin stimmt es vielmehr mit der Trilogie überein. Auch das Leid, das die Personen an sich und an anderen erfahren, ist im Wesen dasselbe; denn obgleich Natalie Ferraris Vater nicht so geschildert wird, wie wenn er über das mittlere Maß des Menschlichen sehr hoch hinausragte, ist doch, was ihn Schiffbruch erleiden läßt, der flache und breite, weithin verzweigte Lebensstrom, der alles Ungewöhnliche und besonders jeden unrentabelen Überschuß an Phantasie in seine Seichtheit niederzuziehen strebt. Aber auf dergleichen wird mehr von fern und beiläufig hingezeigt, einzig Natalies Angst

und Not wird ausführlich behandelt. Im übrigen treten fast nur die reinen, guten und edlen, trotz des Weltwiderstandes in Ewigkeit unverwüstlichen, ihn auch zu überwinden fähigen Eigenschaften des Menschenherzens hervor; wogegen die Trilogie zwar ebenfalls sie verherrlicht, jedoch erst, nachdem sie sie bis ins Tiefste vor äußerer feindlicher Übermacht hat erzittern lassen, und deswegen Bild um Bild die Furchtbarkeit dieser Feindschaft aufrollt. Ähnlich, ja noch in größerem Maße milder, lebensfreudiger sind alle folgenden Dichtungen Raabes. Man darf von hier an daher eine neue, dritte Periode des Raabeschen Schaffens datieren.

Sie ergiebt sich aus einer folgerichtigen Entwicklung der in der Trilogie vertretenen Auffassung von der Welt und dem Leben. Dort tragen die Personen ihr inneres Glück unter dem ihnen von außen aufgezwungenen Kampf und Schmerz. In ihrer Seele herrscht, nur soweit sie für sich allein sind, nicht in ihrem Lebensgefühl überhaupt, Gleichmaß und Friede, die sie erst mit Zurückziehung von der Welt finden, wie Frau Claudine in der Katzenmühle, Antonie Häußler im Augenblicke des Todes. Die wunderbar erhebende Harmonie der drei Romane ist das Werk der die Ereignisse aus gewisser Ferne in sich sammelnden Anschauung des Dichters, der aber von den beiden in ihm wirksamen Faktoren, der Poesie und dem Humor, seinen Personen selbst, wenigstens gerade den besten und leidvollsten, bloß die Kraft zu dichterischem Aufschwunge zuteilt. Vermöchte sich unter denselben Umständen nun der Humor nicht allein in der Anschauung, sondern auch in der Bethätigung des Lebens zu bezeugen und zu behaupten, so würde das Gefühl des Schmerzes und der Entsagung, das ohne ihn wie ein Schatten den beglückenden Glanz der Ideale dämpft, ja trübt, in der

milden, verklärenden Ruhe inneren Gleichmutes selber Ruhe und Aussöhnung finden. Eben darin besteht die Wendung, die Raabes Dichtungen mehr oder weniger von jetzt an nehmen.

Es geschah sofort in einem größeren Roman, der 1879 erschien und den Titel führt: Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten. Er ist wieder eine Erzählung in erster Person, der Verfasser nennt sich Fritz Langreuter. In den Anfangsworten wird der Hauptinhalt des Ganzen angedeutet. Es heißt: „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum.“ Die Alten Nester erzählen in der That von einfachen, sich in der Stille vollziehenden Begebenheiten — und doch von der Schönheit, die sich dem dichterischen Sinn erschließt, von dem Glück, das der freien und innigen humorvollen Herrschaft über die Dinge erblüht, von dem Heldentum, das sich sein Leben thatkräftig selbst gestaltet.

Wohl in nichts ist sich Raabe in den vielen Jahren seines Dichtens treuer geblieben als in der Bevorzugung alter, lauschiger Orte. Er spinnt um sie seine zartesten poetischen Gewebe und schüttet viel von dem Reichtum seines schönheitsvollen Geistes über sie aus. Aber erst in den Alten Nestern läßt er es, wie schon der Name anzeigt, zu besonderem Ausdrucke kommen, daß das Poetische ihm mit dem Altertümlichen fast identisch ist. Die alten Nester sind das Schloß Werden und der nicht weit davon in dem Dorfe Bodenwerder gelegene Steinhof. Jenes gehört im Anfange der Erzählung dem Grafen Friedrich Everstein, dieser dem jungen, frühe verwaisten Vetter Just Everstein,

der einer aus freien Stücken ins Bauerntum zurückgekehrten Abzweigung der Familie entstammt. Beide Orte mit dem, was dazu gehörte und einst dort vorging, leben gleich einem schönen Märchenreich in des Erzählers Erinnerung, die nicht bloß, wie in der Chronik der Sperlingsgasse gesagt wird, echtes Glück gewährt, sondern auch wahre Dichtung bedeutet. Fritz Langreuter schreibt: „Das süße Mondlicht schläft auf allen Hügeln in der Ferne der Erinnerung für den rechten Menschen: die Sonne mag ihm noch so häufig hell und scharf aufgegangen sein im Leben.“ Darum gelingt ihm die Schilderung seiner und seiner Spielgenossen Kindheit so herrlich. Er ist bei Schloß Werden im Hause des Försters Sixtus mit dessen Kindern, Ewald und Eva, und mit Irene, der Tochter des Grafen Everstein, aufgewachsen. Die Spiele im Freien, — im Gemüsegarten, — um den sechsfach geteilten Nußbaum mit Irenes Ruhe, Evas Höhe, Friedrichs Lust und Ewalds Heim, — die Überfahrt über die Weser, geleitet vom alten Fährmanne Klaus, — der Besuch bei dem Vetter Just — und anderes: alles atmet Frohsinn und Sorglosigkeit. Ewalds Vater, der sein Lieblingsbuch, eine alte Lebensbeschreibung des Papstes Sixtus V. von Gregorio Leti, als seinen kostbarsten Schatz hütet, — Mademoiselle Martin aus Nanzig, Kammerfrau der verstorbenen Gräfin Everstein, dann teilweise Miterzieherin Irenes, zu der sie auch später in Treue hält, — Jule Grote, die zu jedem Dienst und jedem Opfer bereite Gehülfin Just Eversteins, den sie wie eine Mutter liebt, und der wie ein Sohn an ihr handelt: sie sind die guten Geister der alten Zeit in dem Reich um das Schloß und den Steinhof. Aber es ist hier wie überall in der Welt, das Alte schwindet allmählich dahin. Weder der Graf noch Just sind imstande

ihr Besitztum zu wahren, weil sie nicht mit der Habgier und der Hinterlist, denen jeder Geschäftsvorteil recht ist, zu rechnen verstehen. Besonders Just ist, was man so nennt, ein verrückter Kerl, ein den Leuten in namenlose Weite entrückter Mensch. Er lernt aus dem Broeder Lateinisch und gerät in geheimes Entzücken, als er den pythagoreischen Lehrsatz begriffen hat. Dem Grafen, der einem Gehirnschlag erliegt, und Just werden das Schloß und der Steinhof aus den Händen gewunden. Just geht mit einem Teile von Jules Geld nach Amerika. Unterdessen heiratet Irene ohne Liebe einen Wiener Freiherrn und wohnt nach dem Tode ihres Mannes mit ihrem kranken Kinde und Mademoiselle Martin in Berlin. Ewald ist Ingenieur in Irland, und Fritz Langreuter lebt in Berlin als Privatdocent, mit mittelalterlichen Geschichtsquellen beschäftigt, ohne übrigens von Irene etwas zu wissen. Nur Eva ist daheim bei ihrem Vater geblieben. Zwei aus der kleinen Schar der ehemaligen Spielgenossen arbeiten in der Stille daran, das Verlorene zurückzugewinnen. Was Ewald in die Ferne trieb, war ein durch den Standesunterschied zwischen ihm und Irene geweckter, mit Zweifeln am eigenen Werte gemischter Stolz, der den Unterschied austilgen und die Zweifel dadurch überwinden wollte. Fast gleichzeitig kommen er und Just wieder nach ihrer Heimat. Der eine ist in Irland, der andere in Amerika zu solchem Reichtum gelangt, daß jener Schloß Werden, dieser den Steinhof hat kaufen können. Jule Grote prangt bereits, nachdem sie wie eine Braut eingeholt worden, in ihrem früheren Walten und Wirken, als Just in Berlin weilt, um Irene, deren Kind inzwischen stirbt, und Mademoiselle Martin auf den Steinhof mitzunehmen. Ewald und Fritz reisen ihnen nach. Die jetzt folgende Entscheidung der Zu-

kunft aller Beteiligten geschieht im Sinne der Raabeschen Auffassung von dem zuverlässigsten Mittel, Poesie zu schaffen, zu bethätigen und zu bewahren. Wenn Fritz Langreuter sich daheim, d. h. in dem Hause seines Pflegevaters, des alten Försters, fremd fühlt, — wenn er am meisten es in dem Augenblicke empfindet, in dem er nach dem Steinhofe einen Brief Ewalds nachgesandt erhält mit der Kunde, Sixtus sei bei Beaufsichtigung der Holzfäller von einem Aste am Rücken getroffen und von den Hüften an gelähmt, wobei hinzugefügt wird, es sei besonders in dieser Zeit zu bedauern, weil Eva Besuch habe, — wenn also Fritz auch von den anderen als Fremdling angesehen wird, so erscheint dies halb selbstverständlich nach so vielen Jahren der Unterlassung fast jeder Beziehung zur Heimat. Indes Ewald hat ebenso wenig Freude an seinem Schloß, weshalb er es Just überläßt, der es als Material für die neue Brücke nach Bodenwerder verwenden will. Nachdem sich Irene und Ewald an der Leiche des alten Sixtus endlich gefunden haben, beschließen sie daher nach Irland zu gehen. Nur Just, der sich mit Eva verlobt hat, genießt von neuem und besser Befriedigung und Glück zu Hause. Ewald hat keinen Anspruch von früher her auf Schloß Werden und hat sich in seinem innersten Wesen verändert; hingegen die Eversteins sind Alteingesessene des Steinhofes, und Just ist trotz Amerika derselbe geblieben, der er war. Ähnlich ist der Unterschied zwischen Irene und Eva. Die Verbindung mit der Vergangenheit, die bei der einen durch ihre schmerzlichen Erfahrungen in Wien und Berlin gelockert ward, ist bei der anderen durch ihren immer vollkommener sich entwickelnden, auf ruhiges, geräuschloses Schaffen angelegten Charakter, in der liebevollen Sorge für ihren Vater noch fester geworden.

Gerade darin gipfelt die eine Seite der Idee des Romans, daß die volle Dichtung in die Wirklichkeit einkehrt, wo nicht bloß das Alte in den Dingen bewahrt, sondern auch der Mensch selbst, wie er einzeln aus dem Sein hervorgeht, sich und den Dingen treu bleibt. Deshalb wird von Just und Eva gesagt, sie seien einst am ruhigsten gewesen und würden sich am längsten jung erhalten.

Was ist nun bei alldem die den Erfolg verleihende geistige Kraft? Denn die Verkörperung der Dichtung im Leben ist in dem gegenwärtigen Falle das Ziel; Motiv ist sie nur, sofern kein Ziel erreicht werden kann, das nicht in seiner Gestaltung vorschwebt. Woran man zuerst zu denken hat, ist ohne Zweifel der Heldenmut, den Ewald und Just durch ihren Entschluß beweisen, das in der Fremde zu erringen, was sie daheim versäumt oder gar verloren haben. Ewald zeigt freilich als Knabe Kühnheit genug, um es leicht erklärlich zu machen, daß er plötzlich mit energischem Sinn ein Werk angreift, vor dem sehr viele zurückschrecken würden; aber indem er die vertraute Heimat gegen die unsichere Fremde austauscht, ist er im Hinblick auf sein hohes Ziel sich bewußt, es unbedingt auch erreichen zu wollen und zu müssen. Ebenso groß erscheint Just; er, der über dem Broeder und dem Pythagoras Felder und Wiesen vergaß, kann nur durch eine erstaunliche, siegesgewisse innere Aufraffung, die allerdings bei so stillen, in sich gekehrten Naturen besonders in Zeiten und Augenblicken der Not und Gefahr sich ereignet, dazu gelangen, nicht bloß ein tüchtiger Schulmeister unter den Kolonisten des Westens, sondern zunächst und hauptsächlich ein echter und rechter Farmer zu werden. Dabei ergiebt sich unwillkürlich eine Vergleichung mit Fritz Wolf und Eva Dornbluth aus Poppenhagen. Zweck und Mittel

der heroischen That passen sich in den Alten Nestern besser als in den Leuten aus dem Walde dem Adel der Charaktere an. Das Ringen nach Reichtum aus Liebe zu Menschen und Heimat steht höher als die Jagd nach Gold um der Aufregung willen. Nur Eva Dornbluths einsames tapferes Warten ist jenem Ringen ebenbürtig. Außerdem gewinnen gewissermaßen Ewald und Just der Hinterlist und der Herzlosigkeit den erschlichenen Raub wieder ab. In einem wichtigen Punkte aber steht das Heldentum Ewalds und Justs hinter dem der Kinder aus dem Winzelwalde zurück: es fehlt ihm an der nicht weniger in die That selbst als in deren Zweck ganz aufgehenden Begeisterung, die jedem wahren Heroismus zu teil ist. Daher erreicht Ewald auch streng genommen sein Ziel nicht; er läßt ja die Absicht, durch Schloß Werden Irene und für Irene Schloß Werden zu gewinnen, aus eigenem Entschlusse fallen. Just muß ihm sogar zu Hülfe kommen, damit er sich im Besitze Irenes freudig und frei fühle. Erst das Versprechen, daß das Schloß niedergerissen und für die Brücke nach Bodenwerder benutzt werden solle, nimmt ihm die Last von dem ab, das zu dem Zweck seiner jahrelangen heldenhaften Entsagung und Arbeit gehörte. Wenn das Schicksal Justs harmonischer ausgeht, muß der Grund dafür deswegen wohl noch in etwas anderem als allein in der heroischen That gesucht werden. Diese geschieht nämlich bei dem Besitzer und Wiedererwerber des Steinhofes gleichsam im Schutz und unter der Führung des Humors, der dem zum Manne gereiften Ewald nicht immer so unbedingt zur Verfügung steht, obgleich seine Knabenjahre das Gegenteil zu versprechen scheinen.

Der Humor ist also die Kraft, die zur Erfüllung der Dichtung im Leben leitet. Man muß besonders dabei die

Entwicklung beachten, die er in den Einzelnen nimmt. Das erste Buch des Romans zerfällt in zwei Teile, von denen der eine die Kindheitsgeschichte der Hauptpersonen enthält und mit der Erzählung vom Tode des Grafen Everstein endigt. Ewald und Irene ragen durch ihre Jugendlust am meisten hervor; Just, schon über die Knabenjahre hinaus, und Eva leben mehr still in sich selbst; Fritz Langreuter ist eine gute Durchschnittsnatur. In weitem Sprunge wird dann zu einer fünfzehn bis zwanzig Jahre späteren Zeit übergegangen. Just taucht in Berlin auf und bekennt am Schluß, er wisse jetzt, daß ihn Eva stets lieb gehabt habe. Er ist die Hauptperson; Ewald befindet sich fern in Irland, — was ihn dorthin bannt, bleibt noch in Dunkelheit; und für Fritz Langreuter bringt die Berührung mit den Menschen seiner Heimat und seiner Kindheit etwas, das ihm inzwischen fast fremd geworden ist. Auch das zweite Buch des Romans kann man in zwei Teile zerlegen. Der erste schließt mit der Verlobung Justs, womit sein und Evas Leben und Streben fortan die Bürgschaft ihres Glückes besitzen. Ewald besucht das Schloß und erlangt die Versöhnung seines ihm wegen seiner Untreue gegen die Heimat zürnenden Vaters; Fritz sieht ein, daß er nicht mehr zum Reiche der alten Nester gehört. Im zweiten Teile ist Just nicht allein an sich, sondern auch für die anderen die Hauptperson. Er bringt Ewalds und Irenes Los zur Entscheidung; und Fritz kann nur noch die Konsequenz seiner Einsicht ziehen, nach Berlin zurückkehren und ihrer aller Biograph werden. Justs und Evas stetiges Aufsteigen zur Höhe, Ewalds und Irenes Hindurchringen bis an die Schwelle eines neuen gemeinsamen Lebens und Fritz Langreuters Endigen in Resignation: das ist das Thema der Alten Nester. Alle drei

oder fünf Lebensläufe aber dienen dem gleichen, sie innerlich verbindenden Zweck in verschiedenen Abstufungen. Zu unterst steht Fritz. Für ihn giebt es wesentlich nur Verlust, den Verlust seiner Kindheit und seiner Heimat. Die Erinnerung ist ihm die einzige Poesie und das einzige Glück; sie ist es aber durch die Teilnahme, die er den anderen darbringt, und durch den freien Verzicht, zu dem er sich für sich selbst versteht. Dies ist kein starker, doch heilsam ruhiger Humor. Wenn Raabe ihn schreiben läßt, er habe es am besten, da für ihn nicht wie für die anderen von neuem das Lebensrad anfange sich zu drehen, so läßt er entweder absichtlich ihn sich in Täuschung wiegen, oder er täuscht sich selbst über ihn. Denn schon Ewald und Irene haben ein besseres Schicksal. Sie machen es allerdings gerade umgekehrt; außer der Liebe, die sie verbindet, lösen sie jedes Band, das sie an die Vergangenheit knüpft. Sie richten ihren Blick und ihre Hoffnung ganz auf die Zukunft. Da ist also keine Spur von Verzicht. Aber dem Humor fehlt die volle Freiheit, die ihn befähigt in jeder Lage sich zu behaupten; er kann mehr nur die Trauer und die Enttäuschung über das Vergangene bezwingen; was nicht sowohl eine Kritik des Dichters wie ein Urteil über das fragliche Schicksal besagen soll. Der Dichter hat ja, woran es dort mangelt, in Just und Eva verwirklicht. Just ist der eigentliche Humorist und der größte Charakter der Alten Nester. Was an ihm zunächst auffällt, ist seine äußere Unbeholfenheit, ja fast Plumpheit. Als die Kinder Ewald, Irene, Fritz und Eva nach Bodenwerder kommen und ihn am Wege müßig auf einem Steine hocken finden, macht er fast den Eindruck eines Stumpfen und Blöden. Aber er wartet auf menschliche Schicksale. Es keimt und knospet in seinem Geiste,

langsam, unmerklich. Es bildet sich eine innere Welt voll erfreuenden Lichts und belebender Wärme, die harrt, sich nach außen zu kehren, mit Licht und Wärme die wirkliche Welt zu durchdringen. Darum geht vorläufig vieles an ihm vorüber, dessen er nicht gewahr wird. Er gesteht es selbst später ein, als er Fritz erzählt, daß er Evas Liebe früher niemals bemerkt habe. Die einzige, die von Anfang an eine Ahnung von seinem wahren Werte hegt, ist Jule Grote. Nicht bloß weil sie seiner Mutter versprochen hat, bei ihm zu bleiben, so lange er sie behalten will, — auch weil sie um seiner selbst willen auf ihn vertraut, giebt sie den größten Teil ihrer Habe ihm mit nach Amerika. Vielleicht kommt bis dahin sein stilles und selbstzufriedenes Lachen halb unbewußt aus ihm; als er darauf den Entschluß faßt, auszuwandern, damit er den Steinhof wiedererwerbe, hört dies auf. Es ist eine Heldenthat, die er unternimmt, gerade für ihn. Aber so widerspruchsvoll es auch klingen möge, sein Humor ist sein Heroismus. Man sieht ihn in seiner Unbeholfenheit stehen, mit geschnürtem Ränzel, die erstaunten Gesichter um ihn betrachten und — grinsen: Ihr denkt, ich gehe die Welt erobern? Nein, ich will nur den Steinhof. Das ist der Humor, der über Pinnemann triumphiert, aber auch ohne Pinnemann sich bewähren würde, da Just von Anbeginn darauf aus ist, sein Phantasiebild der Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selbst in Einklang zu setzen. Als er zurückkehrt, wird seine Größe völlig offenbar. Wer möchte z. B. sich Mademoiselle Martin ins Haus holen mit der Voraussicht, sie sich mit Jule in den Haaren liegen zu sehen? Er thut es und freut sich obenein noch darauf. Und es geht wie von selbst von dem Hauch seines Geistes etwas sowohl auf Fritz wie auf Ewald und auf Irene über. Dem

einen hilft er die Kraft gewinnen, zu resignieren ohne zu grollen, den anderen giebt er den Mut, von neuem Lebensfreude zu schöpfen. Dies kann zugleich als ein Zeichen gelten, daß er und Eva sich in dem Frieden ihres Steinhofes und in der Ruhe ihres Herzens dem Andringen auch der schlimmsten Mächte gewachsen fühlen, ohne der Welt aus dem Wege gehen zu müssen. Ihr Friede und ihre Ruhe bestehen in der schönen, dichterischen Innerlichkeit, die mehr und mehr in ihnen gereift ist, — durch die sie Heimat und Kindheit weniger in der Erinnerung genießen als in die Zukunft ganz mit hineinnehmen, — die ihr Vertrauen auf die Zukunft aus der Vergangenheit schöpft. Denn es ist die andere Seite der Idee des Romans, daß jene Innerlichkeit im thätigen, schaffenden Leben wirksam zu werden vermag auf der Höhe des freien, die Schwächen, die Mühen und die Leiden des menschlichen Daseins bewußt und getrost ertragenden Humors.

Durch die Idee ist auch wieder die sonst sehr auffallende Komposition bedingt und gerechtfertigt. Warum geschieht der plötzliche Sprung über fünfzehn bis zwanzig Jahre hinweg in der Mitte des ersten Buches, wogegen die im zweiten Buche erzählten Vorgänge sich dem, was voraufgeht, ohne Unterbrechung anschließen? Nicht auf das in den fünfzehn bis zwanzig Jahren Geschehende selbst, sondern bloß auf dessen Ergebnisse kommt etwas an; und das erste Buch führt das Leben der Hauptpersonen bis zu dem Punkte, wo jedes bereit und bestimmt ist, die seine Zukunft entscheidende Wendung zu nehmen, die dann im zweiten Buche erfolgt. Wie also nichts Wichtiges und Notwendiges fehlt, so kommt auch keine Abschweifung von dem Thema, kein Hereinziehen von Nebensächlichem vor, außer dem Intermezzo mit dem

gegenwärtigen Stadtrat von Finkenrode Max Bösenberg, das ohne Kenntnis der Kinder von Finkenrode nicht einmal recht verständlich ist.

Die Alten Nester stehen daher in der Komposition nur wenig dem Hungerpastor, Abu Telfan und dem Schüdderump nach. Durch ihren Inhalt übertreffen sie diese sogar in gewisser Hinsicht: durch die Objektivierung des die poetische Durchdringung des Lebens bewirkenden und schützenden Humors neben der auch in der Trilogie vorhandenen Objektivierung dieser Durchdringung selbst. Die Zusammengehörigkeit beider, die sich in der Trilogie bloß mittelbar aus dem Geiste des Dichters zu erkennen giebt, folgt in den Alten Nestern unmittelbar aus den handelnden Personen. Wenn Raabe trotzdem hier keine noch größere Meisterschaft als in den früheren drei Romanen bekundet, so ist die Einführung des Heroischen schuld daran. Denn obwohl dieser Umstand an und für sich erst recht einen Vorzug bedeuten würde, wird solcher doch wieder durch die Unzulänglichkeit, die den Entschlüssen und Thaten Ewalds und Justs nach der Seite des Heldenhaften hin leider innewohnt, aufgewogen. Der Fall ist im letzten Ergebnis derselbe wie in den Leuten aus dem Walde. Es ist sogar zweifelhaft, ob nicht für das Gesamturteil das Fehlen der vollen Begeisterung bei Ewald und Just verhängnisvoller sei als die unzureichende Würdigkeit des verfolgten Ziels bei den Kindern des Winzelwaldes. Das kühne Auswanderungsunternehmen Justs hängt glücklicherweise so innig mit dessen Humor zusammen, daß jener Mangel an ihm nicht ebenso wie an dem Unternehmen Ewalds fühlbar wird.

Es bleibt noch übrig, eine Bemerkung über die Beziehung des Altertümlichen zur Poesie zu machen. Man

muß unterscheiden, ob der Dichter gern im Altertümlichen das Poetische herauskehrt, was Raabe sonst that, oder ob er geflissentlich jenes als dieses ansieht, was Raabes Fall in den Alten Nestern ist. Es wäre ein Fehlgriff, nur in Vergangenem und Altem, wie es in unserer Erinnerung lebt, Dichtung zu suchen. Denn das Wesen der Dichtung hat überhaupt nichts mit Vergangenem und Altem als solchem zu schaffen; es kommt darauf an, Dichterisches überall in den Dingen, auch in der Gegenwart und im Neuen, zu finden. Aber das Alte gehört sehr oft ebenfalls zu dem Gegenwärtigen. Was es uns dann, sofern es im übrigen die Bedingungen der Poesie erfüllt, so leicht in deren Lichte erscheinen läßt, ist in der That sein Alter, weil dieses zu einem Symbol des Beständigen, Ewigen wird. Nicht anders ist das Altertümliche in den Alten Nestern dichterisch verklärt. Es kann da also nichts eingewandt werden. Nur ein einziges Mal wird absichtlich vom Standpunkte der Dichtung die Vergangenheit als das Gute in Gegensatz zur Gegenwart als dem Schlechten gebracht. Seit 1838, sagt Fritz Langreuter, als der Freiherr von Münchhausen den Baron Schnuck-Puckelig als Syndikus bei seiner Luftverdichtungs-Aktiengesellschaft angestellt habe, sei ein ungeheurer Fortschritt geschehen; die Bauern würden die Herren Ökonomen genannt, die Jungfern ließen sich mamsellen, und Fräulein Emerentia von Schnuck-Puckelig sei eine Wahrheit geblieben, die Tochter vom Oberhof zum Phantasiebild geworden; der treue Eckart, Karl Lebrecht Immermann, habe vergeblich gewarnt. Kommen solche Andeutungen auch schon früher vor, z. B. die Strumpffabrik in dem Letzten Recht, so erhält doch dergleichen hier des Ideenzusammenhangs wegen ein größeres Gewicht. Das soziale Urteil ist richtig.

Aber es muß bemerkt werden, daß es dies ist, weil es sich in den Grenzen eines besonderen Falles hält. Es wird sich zeigen, daß die in den Alten Nestern so tadellos schöne Verherrlichung des noch fortbestehenden oder im Schwinden begriffenen Alten in den nächsten Dichtungen Raabes häufiger wiederkehrt und sich dann auch zu einer mehr allgemeinen Abweisung dessen versteigt, das neu im Zeitgeiste aufkeimt.



Elftes Kapitel.

Das Horn von Wanza. Fabian und Sebastian. Prinzessin Fisch. Villa Schönow. Pfisters Mühle.

Nachdem Raabe in dem Zusammenwirken des Humors und der Dichtung beide als die Faktoren geschildert hatte, die das wahre Glück in der Entsagung, dem Schmerz und dem Leid des Lebens gewähren, führte er dies in den folgenden Erzählungen besonders aus. Die ersten fünf Dichtungen nach den Alten Nestern bilden eine Gruppe für sich, in der in auffallender Übereinstimmung in verschiedenen Variationen dasselbe Thema vom Wert des Poetischen, vor allem von dem Werte der das Poetische schaffenden Phantasie immer wiederkehrt. Im allgemeinen Sinne des Wortes ist vielleicht Phantasie bei allen Menschen der letzte Grund jedes Wissens und Wollens, sofern stets das Streben vorliegt, die Dinge so zu sehen und so zu beeinflussen, daß sich die Wirklichkeit in Übereinstimmung mit den inneren Trieben ergiebt. Aber im engeren und besseren Sinne wird man von Phantasie sprechen, wo diese Triebe sich eines idealen Zweckes und Zieles bemächtigen. Und auch hier ist es zweierlei, ob die Zwecke und Ziele in der betreffenden Sache selbst enthalten oder mit ihr nur verbunden sind. Z. B. der das Sein

oder einen Teil davon in Begriffe zerlegende Forscher schöpft seine Begeisterung nicht aus den einzelnen Inhalten seiner Probleme, sondern aus seinem Streben, einen tieferen, Begreifen und Erfinden erweiternden Blick in das Walten der Welt zu thun. Hier ist nicht das Ergebnis des Strebens, bloß das Streben selbst Poesie. Denn in der besondersten Bedeutung des Wortes ist Dichtung vorhanden, wo sich die subjektive Bethätigung mit der objektiven Hervorbringung deckt, das Suchen und das Gesuchte, das Schaffen und dessen Schöpfung eins sind. Die dazu nötige nicht abstrahierende und nicht logische, vielmehr sinnlich anschauende Thätigkeit ist die Phantasie, von der Raabe handelt. Er richtete auf ihren Wert in den nächsten Jahren so sehr sein Augenmerk, daß alles Politische und Soziale gänzlich zurücktrat. Daher fällt in diese Zeit auch keine geschichtliche Dichtung. Um so mehr wird der Gegensatz des geistigen Gesamtgepräges der Gegenwart zu dem der Vergangenheit betont.

Zuerst erschien 1880 Das Horn von Wanza. Es erzählt den Besuch des Studiosen Bernhard Grünhage aus Giffhorn an der Aller bei seiner Tante Sophie Grünhage in Wanza an der Wipper, der im Frühherbst 1869 unternommen wird, um alte, Jahrzehnte vergessene Familienbeziehungen neu anzuknüpfen. Wider Erwarten findet Bernhard dort seinen ehemaligen Universitätsfreund Ludwig Dorsten als Bürgermeister. Bei dem Besuche kommt allmählich das Leben der Tante zur Sprache. Es hat sich in Wanza besonders zwischen zwei Menschen abgesponnen: zwischen ihrem seit einer Reihe von Jahren verstorbenen Gemahl Dietrich Grünhage, unter dem König Jerome von Westfalen einst Rittmeister, der ihr redlich zugethan war, sie aber durch seine Rauheit und Rücksichtslosigkeit furchtbar quälte, —

und ihrer Freundin Thekla Overhaus, der bis in ihr gegenwärtiges Alter treuen Braut des in der Schlacht bei Leipzig gefallenen Kandidaten Erdmann Dorsten, die der Taute als Trost in der häuslichen Not zur Seite stand. Die Rittmeisterin Grünhage hat sich in ihrer Ehe zu einer entschlossenen und doch tief herzlichen Frau, voll ruhig und milde heiteren Humors, entwickelt. Wie ihr Gemahl ihr, so hat sie ihm, um sich zu behaupten, ihr Haus nicht zu einem solchen gemacht, daß ihm darin hätte wohl werden können; und so oft später ihre Freundin Thekla darauf anspielt, wird sie ungerecht zornig gegen sie. Da war und ist aber noch ein vierter, der Nachtwächter Marten, ein Helfer für alle. Er ist im Amte, seitdem die Tante Sophie in Wanza wohnt, und hat ihr in ihrer Angst manchen Dienst gethan; er war ein Vertrauter des Rittmeisters; und er wurde als Kampfgenosse Erdmanns der Freund Theklas. Raabe schildert ihn mit der unnachahmlichen Feinheit, mit der er derartige treue, nachdenkliche, originelle Charaktere aufzufassen versteht. Der Nachtwächter Marten vereinigt die in den anderen Personen verzweigten Erlebnisse Wanzas gleichsam in einem Mittelpunkte. Wenn er und die Tante Sophie am Ende der Erzählung in derselben Stunde der eine auf fünfzig Jahre städtischen Dienstes, die andere auf ein ebenso langes Dasein in ihrer jetzigen Heimat zurückschauen, können sie es mit selbstzufriedenem Gefühl. Die Tante hat die Kränkungen, die sie ihrer Freundin zuweilen zugefügt hat und manchmal noch immer zufügt, durch ihre Hülfe bei der Wahl Ludwig Dorstens zum Bürgermeister gesühnt; und was sie an Hoffnungen ihres Gemahls nicht hat zu erfüllen vermocht, macht sie an der Familie seines Bruders gut. Indem schließlich, als diese aus Gifhorn einer Einladung nach Wanza folgt,

Bernhards älteste Schwester und Ludwig Dorsten ein Paar werden, sind auch die Gegensätze Dietrich Grünhage und Thekla Overhaus ausgesöhnt. Da hiermit zugleich der Besuch des Neffen zu einem Ergebnisse kommt, offenbart die Erzählung einen in jeder Hinsicht durchdachten Aufbau.

Freilich muß man aufmerksam sein, um dies zu erkennen, denn die Aneinanderreihung der Einzelheiten ist mehr durch den ideellen Inhalt bestimmt, auf den schon der Titel hinweist. Das Horn von Wanza ist nämlich das Symbol der poesievollen Vergangenheit. Es ist seit einiger Zeit außer Benutzung, sein sonorer Klang ist durch die schrille Pfeife ersetzt. Ebenso schrill ist die Gegenwart, und mitten in sie führt der Anfang der Erzählung. Als Marten die Bitte vorbringt, in seiner Jubiläumsnacht sein altes Horn gebrauchen zu dürfen, und der fidele und burschikose und darum die Bitte begreifende Dorsten damit vor die städtischen Herren und Vertreter kommt, wird er abgewiesen, aber dem Bittsteller eine kleine Geldsumme als Zeichen der Anerkennung seiner fünfzigjährigen Dienste bewilligt, woran dem Alten durchaus nichts liegt. Daß die Zeit sehr nüchtern und philiströs, ja schlimmer als dies geworden ist, läßt sich in der That nicht bestreiten. Ob es indes allein davon stammt, daß das Alte vergessen und wenig geachtet wird, ist doch zweifelhaft. Dieses Kapitel wird darauf zurückkommen. Jedenfalls zeigt Raabe an der Vergangenheit das, was heutigen Tages fehlt und sein müßte. Er führt uns an dem verflossenen Leben der Tante Sophie, an dem Geiste, den sie daraus in die Gegenwart mitbringt, ein erfreuendes, herrliches Bild vor. Sie und Marten besitzen eine unbeugsame Lebensheiterkeit, die im Kampfe mit dem Wind und dem Wetter der Welt erworben und deshalb dauerhaft ist. Zu-

letzt schlägt die dichtungsreichere Vergangenheit der kahlen Gegenwart lachend ein Schnippchen. Marten, der auf der Straße nur pfeifen, nicht blasen darf, hat für die Jubiläumsnacht sein Amt an seinen Kollegen gegeben und erscheint auf einmal in der um die Tante Sophie versammelten Festgesellschaft, sein Horn tutend. Müßte nicht wirklich so viel Einfachheit, so viel Lebenslust, so viel Humor bei so viel Würdigung der Mühen des Lebens häufiger sein, als es der Fall ist? Das Horn von Wanza erinnert durch sein wohlthuend behagliches Kleinstadtleben an die Kinder von Finkenrode und gehört gleich diesen zu den anmutigsten unter Raabes kleineren Dichtungen.

Die der Wirklichkeit scheinbar fremde, bespöttelte Phantasie und der klare und kühle Verstand bilden den Gegensatz auch in Fabian und Sebastian, einer Erzählung, die 1881 veröffentlicht wurde. Fabian Pelzmann vertritt die Phantasie, Sebastian Pelzmann den Verstand. Wie sich dies äußerlich ausprägt, ist vortrefflich erfunden. Die Brüder haben gemeinsam eine Zucker- und Chokoladenwarenfabrik, deren Grundstück sich zwischen zwei Straßen ausdehnt. Das Vorderhaus liegt an der breiten, eleganten Hochstraße, dort wohnt in vornehmen Räumen Sebastian, seine Thätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf den kaufmännischen Teil des Geschäfts. Das Hinterhaus befindet sich in der engen, häßlichen Fadengasse, in ihm hat Fabian seine bescheidenen Zimmer, er ersinnt und entwirft die Formen für die tausenderlei Sachen der Fabrik und heißt daher der Attrapenonkel; sein Faktotum ist Knövenagel, ein ehrlicher, dreister, kluger und drolliger Alter.

Gleich im Anfange der Erzählung erweist es sich, daß die kalte, praktische Rechenkunst doch ihre Grenzen hat.

Sebastian gerät in eine an ihm bis dahin niemals gesehene Unruhe, die sich von Tag zu Tag und von Woche zu Woche steigert. Die Stunde naht, da Marianne, die Tochter des Schäfers von Schielau, Thomas Erdeners, aus zwanzigjähriger Zuchthaushaft soll entlassen werden. Sie hat ihr und Sebastians Kind umgebracht. Aber Sebastian ist nicht allein durch die Verführung des Mädchens schuldig, sondern er hat obenein seinen jüngsten Bruder, den tollen Lorenz, vor der öffentlichen Meinung in den Verdacht jener That gebracht; er hat ihn vermocht, wegen mancher nicht schlimmer, doch loser Streiche außer Landes zu gehen, in Batavia in niederländische Dienste zu treten und ganz oder teilweise sein väterliches Erbe daranzugeben. In packenden, ergreifenden Schilderungen und Betrachtungen enthüllt Raabe die wachsende Seelenpein des harten, heuchlerischen Egoisten. Eine Begegnung mit Thomas vor dem Zuchthause wirft endlich Sebastian auf ein schweres Krankenlager, von dem er nicht wieder aufsteht. Und jetzt hebt das große Leiden Mariannes an. Was kann sie nach zwanzig langen Jahren, an Körper und Geist elend und siech, mit der Freiheit anfangen? Auch für Knövenagel bringt dies mehr als bloß allgemein mitfühlenden Schmerz, da er es war, der Marianne in das Haus Pelzmann brachte. Ihr Vater zieht mit ihr in ein ärmliches Stadtviertel, wo ihr weiter nichts übrig bleibt, als ihren baldigen Tod zu erwarten.

In das doppelte Unglück hinein ist aber Constanze, die verwaiste, eben erst ihren Kinderjahren entwachsene Tochter Lorenz Pelzmanns, gekommen; Fabian ist ihr bis nach Marseille entgegengefahren und hat ihr bei sich, zu seinem schönsten Glück, eine Stätte bereitet. Sie, von gleichem Geist und Gemüt wie ihr Attrapenonkel, ist berufen, das

doppelte Unglück versöhnlich ausklingen zu lassen. Als Sebastian, der ihr von der ersten Stunde an abgeneigt ist, in seinen letzten Fieberträumen liegt, eilt sie zu ihm; er hält sie in freudiger Erregung für Mariannes, also für sein Kind, und sie läßt ihn in diesem beglückenden Wahn. Darin liegt eine schöne, menschenliebende Gerechtigkeit Raabes, — das Urteil, daß der Sterbende genug gebüßt habe, um einen milden Tod zu verdienen. Und als Thomas Erdener nach dem Begräbnis Mariannes trotz allem Zureden, sogar dem seines ehemaligen Herrn, des Amtmanns Rümpler, der ihn zurück nach Schielau mitnehmen will, in stumpfer Verzweifelung beharrt, ist es wieder Constanze, die ihn daraus erlöst. Sie ahnt kaum zur Hälfte den traurigen Zusammenhang; aber indem sie sich mit zu dem Hause Pelzmann rechnet, spricht sie von „*unserer* Schuld." Da schwindet die Starrheit des alten Schäfers, er kehrt heim in sein Dorf; auch Knövenagel fühlt sich erleichtert und weiß vor solchem Wunderwerk, sonst so beredt und wortreich, nichts als zu schweigen.

Constanze hat an demselben Tage zum erstenmale in ihrem Leben Schnee fallen sehen. Es ist hochpoetisch, wie gerade sie auf die Schneedecke weist, unter der bald alle Gräber mit allem andern Dunkelen nur noch ein einziges Grab seien. Nicht der klare, kühle Verstand, vielmehr der Reichtum des Herzens, dem es keineswegs an verständiger Klarheit zu fehlen braucht, — nicht der Salon und die Rechenstube Sebastians, sondern die wunderliche Klause Fabians, voller hundert Scharteken und phantastischer Figuren, und der Odem der weiten Natur, draußen in ländlicher Stille, halten stand bis zuletzt. *Fabian und Sebastian* ist nicht in demselben Maße idyllisch wie *Das Horn von Wanza*, aber wohl noch von größerer Schönheit.

Es folgte 1883 Prinzessin Fisch. Der Titel bezieht sich nicht auf den Erzählungsinhalt, sondern auf dessen pädagogische und lebensphilosophische Bedeutung. Theodor Rodburg, auf dem Kuhstiege in Ilmenthal an der Ilme geboren, ist ein Spätling in seiner Familie. Früh der Mutter und des Vaters beraubt, wird er mit Zustimmung seiner erwachsenen, in alle Winde zerstreuten Geschwister von der Nachbarswitwe, der Buchbindermeisterin Schubach, aufgenommen und von ihr und ihrem Altgesellen, dem Bruseberger, erzogen. Auch Professor Drüding vom Gymnasium nimmt sich seiner an, und dessen Tochter Florine wird seine Spielgenossin. Die Witwe Schubach bringt ihr Urteil und ihre Hülfe immer und überall zur rechten Zeit und am rechten Ort an den Mann; der Bruseberger, sich oft ins Komisch-Gelehrte versteigend, ist reich an treffender und volksmäßiger Weisheit. Beide sind echte Raabesche Menschen, die nur zuweilen etwas zu lange Reden führen. In das Rodburgsche Haus zieht ein ehemaliger Zahlmeister des Kaisers Maximilian von Mexiko, ein geborener Deutscher, Joseph Tieffenbacher, mit seiner spanischen, gelben, faulen Gemahlin Romana. Theodor sieht die Donna oft von seinem Fenster aus in ihrem Garten und verliebt sich in sie. Geldspekulanten sind mittlerweile am Werk, das stille, idyllische Ilmenthal in einen Badeort zu verwandeln. So erscheint eines Tages plötzlich der längst verschollene, übel berüchtigte, einige vierzig Jahre zählende Bruder Theodors, Herr Alexander Rodburg. Auf Theodor vorübergehend nicht von dem besten Einfluß, benutzt er dessen Verliebtheit, um in das Haus Tieffenbachers zu dringen, wo er in Romana eine frühere Bekannte findet. Als Theodor sein Abiturientenexamen macht, ist seine Leidenschaft für Romana

sehr abgekühlt. Und als er darauf in Leipzig Student ist, erhält er von Florine einen köstlich von Raabe erdachten Brief, sein Bruder sei plötzlich verschwunden, Frau Romana ihm nachgefolgt, Tieffenbacher vom Schlage getroffen. Zu Weihnachten beschließt er, um Näheres zu erfahren, nach Hause zu reisen. Auf der letzten Poststation vor Ilmenthal trifft er den Bruseberger, von dem er erfährt, Alexander habe viele Ilmenthaler, auch Tieffenbacher, um das Ihrige betrogen, der Name Rodburg sei in dem Munde der Leute von bösem Klang. Angesichts des Städtchens erkennt er, daß er, wenigstens vorläufig, dort keine Heimat mehr hat, und er kehrt wieder um.

Raabe schließt die Bemerkung daran, er habe ursprünglich die Absicht gehabt, die Geschichte zu nennen: Auf der Schwelle. Theodor befindet sich in der That an einem Anfange, nämlich an dem, zu wissen, worauf man im Leben gefaßt sein, wo man in ihm den wahren Wert suchen muß. Aber das Hauptgewicht der Erzählung steckt in dem Mittel, durch das ihn sein Schicksal dahin gelangen läßt.

Die Bezeichnung Prinzessin Fisch ist dem Goetheschen Gedichte Der neue Amadis entnommen und wird auf die Donna Romana bezogen, sofern sie zugleich sehr unideal und dem Knaben Theodor Gegenstand höchster Begeisterung ist. Die große erzieherische Wahrheit wird veranschaulicht, daß auf die Echtheit von dem, was als Ideal gilt, oft zunächst gar nichts ankommt, daß es genügt, den Wert und die Wirkung des Ideals überhaupt erkannt und erprobt zu haben. Der Bruseberger hat sogar recht, als er sagt: „Du lieber Gott, was würde aus deiner Welt werden, wenn du keine falschen Prinzessinnen und nachgemachte Treue und Redlichkeit, Fröhlichkeit und Brüderlichkeit hineingesetzt hättest,

um uns arme Sünder zu rechter Zeit anzufrischen? So häufig und gemein ist die echte Ware nicht, daß du für die Nachfrage auf deinem großen Markte damit ausreichtest." Aber auch die Einsicht von der Möglichkeit und der Thatsächlichkeit einer solchen Täuschung ist notwendig, wo die volle Lebensreife erlangt werden soll. Der Sinn der Idealität geht dennoch nicht sogleich in die Brüche. Besonders für Theodor steigen in demselben Maße, in dem Romana und ihr Galan sinken, die Mutter Schubach, der Bruseberger, Professor Drübing und nicht am letzten Florine, auch Joseph Tieffenbacher, die alle nichts anderes begehren, als aus der Ruhe und der Reinheit ihrer Phantasie heraus sich mit der Welt und den Leiden der Welt möglichst abzufinden. Die Erfahrung von dem Schein und der Falschheit der Dinge hat jedoch hier noch eine Beziehung zur Zeit. In der Umwandlung, die Theodor sich an Ilmenthal stetig vollziehen sieht, löst die nach äußerem Gewinn und Genuß begehrende Gegenwart die an Innerlichkeit viel reichere Vergangenheit ab. Der Bruseberger meint, man werde einmal solche Leute wie Theodor wieder in Ilmenthal brauchen, dann sei die Zeit seiner Heimkehr gekommen. Da Raabe mit Recht es für aussichtslos hält, das Gewesene erneuern zu wollen, ist es freilich sehr fraglich, ob Theodor jener Mission gewachsen wäre. Immerhin hat er den beglückenden Segen der Phantasie als der das Ideale schaffenden Kraft und die Öde und die Gefahr, die ihr Fehlen im Leben im allgemeinen und in der Gegenwart im besonderen bringt, verstehen lernen.

In gleichem Sinne, nur in etwas anderer Weise, mehr auf das von früher her stammende Gute als auf das unmittelbar vor Augen liegende Schlimme hinweisend, ist

Villa Schönow, 1884, gemeint. Die Hauptperson, deren Name im Titel enthalten ist, stellt einen braven Berliner der alten Zeit vor. Schönow, der Vierundsechzig und Sechsundsechzig als Krieger mitgemacht und in der Reichsresidenz Wohnung und Haus hat, besitzt in der Nähe einer Provinzialstadt im Gebirge Schiefersteinbrüche, die ihm viel Geld bringen, denn es sind die Jahre der Milliardenbacchanalien nach Siebzig. Er nimmt sich dort des verlassenen, fast erwachsenen Bruders Gerhard des Maurers Amelung, der nach Jahren an einer bei Beaune la Rolande erlittenen Verwundung stirbt, und der etwas jüngeren Tochter Wittchen seines Geschäftsfreundes Hamelmann, der bald nach dem Tode Amelungs von einem Gehirnschlag getötet wird, an. Das an den Nachbar Liebelotte verschuldete Haus der Amelungs kauft er und nennt es im Scherz seine Villa. Mit Hülfe seiner berlinischen Hausgenossin, der nicht mehr jungen Professorstochter Julie Kiebitz, sorgt er für die fernere geistige Ausbildung der beiden Verwaisten.

Der Kern der Sache besteht in dem Umstande, daß diese Wohlthaten aus vollem Herzen von einem Manne kommen, der die Mittel dazu dem selbstsüchtigen Treiben einer sehr wenig ideal gesonnenen Zeit verdankt. Daß er zu dieser Zeit eigentlich gar nicht gehört, verrät außer seinem Altberlinertum sein Verkehr in dem Keller von Butzemann aus dem Deutschen Adel. Auch Julie Kiebitz ist eine Berlinerin aus den Jahren vor Siebzig. Sie hat einst Schönow so gut wie von der Straße gelesen und ihm die Wege ins Leben geebnet. Wie er beinahe in keinem Augenblicke den Dank, den er ihr dafür schuldet, vergißt, so ist er überhaupt von reinster Herzensgüte und fern von jeder egoistischen und philisterhaften Berechnung, trotz seiner Ge-

schicklichkeit in geschäftlichen Sachen. Julie sagt, ihm sei es längst nicht mehr gemütlich genug in Berlin gewesen, seit der fremde Zuzug die Stadt an der Spree zur Weltstadt gemacht habe. Vortrefflich spricht für ihn unter anderem, wie er Amelung, der in der Sterbestunde sich in der Schlacht zu befinden und nicht über einen Fluß zu können glaubt, Mut einflößt und ihn, ganz in die Situation vertieft, mit Hurra wirklich glücklich hinüberbringt — in den Tod.

Aber zur Phantasie gesellt sich bei ihm auch ein reicher Humor. Tritt das Zusammenwirken beider schon an Fabian mehr als an Tante Sophie, am Bruseberger mehr als an Fabian hervor, so ist es vollkommen vorhanden in Schönow und Julie. Ihr Streben ist, ebenso heiter, wie sie selber die Welt um sich ansehen, auch anderen sie zu bereiten. Mit welcher Ruhe, mit welchem Lachen ertragen sie den Haß und die Eifersucht, womit Frau Helene Schönow hinter ihnen her ist, — die Spionage, mit der auf Anstiften jener sie der Privatsekretär und Schleicher Giftge verfolgt, — die Widerwärtigkeiten der Tante Fiesold, die den Brüdern Amelung die Wirtschaft geführt und sich heimlich auf deren Kosten so viel erspart hat, daß sie sich schließlich in ein Stift einkaufen kann, aber immer die Geplagte, Gedrückte, Geschundene spielt! Der Berliner Dialekt und der Berliner Witz, die Raabe durchaus beherrscht, vervollständigen Schönows Humor.

Der harmlos behagliche und gemütvolle Steinbruchbesitzer hat nach Amelungs und Hamelmanns Tode Wittchen zu Gerhard und Tante Fiesold in das nun ihm gehörige Haus gebracht, was in der kleinen Stadt natürlich ein großes Gerede giebt, besonders von Mutter und Tochter Liebelotte, deren Grundstück an Villa Schönow grenzt; dazu

gestehen sich die beiden jungen Leute ihre Liebe, ohne zu ahnen, daß sie belauscht werden. In seiner Not ruft Schönow nach Julie, die herbeireist und mit Wittchen im Hause bleibt, während Schönow mit Gerhard nach Berlin fährt. Die Sicherung der Zukunft beider Kinder wird durch eine kunstvolle Auflösung aller Verwicklungen herbeigeführt. Schönow ist in heller Angst vor dem Empfange, den er von seiner Ehehälfte erwartet, findet sein Haus aber leer. Denn Helene ist an demselben Tage nach der Provinzialstadt gefahren und trifft nur noch Julie, die alles geduldig über sich ergehen läßt. Mitten im Zorn erblickt Frau Schönow die höhnenden Nachbarinnen, denen sie von einer Begegnung im Bade Soden her feindselig ist; und die ihrer Sinnesweise willkommene Aussicht, jene ärgern zu können, besänftigt sie vollständig gegen Julie und Wittchen, um so mehr als sie ja die Grundlosigkeit ihrer Eifersucht einsieht. Endlich Tante Fiesold räumt als Märtyrerin das Feld und zieht in ihr Stift. Was etwa das Schicksal Gerhards und Wittchens hätte zweifelhaft machen können, verschwindet mithin, im Einklange mit der humoristischen, manchmal zu hellem Lachen bringenden Haltung des Ganzen.

Eine um vieles noch feinere Komposition weist die nächste Erzählung auf, die ebenfalls 1884 erschien: Pfisters Mühle, ein Sommerferienheft. Der Gymnasiallehrer aus Berlin Ebert Pfister und seine junge Frau Emmy bringen vier Wochen im Juli auf der alten, verlassenen, zum Abbruch bereit stehenden Mühle des verstorbenen Bertram Gottlieb Pfister zu. Ebert benutzt diesen Aufenthalt, um noch einmal die ganze Vergangenheit der Mühle an sich

vorüberziehen zu lassen und sie seiner Frau zu erzählen. Pfisters Mühle war einst in reger Thätigkeit und wurde von alt und jung, gelehrt und ungelehrt aus der nahen Universitätsstadt als Vergnügungsort viel besucht. Dann kam eine Zeit, da das Wasser des Baches übel roch und die Gäste verscheuchte; die oberhalb errichtete Zuckerfabrik Krickerode war schuld daran. Obgleich schließlich Vater Pfister einen Prozeß gegen die Fabrik gewann, war ihm doch seine Mühle verleidet, und er setzte sie nicht wieder in Betrieb, bis er starb und sie seinem Sohne zum Verkauf hinterließ. Dies wird in der Rückerinnerung mit dem, was Ebert und Emmy in ihren Ferien unmittelbar erleben, verwebt; ebenso wie in der Chronik der Sperlingsgasse sich Gegenwärtiges und Vergangenes abwechseln. Es ist aber nicht der Umstand, daß die Fülle der Anschauungen und der Zug zum Lyrischen sich dadurch leichter ergehen können, was diese Form hervorruft; denn die Teile sind in einander geschickt und kunstvoll episch verschmolzen. Auch im einzelnen ist die Erzählung an Schönheiten reich. Die Sprache fließt leicht und wohllautend, und die Sachen und die Personen prägen sich nachhaltig ein. Die Mühle in der Blüte, in dem erstickenden Geruch und in völliger Verlassenheit kündet, wehmütig stimmend, doch durch das Wohlthuende der Erinnerung zugleich erquickend, das allmähliche Hinschwinden früherer Anmut und Traulichkeit. Die Bravheit des alten Pfister und die Lieblichkeit Emmys, — der Humor des nur in flüchtiger Ferne sichtbaren Schwiegervaters von Ebert und vor allem der Humor Asches, der als Student bei Pfister verkehrte und von diesem seinem Jungen eine Zeit lang als Lehrer gegeben wurde, sich dann auf die Kunst des Färbens verlegte und nun in Berlin eine große Fabrik

besitzt, — die Treue von Pfisters Hausdiener Samse, den Asche zu sich genommen hat, und die Treue der alten Christine, die jetzt bei Ebert wohnt und mit in die Ferien gefolgt ist, — die Verkommenheit des an Ferrari im Deutschen Adel erinnernden, dem Trunke ergebenen Exdramatikers Felix Lippoldes, der zur Zeit des Niederganges von Pfisters Mühle in deren Nähe lebt, und die duldende Größe seiner Tochter Albertine, die inzwischen Frau Asche geworden ist: wer könnte sie wieder vergessen, wenn sie ihm einmal begegnet sind?

Die Mühle dient ähnlich wie das Horn von Wanza als Symbol versunkener und versinkender Poesie. Während es indes der Natur Vater Pfisters widerstrebt, an der Errichtung der Zuckerfabrik Krickerode teilzunehmen, nutzt Asche vermöge seines Humors den Zug der Zeit für sich aus, trotzdem in diese Zeit durch den Trieb seiner Phantasie die Tradition von Pfisters Mühle herübernehmend. Aber gerade hiermit hängt ungeachtet des dadurch im ganzen freieren und froheren dichterischen Hauches, der die Erzählung erfüllt, deren Fehler zusammen. Wenn es im Horn von Wanza noch zweifelhaft bleibt, ob die Nüchternheit der Gegenwart ihren Grund in der Vernachlässigung und der Verachtung des Alten habe, wenn es in Prinzessin Fisch heißt, man solle sich, sobald Ilmenthal aufhöre eine Idylle zu sein, nach Ersatz dafür umsehen, so wird in Pfisters Mühle trotz der Versicherung, die alten Bilder müßten dahinschwinden, um neuen Platz zu machen, entschieden, daß nur in dem, was früher poetisch war, auch in Zukunft Dichtung zu suchen sei. Asches Humor beruht ja darauf, daß die Forderungen der Neuzeit, denen er durch sein industrielles Unternehmen nachkommt, sich nicht abweisen lassen, obgleich

sie als Widerspiel alles Poetischen und Phantasievollen gelten. Bliebe im Verlauf der Erzählung noch Ungewißheit darüber, so würde das Ende mit Sicherheit aufklären. Asche gesteht nämlich seinem Freund Ebert, daß es ihm ein Bedürfnis sei, das Griechische etwas zu pflegen und am alten Homer sich für das zu entschädigen, was die Gegenwart nicht zu bieten vermöchte. Man erinnere sich in diesem Zusammenhange, daß im Hungerpastor die Fabrik Kohlenau als nichts denn als trostlose Einöde vorgeführt, daß in den Alten Nestern die Thätigkeit Ewalds in Irland bloß als Mittel zum Gelderwerb aufgefaßt, daß in Prinzessin Fisch den Holzstoffpapierfabriken ein Hieb versetzt und auch sonst von der Industrie nichts Lobendes ausgesagt wird: so leuchtet es ein, wie diese sporadischen Äußerungen und Anschauungen in Pfisters Mühle sich mehr systematisch kundgeben. Nun liegt aber in der Entwicklung der Technik neben vielen materialistischen Roheiten, die sich darin noch vorläufig breit machen, durch die naturfortsetzende und naturumformende, ja zum Teil der Natur erst höhere Zwecke schaffende Thätigkeit, durch die Durchgeistigung einer immer größeren Zahl von Alltagshantierungen und durch Anregung unseres inneren Strebens zu positiv förderndem, nicht bloß Schlimmes beseitigendem und überwindendem Wirken ein so reicher Schatz von Dichtung, daß jeder, der ihn nur ahnt, imstande ist, über die aus der Vergangenheit überlieferte Poesie hinaus neues Erhebendes zu empfinden, ohne das alte darum zugleich zu verachten. Raabes sonst so gerechte Verherrlichung der früheren uneigennützigen Freude am Schönen, sein sonst so gerechter Tadel des unedlen Zuges der Gegenwart schlägt in Pfisters Mühle daher, obgleich nicht direkt, doch in

der Konsequenz in eine ungerechte Kritik von dem, woraus man des Besten gewiß sein darf, um. In That gesetzt, würde diese Kritik den Keim der höheren und freieren Ideale der Zukunft zerstören und die alten Ideale nicht vor Zertrümmerung schützen.

Übrigens sei ausdrücklich bemerkt, daß durch den erhobenen Einwand die überaus schöne Harmonie von Pfisters Mühle nicht im geringsten berührt wird. Denn für die Erzählung selbst existiert das gar nicht, worauf jener Einwand beruht; er trifft ja nicht das Verhalten in jenem Einzelfall, sondern die Folge, die sich ergäbe, wenn man den einzelnen Fall und die ihm zu Grunde liegende Auffassung Raabes zur Richtschnur machte. Jeder, der dem Einwande beipflichtet, muß doch auch das, was die Erzählung als Ideal preist, anerkennen. Die Reihe der Raabeschen Dichtungen, in denen gewissermaßen ein Anstemmen gegen das geistige Gesamtgepräge der Gegenwart mit besonderer Absicht hervorgekehrt wird, ist hiermit geschlossen. Man kann sie als Ausfluß der einen Seite der Alten Nester betrachten, die das Heimische und ehrwürdig Dichterische betont, das durch die Kraft der Phantasie aus der Vergangenheit als Zeugnis des menschlich Innerlichen und Unvergänglichen aufgefaßt, wertgeschätzt und erhalten wird. Das Horn von Wanza veranschaulicht diese Innerlichkeit an sich, Fabian und Sebastian ihre Überlegenheit über die kalte Berechnung, Prinzessin Fisch ihre Notwendigkeit für des Menschen Erziehung, Villa Schönow ihre hülfreiche Selbsthingabe im Unglück anderer. Sie ist auch in Pfisters Mühle noch immer die Hauptsache. Aber nachdem schon in Villa Schönow ihre innige Vereinigung mit dem Humor gezeigt ist, tritt dieser nun als ihr bewußter Beschützer gegen die

ihr feindlichen Mächte auf. Als Motto sind die Worte von Seneca vorgesetzt: „Und in dem Blick auf das Ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann.“ Damit nähert sich Raabe der anderen, der humoristischen Seite der Alten Nester wieder.



Zwölftes Kapitel.

Unruhige Gäste. Im alten Eisen. Der Lar. Stopfkuchen. Kloster Lugau. Die Akten des Vogelsangs.

Die folgenden und letzten lebensphilosophischen, halb ernsten, halb heiteren Erzählungen Raabes weisen in einigen Beziehungen vor allem zurück auf Just Everstein. Er ist gewissermaßen das Vorbild der jetzt auf dem Schauplatz erscheinenden Humoristen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Autor das frühere Charakterbild wiederhole, dies könnte weder für ihn noch für uns einen Reiz haben; aber wie das, worin der Humor Justs nach seinem innersten Wesen besteht, sich unter besonderen Lebensbedingungen und von besonderen Gesichtspunkten aus betrachtet kund giebt, bestimmt die Idee in jeder der nächsten Dichtungen. Dabei gelangt manches zu weiterer Ausführung. Der Gegensatz echt idealen Geistes zur Eitelkeit und zum Eigennutze der Welt, den als solchen die Alten Nester wenig betonen, und den Pfisters Mühle im Hinblick auf eine einzelne, nämlich die gegenwärtige Zeitlage vorführt, kommt wieder ganz und im allgemeinen zur Geltung; doch nicht wie in dem Hungerpastor, Abu Telfan

und dem Schüdderump, um der Furchtbarkeit aller das Ideale bedrohenden Feindschaft auf den Grund zu gehen, und nicht wie in den Leuten aus dem Walde, um diese Feindschaft am Ende äußerlich überwunden zu zeigen, vielmehr hauptsächlich mit Bezug auf die innere sieghafte Kraft des Humors. Auch daß jeder nach außen erreichte Erfolg bloß einen flüchtigen Ruhepunkt bildet, hinter dem von neuem der alte Widerstreit anhebt, was am Schlusse der Alten Nester ebenfalls nur gestreift ist, erhält von dem Standpunkt, von dem jener Gegensatz fernerhin aufgefaßt wird, ein helleres Antlitz. Dasselbe gilt von der von Geschecht zu Geschlecht sich erstreckenden Fortwirkung alles Guten, nicht sofern sie der Dichter oder ein anderer erkennt, sondern sofern diese Erkenntnis in dem Blick auf das Ganze im Neben- und Nacheinander zu einem Fermente des Guten selbst gedeiht. Endlich wenn in den Alten Nestern hier und da Spuren auftauchen, wie erst allmählich Just zu seiner Höhe emporwächst, so ist eine solche Entwicklung gelegentlich ebenfalls eingehender in Betrachtnug gezogen.

Sogleich das 1885 gedruckte Buch ist in dem bezeichneten Sinne beachtenswert. Es führt den Titel: Unruhige Gäste, ein Roman aus dem Saekulum. Zum zweitenmal liefert Raabe darin eine Dichtung über den Tod. Aber es handelt sich nicht um das Rollen des Schüdderumps, das des Menschen Seele zunächst mit Grausen erfüllt und erst am Ende seine Unheimlichkeit verliert; sondern es handelt sich um eine im Schaffen in und mit dem Dasein erworbene und bewährte Lebensstimmung, deren Friede durch Ängste und Feindseligkeiten so wenig gestört werden kann, daß sie immer bereit und fähig ist, dem Tode getrost und sicher ins Auge zu schauen. Ob man dieser Stimmung den Namen Humor

geben will, ist gleichgültig; mindestens ist sie nach Wesen und Wert ihm ähnlich. Auch Just Everstein würde, wenn es dazu käme, sich im Gedanken an den Tod nicht anders verhalten. Aber wo der dauernde Seelenfriede fehlt, erzittert der Mensch vor dem Tode in die tiefsten Tiefen hinein. Darin verraten sich die Ketten des Saekulums oder der Zeitlichkeit, an denen die unruhigen Gäste des Lebens ihre Kräfte erschöpfen.

Solcher Gast ist der Professor der Staatswissenschaften Freiherr Veit Bielow Altrippen, der einige Wochen Sommeraufenthalt in dem Dorfe genommen hat, in dem vor zehn Jahren die Geschichte Zum wilden Mann spielte, und das inzwischen zu einem berühmten Badeorte geworden ist. Er besucht weiter oben im Gebirge seinen Studienfreund, den Prediger Prudens Hahnemeyer, der mit seiner frommen Schwester Phoebe zusammen wohnt. Dort findet er das Dorf in Aufregung, weil der von seinen Gemeindegenossen verachtete, jetzt wegen des Fleckentyphus seines Weibes in eine Hütte auf der Vierlingswiese gebrachte Volkmar Fuchs sich störrisch und trotzig weigert, die eben verstorbene Kranke auf dem Kirchhof des Dorfes begraben zu lassen. Auch Prudens ist gegen ihn machtlos. Dies ist die Verwicklung, womit die Erzählung anfängt. Die Auflösung scheint sich sogar sehr leicht und glatt zu gestalten; denn als Veit mit Phoebes zögernder Zustimmung vorschlägt, für sie beide rechts und links von der Toten, damit sie von der gehaßten Gemeinde getrennt sei, je eine Grabstätte zu erwerben, erklärt sich Fuchs für überwunden, indem er in ein ordnungsmäßiges Begräbnis willigt. In Wahrheit aber ist die Verwicklung nur noch größer geworden. Zu Veits nicht völlig von eiteler Weltlust freiem Anerbieten wirkt einige Liebe zu Phoebe mit,

wodurch sich die zu derselben Zeit in dem Badedorf wohnende Valerie verletzt und getäuscht fühlt, so daß sie in ihrer Angst sogar bei Phoebe vorspricht und sie zur Verantwortung zieht. Nur momentan erregt dies indes in dem Herzen des sanften Mädchens Zweifel und Unruhe. Veit hingegen verfällt in Typhus. Dorette Kristeller, die Schwester Philipps aus der Erzählung Zum wilden Mann, und Phoebe pflegen ihn. Erst jetzt folgt die wirkliche Auflösung. Veit, der Valerie heiratet, reist nach dem Süden, körperlich matt und noch bebend bei der Erinnerung an das Vergangene; Fuchs ist durch Vermittelung Valeries zum Forstaufseher ernannt und wieder Mensch unter Menschen geworden; Phoebe waltet und wirkt stillen Herzens in ihrer Gemeinde weiter.

Sie ist die Hauptperson. Ihr Charakter giebt dem Roman den sich wunderbar beruhigend mitteilenden Geist, von dem er durchdrungen ist. Eine seltene Art von Dichtung ist darin ausgeprägt. Man spricht von der klassischen Ruhe, die über Homer, den griechischen Tragikern, dem antiken Tempelbau und der alten Skulptur liegt. Sie verdient jedoch den Ruf der Vollkommenheit, den sie genießt, nur zum Teil. Sie gründet sich auf gewaltsame Niederhaltung, nicht auf wahre Bemeisterung der Leidenschaft. Sie hat eine soziale Voraussetzung, die wir sowohl im Sinne des griechischen Worts wie im Sinne der heutigen Sprachen barbarisch zu nennen berechtigt sind; sie wendet sich vornehm und kalt von der Not und dem Elend ab. Sie glättet bloß mehr die Oberfläche des Daseins. Viel tiefer dringt und darum viel höher steht die christliche Ruhe, die nicht das Beste nach dieser Richtung hin ist, das sich denken läßt, aber das Beste, das sich bisher in lebendiger Verkörperung und dichterischer Darstellung offenbart hat. Sie ist nicht die Ruhe der äußeren

Form, sie ist die Ruhe im wirklichen Innern der Seele. Die Unruhigen Gäste sind so ganz in sie eingetaucht, daß man zweifeln darf, ob die Meisterschaft Raabes hier nicht noch größer sei als in der Trilogie. Wie Phoebe sich überall ihres Willens entäußert und dadurch zum Segen unter den Menschen wirkt; wie sie voll Liebe von den idiotischen Kindern in Halah spricht, bei denen sie war, bevor sie zu ihrem Bruder kam; wie sie dort in Demut und in Barmherzigkeit zu den Unmündigen Gottes hinabstieg; wie sie in ihrem Hause bescheiden, heiter und sicher waltet, ein Gegenbild ihres vor innerem Unmut in hartem Ringen nach Vollkommenheit sich verzehrenden Bruders; wie sie den weit gewanderten, philosophierenden, freigeistigen Tischler Spörenwagen versteht und von ihm verstanden wird: das alles ist köstlich. Welche Wirkung von ihr ausgeht, beweist die bessere Selbsterkenntnis, die sie Veit durch ihr Beispiel lehrt, und besonders die Erhebung, die Dorette Kristeller aus dem Verkehr mit ihr schöpft. Die greise Freundin schreibt in einem Briefe an sie: „Die Welt ist eine harte Nuß zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl; dieses war mir bekannt als ein altes wahres Wort. Aber nun weiß ich durch Deinen Umgang in den paar Tagen im Juli, daß das Wort doch nur halb oder auch gar nicht wahr ist. Mein liebes Herzenskind, durch Dich weiß ich nun, die Welt hat einen Kern, nur aber die Zunge oder, was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu thun, darauf schmeckt man ihn nicht." Wenn übrigens im Anschluß hieran Dorette meint, sie verstehe jetzt, daß auch ihr Bruder oft durch sein sanftes und gutes Leben dasselbe gelehrt habe, klingt dies wie eine Rechtfertigung der Erzählung Zum wilden Mann, die leider zu spät kommt.

Der Gegensatz der Zeitlichkeit zu der Ewigkeit in den

Unruhigen Gästen ist nur eine Steigerung des Gegensatzes der Schwäche und Eitelkeit zur Selbstlosigkeit und Entsagung. Um dieser Steigerung willen giebt es auch keinen Kampf beider Gegensätze. Sie verfolgen vielmehr sogar dasselbe Ziel, Veit und Phoebe vereinigen sich ja zu gemeinsamem Werk. Aber bloß Phoebe ist ihm gewachsen. Auch die folgende Erzählung, Im alten Eisen, vom Jahre 1887, führt keinen solchen Kampf im eigentlichen Sinne des Wortes vor, sondern nur ein sich Messen, in das sich zwar einiger Spott mischt, das vor allem jedoch jedem Teile zollt, was ihm gebührt. Der Hofrat und Schönredner Doktor Albin Brokenkorb in Berlin ist der Vertreter des täuschenden Scheines und Glanzes der Welt, der gezwungen wird, seine innere Verödung uud Armut zu offenbaren. Von Hause aus reich und verzogen, ein lübeckscher Kaufmannssohn, hat er als halbreifer Knabe sein tändelndes Spiel mit Erdwine Hegewisch getrieben. Daß sein Freund Peter Uhusen zuweilen ihn mit dem Stock ermahnte, hat er vergessen. Andere Spiele ergötzen ihn jetzt, in prunkenden Reden und glatten Gesprächen vor feinem Publikum legt er das Leben und die Gefühle der Menschen graziös auseinander. Das scheint so harmlos und geht so tausendfach um in der Welt, daß es selten für etwas Schlimmes gehalten wird. Hier entpuppt sich, wie nichtig und herzlos im Grunde es ist. Denn Peter Uhusen erscheint abermals mit dem Stock aus der Jugendzeit, und Albin Brokenkorb sinkt gar kläglich in sich zusammen. Im übrigen geschieht ihm kein Leid weiter, er ist dessen nicht wert. Wir sehen ihn am Ende, nachdem er einen Tag lang seine Jämmerlichkeit gekostet hat, zu seinem alten Thun und Treiben zurückkehren.

Erdwine Hegewisch nämlich, inzwischen Witwe eines

Musikers, ist in der äußersten Dürftigkeit und Verlassenheit hingesiecht. An ihrem Totenbett, wenn es ein Bett genannt werden kann, sitzen zwei unmündige Kinder, Wolfram und Paula. Kein Bewohner des Hauses, in dem sie hoch oben wohnen, kümmert sich um sie. Kaum Nahrung wird ihnen zugeschoben. Die einzige, die etwas Erbarmen übt, ist das lustige und leichtsinnige junge Rotkäppchen, das sich bald hier, bald da durchschlägt, Malern Modell steht und beständig die Polizei fürchtet. Als die Nägel zum Armensarg fehlen schickt sie Wolfram mit dem Degen des Leutnants Hegewisch, des Vaters von Erdwine, der 1848 und 49 in schleswigschen Diensten gestanden hat, in den Lumpen-, Knochen- und Alteisenkeller der Witwe Cruse, damit er dafür das Fehlende eintausche. Peter Uhusen hat einst mit demselben Degen Erdwine und ihren Vater vor einem tollen Hunde gerettet, während Brokenkorb Heil in der Flucht suchte. Er findet bei Frau Cruse das alte Waffenstück wieder, was beide auf die Spur des Schicksals der Kinder leitet. Sie sorgen für das Begräbnis Erdwines und schleppen auf diesem Gange den vornehmen Brokenkorb mit, dem dadurch sich ungeahnte Dinge enthüllen.

Zum Schluß nimmt Uhusen die Kinder und Frau Cruse zu sich in seine neue Heimat Untermeidling bei Wien. Gleich ihm sieht die Inhaberin des Lumpenkellers auf ein wechselvolles Leben zurück. Schon von Vater und Mutter her Schauspielerin, hat sie in Brokenkorbs Elternhause verkehrt, ist dann mit einer Schauspielertruppe weit in der Welt umhergezogen und fristet nun zwischen altem Gerümpel ihr Dasein. Uhusen hat eine Zeit lang zu ihrer Truppe gehört, später im amerikanischen Sklavenkriege gekämpft und schließlich in Untermeidling sich niedergelassen. Dort hat er die

Fabrik eines gänzlich verschuldeten Pyrotechnikers wieder emporgebracht, dessen Tochter geheiratet und nach dem Tode des Alten allein gewirtschaftet. Nicht daß er bei einer Explosion ein Auge und eine Hand eingebüßt und eine Entstellung seines Gesichtes davongetragen, aber daß er danach sein Weib durch Krankheit verloren hat, ist der Schmerz, den er auf seinem Besuch in Berlin zu Frau Cruse bringt. Was den Kern beider ausmacht, ist, daß sie immer ihr oft an Sorge und Not reiches Tagewerk mit der Begeisterung für das, was sie in ihrer Phantasie über ihre Misere hinaushob, vollführt, daß sie daher die Misere selbst mit Humor zu ertragen vermocht haben. Eben dies zeigt sie Brokenkorb überlegen, der nach außen hin nur von Geistreichigkeit und Ästhetik lebt, indessen in seinem innersten Sein an Phantasie, Humor und Lebensfrische nicht einen Deut besitzt. Niemand, der recht fühlt, kann zweifeln, wenn er die Wahl hätte zwischen dem Schicksal Frau Cruses und Peter Uhusens und dem Albin Brokenkorbs, daß er mit Freude nach jenem griffe. Wie der Degen des Leutnants Hegewisch, so gehören nach dem Urteil der großen Menge die Exdirektorin und ihr früherer Genosse zum alten Eisen, wogegen Brokenkorb unter Gold und Juwelen prangt. Was aber sind auf der Wage der Ewigkeit Gold und Juwelen, die nur als Zierat taugen, vor altem Eisen, das sich in Thaten bewährt hat und als Zeuge seiner Vergangenheit fortwirkt?

Wenn im Alten Eisen der Degen des Leutnants Hegewisch dieses Fortwirken andeutet, ist der ausgestopfte Affe des Tierarztes Schnarrwergk im Lar dafür geradezu ein Symbol. Der Lar, eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte, ist 1889 erschienen. Wie eine edle That durch die Dankbarkeit, die sie weckt, zum Sporn der Nacheiferung

wird, hüllt der Titel in humoristische Form. Er spielt auf den Hausgötzen Schnarrwergks, den Affen an, dem sein Besitzer Abbilder von den Augen des wohlthätigen Mannes, des Hufschmiedes Hagenbeck, eingesetzt hat, der ihn aus seiner traurigen Kindheit erlöste und ihm den Weg zu seinem Beruf und ins Leben ebnete. Damit macht sich der tierärztliche Humorist zugleich ein klein wenig lustig über die Darwinsche Abstammungslehre. Der Ernst an der Sache ist, daß der vor den Augen des merkwürdigen Laren Aus- und Eingehende gleichsam von den Urahnen her durch die Reihe der Menschenalter daran erinnert wird, wie viel Kummer und Mühsal das Leben birgt, und wie nötig es thut, wo es möglich und angebracht ist, zu helfen. Und Humor liegt darin, weil hier wie so oft eine Kleinigkeit, ein Affe, das Unpathetische ins Gegenteil wirkt und das Pathos, die Hochherzigkeit, die Gemütstiefe sich schamhaft maskiert.

Schnarrwergk lebt als ein einsamer Sonderling, wie unter den Nachwehen seiner freudlosen Kindheit, von Anschein ein Menschenhasser, mit einem Humor nicht frei von galligem Beigeschmack. Seine wahre Natur, die reich an Güte und Wohlwollen ist, bricht oft genug dennoch hervor. Dem alten Professor Kohl und dessen Frau, seiner Jugendliebe, war er ein treuer Genosse. Jetzt ist er's dem Sohne, seinem Patenkind, Paul Warnefried Kohl, den er äußerlich unsanft behandelt, dem er jedoch insgeheim mit Interesse folgt und anonym zum Doktorexamen sechshundert Mark schickt. Vor allem ist er's seiner Nachbarin, der sich redlich den Tag hindurch mühenden Klavierlehrerin Rosine Müller, die eine Vertraute der Frau Professorin war. Er und sein Lar halten Wache am Lebensweg Warnefrieds und Rosines. Von diesen zwei handelt eigentlich die Erzählung. Um

Ostern verliert Warnefried seine Mutter, nachdem ihr sein Vater voraufgegangen ist. Seitdem also steht er allein in der Welt, während gleichzeitig Rosine und Schnarrwergk Nachbarn werden. Zu Pfingsten eines späteren Jahres führt der Tierarzt die Klavierlehrerin, über die er im Hause Kohl aus Weiberverachtung hinweggesehen hat, in Wind und Regen hinaus spazieren, um bald ihr Freund und Beschützer zu werden. Dann wieder in einem anderen Jahr am Tage vor Weihnachten streckt ein Gehirnschlag ihn nieder. An seinem Krankenbett wird aus dem langen neckischen Verkehr zwischen Warnefried und Rosine Liebe fürs Leben. Acht Tage später, bei Anbruch des Neujahrs, sieht der in Genesung begriffene Schnarrwergk voller Genugthuung, daß seine Bewußtlosigkeit an Erfolg seinem wohl berechneten Plane vorausgeeilt ist; und Warnefried zweifelt nicht mehr, daß der alte Sonderling einen nach seinem Namen und seiner Außenseite nicht zu erwartenden Kern hat. Wenn Rosine den Sohn der Professorin Kohl zu schätzen weiß, hat sie dies aus dem Urteil und aus der Sinnesart ihres Nachbars gelernt; und auch Warnefried hat sich, so wenig er sich dessen bewußt geworden ist, doch dem Einfluß des Alten nicht zu entziehen vermocht.

Der Doktor von Schnarrwergks Gnaden ist ebenfalls Humorist, aber heiterer als sein Herr Pate. Mit klarer Erfassung des Weltlaufs entsagt er seinen höher strebenden, unerfüllbaren Jünglingshoffnungen und wird Lokalreferent einer Zeitung. Sein Freund, der ursprünglich hochfliegende Pläne verfolgende Maler Bogislaus Blech, geht ihm mit ermunterndem Beispiel voran, indem er zur Photographie hinabsteigt, Leichen als Specialität wählt und reich wird. Er dient dazu, durch den Gegensatz die Überlegenheit Warne-

frieds erkennen zu lassen, der auch in der Erniedrigung den idealen Zug seines Herzens nicht preisgiebt. Als ein ebenso harmlos froher Charakter, trotz Sorgen und Mühen, erscheint Rosine. Schnarrwegk hat recht, sie nach der Standhaftigkeit und der Unverdrossenheit, die sie in Wind und Regen auf dem Spaziergang bewahrt, zu beurteilen. Sie besitzt nicht weniger Humor als ihr Verlobter, da sie in keiner falschen Erwartung über Glück und Unglück befangen ist und sich von keiner Enttäuschung beirren läßt.

Der Erzählung geht ein Vorwort voran, in dem von der Taufe des ersten Sohnes des jungen Paares berichtet wird. Darin tritt das Buch voll Zukunftsvertrauen an die Schwelle der jüngsten Generation, um in seinem Verlaufe dieses Vertrauen aus der Schilderung der älteren Generationen zu rechtfertigen. Denn der Glaube an die Unverwüstlichkeit idealer Gesinnung ist der wahre, wirklich schützende Lar jedes Menschen, der Lar ohne Götzen- und Fratzenhaftigkeit, ohne Hufschmiedsaugen und Affenfell.

Der Humor Warnefrieds ist am Anfange nicht derselbe wie später; denn ursprünglich fehlt noch der freie Verzicht, durch den der gelehrte Doktor beim Lokalreferententum anlangt. Solche Entwicklung eines Charakters zum Humoristen und des Humors selbst schildert in besonderer Ausführung die Erzählung Stopfkuchen, eine See- und Mordgeschichte. Überhaupt ist diese Dichtung, was das Wesen des Humors und dessen Herausbildung zu einer möglichst hohen Vollkommenheit anbetrifft, die beste Raabesche Leistung. Dabei ist sie von einer vorzüglichen Komposition. Eduard, der Jugendgenosse Heinrich Schaumanns, der Hauptperson, schreibt auf dem Schiff bei der Rückkehr aus seiner norddeutschen Vaterstadt in seine jetzige Heimat Transvaal

nieder, was ihm sein Freund während eines Tagesbesuches von seinem Leben mitgeteilt hat. Daher werden diese Mitteilungen teils durch Erinnerungen Eduards an den Besuch im Vaterlande, teils durch Bemerkungen über die augenblickliche Seefahrt durchkreuzt. Und alldies baut sich ungeachtet des Wechsels zwischen Gegenwart, naher und ferner Vergangenheit zu einer harmonischen Einheit auf.

Heinrich Schaumann führt von Jugend an den Spottnamen Stopfkuchen; denn Eltern und Lehrer behandeln ihn als die verkörperte Dummheit, Faulheit und Vielfräßigkeit. Aber er fängt schon an, dagegen sich aufzubäumen; er fühlt, daß das unter allen Umständen Hinabdrückenwollen jedes Einzellebens auf ein kursfähiges Mittel- und Gleichmaß ungerecht ist. Eine wirkliche, wenn auch zunächst noch unwillkürliche That vollbringt er, als er sich dem trotz aller Unmöglichkeit eines Beweises des Mordes an Kienbaum verdächtigten Bauern Quakatz auf der Roten Schanze und dessen Tochter Valentine anschließt. Nachdem er dann von der Universität zurückgekehrt und von seinem mit ihm unzufriedenen Vater aus dem Elternhause verjagt ist, weist ihn der höhnende Ausspruch eines Kneipphilisters auf die Rote Schanze als die einzige Zuflucht. Es ist schon Humor, daß er diesen Hohn ernst nimmt und wirklich Großknecht bei Quakatz wird. Es ist jedoch erst der Anfang der bewunderungswürdigen Arbeit, die er nun angreift. Diese Arbeit wird zu einem wahrhaften Sinnbilde, was es heißt, die Niedrigkeiten des Lebens freiwillig auf sich nehmen und doch über sie triumphieren. Tiefer und tiefer fühlt Valentine den fast von ihrer Geburt an auf ihr lastenden Jammer sinken, und milder und milder steigen die Tage über Quakatz herauf. An seinem Hochzeitsfeste mit Valentine steht Schau-

mann auf seiner Höhe. In ruhiger Selbstgewißheit läßt er seinem Humor frohen Lauf. Er ladet alle Bewohner der Umgegend zu freiem Essen und Trinken ein, — und sie kommen. Er erlangt Versöhnung mit seinem Vater, und Quakatz gewinnt wieder Achtung.

Jetzt gilt es nur noch, zu zeigen, daß Schaumann des Sieges, den er errungen hat, wert, des Friedens, den er geschaffen hat, sicher ist. „Gehe aus dem Kasten!“ hat er über sein Haus geschrieben, und so geht er den Spuren des wahren Mörders von Kienbaum nach. In einer vorzüglichen Predigt am Grabe des alten Quakatz läßt er durch den Prediger des Nachbardorfes den Toten von jeder Schuld reinigen. Darauf verrät sich der Postbote Störzer, indem er, anstatt den dargereichten Spaten für die drei Hände voll Sand zu ergreifen, scheu in die Menge zurückweicht. Schaumann, der allein es bemerkt hat, zwingt den halb idiotischen und bloß durch halbe Schuld zu seiner Unthat gelangten Thäter nach einigen Wochen zu einem Geständnis. Dabei kommt seine ganze Überlegenheit zum Ausdruck. Es würde nichts nützen, Valentine den Mörder zu entdecken, weil dies die seit lange vernarbten Wunden nur wieder aufrisse; es wäre auch überflüssig, an die Öffentlichkeit ihn auszuliefern, da die Leute Quakatz und seiner Tochter das Leben zu sehr vergällt haben, als daß sie auf Recht einen Anspruch erheben könnten. Schaumann schweigt also. Er ist von Anfang an in der Angelegenheit so sehr der Vertreter der ewigen Gerechtigkeit, daß er bis zum Ende darin souverän verfahren darf. Gerade an dem Tage, als Eduard bei ihm ist, liegt Störzer im Sarge. Schaumann erzählt in Gegenwart Valentines, aber den Mörder verrät er auch jetzt noch nicht. Mit einem Riesenphlegma führt er den Freund in ein

Wirtshaus, und erst vor den Ohren des Schenkmädchens bringt er seinen Bericht zu Ende. Wie muß nicht das Beängstigende, das die Enthüllung des großen Geheimnisses birgt, für Valentine sich mildern, wenn die Lösung des bösen Rätsels erst allmählich durch das Gerede der Leute ihr zu Gehör kommt!

Vielleicht sind Fritz Fiebiger und besonders Mathilde Sonntag und Just Everstein ebenso große Humoristen wie Heinrich Schaumann; aber nirgends erhält die Größe und die Sieghaftigkeit des Humors, weil durch nichts verdunkelt, reineren und reicheren Ausdruck als in Stopfkuchen. In lebendiger und schöner Anschauung offenbart sich dies noch einmal am Schluß. Als Eduard seine Vaterstadt wieder verlassen hat und mit der Eisenbahn unter der Roten Schanze vorbeifährt, sieht er sie oben im Glanze der Sonne, von Grün umgeben und überschattet, liegen; am Rande stehen Schaumann und Valentine, Arm in Arm, ruhig und heiter hinaus in die Ebene blickend.

Auf der Universität hielt es Stopfkuchen wegen der geistigen und sittlichen Verknöcherung der leitenden gelehrten Gesellschaftsklassen nicht aus. Mit gegen sie war der Schlag geführt, durch den er, wie er sich ausdrückt, Kienbaum völlig totschlug. Näher war Raabe dieser Verknöcherung und Gefühlsstumpfheit in den Unruhigen Gästen, am nächsten im Alten Eisen getreten. Aber ganz mitten in sie hinein führte erst der 1893 veröffentlichte Roman Kloster Lugau. Ihr Hauptvertreter ist der blondhaarige Doktor Eckbert Scriewer in einer norddeutschen Universitätsstadt, der der Name Wittenberg beigelegt wird. Nachdem sein Plan, durch Vermittelung des Prinzenerziehers und Hofrates Doktor Franz Herberger emporzukommen, mißglückt war, entschloß

er sich zu versuchen, ob es ihm mit der Gelehrtenlaufbahn gelänge. Er hat sich, eben als der Roman anfängt, mit Eva, der Tochter des Professors und Oberkonsistorialrates Kleynkauer, verlobt. Die rührende Natürlichkeit, Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit Evas ist ihm indes für seine Zwecke sehr hinderlich. Er martert daher die zur künftigen Gefährtin seines Lebens Erwählte, indem er ihr zumutet, seine unsaubere Gesinnung als etwas Hohes zu schätzen, dessen sie sich erst noch würdig machen müsse. Die zu seinem Leide um ihres Ansehens und der von ihr zu erwartenden Erbschaft willen zu respektierende Tante Euphrosyne Kleynkauer bringt ihre durch jene Behandlung kranke und schwermütige Nichte nach dem in der Nähe gelegenen adligen Stift Kloster Lugau, wo gerade, wegen einer Vergleichung mit dem Schwabenspiegel auf der Suche nach einer Handschrift des Sachsenspiegels begriffen, der junge Doktor Meyer aus Tübingen sich aufhält, der sich als ein Verwandter der Tante entpuppt. Fräulein von Kattelen schreibt darauf sittlich entrüstet und mit verdächtigenden Andeutungen über Meyer und Eva an Scriewers Mutter, die sofort ihren Sohn verständigt, der es zu wenden weiß, daß er zur Ordnung der Bibliothek des Klosters entsandt wird; es muß ihm ja daran liegen, das erschlichene, zum Teil schon verwirkte Bräutigamsrecht und die durch den Schwaben in Gefahr geratene Erbschaft zu retten. Raabe charakterisiert dieses Streber- und Intrigantentum in fein ersonnenen Zügen, nicht im geringsten satirisch, doch es mit wuchtigen Schlägen moralisch zu Boden streckend. Franz Herberger lebt zur Zeit als Privatmann in Wittenberg. Denn Verwicklungen bei Hofe, denen die von ihm innig geliebte und ihn wieder liebende Hofdame Gräfin Laura Walberg zum Opfer gefallen ist, haben ihn

gern auf seine Carriere verzichten lassen. Auch hier ist der Einfluß der Tante Euphrosyne im Spiel gewesen, sofern sie Herbergers Rechtschaffenheit vor Versumpfung bewahrt hat. Laura wohnt seitdem in dem Kloster.

So steht die Tante mit dem Spitznamen Kennesiealle, den sie von ihrer Lieblingsredensart hat, zwischen beiden, Scriewer und Herberger. Von ihrer Keplershöhe in ihrem Garten, dem Erbstück, das einen so wesentlichen Faktor in Scriewers Rechnung bildet, schaut sie mit hellem und ruhigem Blick um sich. Ihr unerschrockener, alles beherrschender Humor schützt sie wohl nicht, daß sie manchmal an Evas Schicksal verzweifelt, aber giebt ihr das sichere Vertrauen, daß sie doch den Punkt finden werde, an dem sie den Hebel, um alles wieder ins Gleiche zu bringen, ansetzen könne. Darin irrt sie sich nicht. Als sie in Lugau Scriewer belauscht, wie er Eva von neuem, diesmal mit raffiniertester Frechheit, zusetzt, greift sie zu einem drastischen Mittel. Mit einer Ohrfeige fegt sie ihn von dem Schauplatz hinweg. Dieses Erlebnis bricht zugleich Lauras nach jenem Hofskandal selbstauferlegte Zurückhaltung, Herbergers Frau zu werden. Auch ist es am Schlusse gewiß, daß Meyer und Eva zu beider Glück früher oder später einander finden. Wie Eva hauptsächlich unter dem Schutze der Tante aufgewachsen ist, wie Herberger dieser zum Teil die Wahrung seines besseren Selbst verdankt, so dämmert es nun auch bei Evas Eltern, daß die Sinnesweise der oft unbequemen Verwandten am Ende doch etwas wert sei.

Gerechte Freude an dem in diesen Ergebnissen sich verkörpernden Siege über die gelehrte sittliche Verknöcherung durchdringt die Stimmung des ganzen Romans. In zwiefacher Weise äußert sie sich: allgemein durch die Art der

Schilderungen und speciell durch den Zeithintergrund. Wie um die Rote Schanze in Stopfkuchen weht um das Kloster Lugau der Geist vergangener Jahrhunderte. Zu dem die Welt verstehenden Humor der Tante gesellt sich die harmlose Heiterkeit und die süddeutsche Lebensfreude des schwäbelnden Schwaben. Der Dichter selbst ist in allem, auch in dem Schlimmen, voller Humor. Und wenn bei den Briefen Scriewers, der Mutter von Scriewer und des Fräuleins von Kattelen uns schwül ums Herz wird, erquicken die Briefe von Eva, Gräfin Laura, Meyer und Herbergers Diener Mamert uns um so mehr. Es ist deutscher Adel darin. In einer früheren Erzählung hat Raabe dieses Wort im Zusammenhang mit den Jahren Siebzig und Einundsiebzig gebraucht. Hier dürfte er es wieder thun. Kloster Lugau spielt Ende Neunundsechzig und während Siebzig. Am Schlusse sind Herberger, Meyer und Mamert im Kriegslager; Eva und Laura pflegen daheim die Verwundeten. Über Mamert gelangt die Kunde nach Wittenberg, daß er gefallen sei. Abermals symbolisiert der Dichter den Bund zwischen Nord und Süd: in der Freundschaft, die Meyer und Herberger schließen, in der künftigen Verbindung Meyers mit Eva, in Meyers Vergleichnng des Sachsen- und Schwabenspiegels. Die Tante Kennesiealle, die aus einer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Süd- nach Norddeutschland übergesiedelten Familie stammt, stellt jenen Bund sogar in Person dar. Wie wenig es Raabe bei alldem auf äußeren Erfolg, auf äußere Überwindung des Schlechten absieht, zeigen gerade diese Geschichtsbeziehungen. Denn Scriewer, der nach Halle gegangen ist, benutzt mit Geschick die Zeitlage, um seinen Namen mit Ruhm zu krönen.

Noch mehr auf äußeres Glück verzichtend, in reiner

Innerlichkeit verbleibend, spielt sich das Leben der Hauptpersonen in den 1895 erschienenen Akten des Vogelsangs ab. Der Tod von Velten Andres und der ihn mitteilende Brief von Helene Trotzendorff veranlassen den Oberregierungsrat Karl Krumhardt, seine Erinneruugen aus der Vergangenheit aller drei aufzuschreiben. Sie haben ihre Jugend in dem Vogelsang, einer Vorstadt ihrer heimatlichen Residenz, zwischen lachenden Gärten am Fuß des bewaldeten Osterberges verbracht: Karl von gutem Mittelschlag, unter der Zucht eines strengen, auf bürgerliche Ehre und Stellung haltenden Vaters; Velten von seinen Eltern her eine Ausnahmsnatur, begabt mit Phantasie und Gemüt; Helene mit ihrer Mutter im voraus von den Reichtümern träumend, die ihr in Amerika weilender Vater zu erwerben beabsichtigt. Velten voller Streiche und Ausgelassenheit und Helene voller Trotz und Eigenwillen sind von früh an Gegensätze, die sich fliehen und doch wieder suchen. Als Velten den künftigen Schwager Karls, einen Sohn aus vornehmer Familie, vor dem Ertrinken gerettet hat, kommt eine Zeit, in der die Philisterweisheit aus ihm etwas machen will, sich aber bald wieder vor seiner Unfügsamkeit zurückzieht. Bezeichnend ist es, daß er als Student in Berlin in der Dorotheenstraße, mitten in der Nüchternheit des Weltstadtverkehrs, den doppelt romantischen Winkel, im Hinterhause bei der Witwe des Fechtmeisters Feucht und im Vorderhause bei der feinen hugenottischen Schneiderfamilie Des Beaux, mit denen er auch Karl bekannt macht, herausfindet. Frei über den kleinen und großen Dingen der Welt stehend, hat er das eine Streben und die eine Zuversicht, Helene, die inzwischen wirklich mit ihrer Mutter nach Amerika übergesiedelt und sehr reich geworden ist, heimzuholen. Er bewährt einen

Humor, der die Güter der Welt verachtet und doch sich zu ihnen im äußeren erniedrigt, indem er seine Studien aufgiebt, bei dem alten Des Beaux die Buchführung lernt, ebenfalls nach Amerika geht und dort es zu etwas bringt, — zum Schmerz der zarten, anmutigen Leonie des Beaux, die ihn liebt. Helene heiratet aber den reichen Amerikaner Mungo. Velten erringt also nicht sein Ziel. Als echter, großer Humorist trägt er um seiner Mutter willen diese schwere Enttäuschung nicht bloß geduldig, sondern auch lachend. Zu ihr in den Vogelsang kehrt er zurück. Die Liebe, die er der Frau widmet, der durch tausend Leiden und tausend Thränen immer die Sonne im Auge leuchtet, ist herrlich. Nach ihrem Tode tritt jedoch eine wichtige Wendung ein.

Wer sich innerlich frei von allem Kleinen, Verächtlichen, Niedrigen fühlt, kann sehr wohl zu der Folgerung kommen, ob er sich nicht auch äußerlich davon frei zu machen vermöchte. Velten versucht es, indem er seine Habe Stück für Stück mit dem ruhigsten Gleichmute in den Ofen steckt und sein Haus und sein Grundstück der alten Aufwärterin seiner Mutter schenkt. Raabe hat dieser That die Kritik sofort folgen lassen. Mister German aus dem benachbarten Circus, der Abend für Abend sich als Schimpansen vorführt, stellt sich ihm vor und begrüßt ihn als einen, der sich gleich ihm im Gezweige der Weltesche verklettert habe. Der Humorist Raabe übertrumpft hier den Humoristen Velten; denn er weiß, daß der Humor aus der Rolle fällt, wenn er das Kleine, Verächtliche, Niedrige als Mittel für seine Ideale nicht mehr nötig zu haben glaubt. Dennoch ist Veltens That eine große und Mister German etwas auch wieder im Irrtum. Velten hat so ganz die Welt überwunden und ist durch sein Lebensleid so berechtigt dazu, daß er keines Humors mehr bedarf. Als Selbstmörder

wäre er ein Knecht des Todes. Statt dessen siegt er nun über den Tod. Es liegt ein gewaltig nachwirkender Zauber in dieser an Schopenhauersche Überwindung des Willens zum Leben erinnernden That. In der kahlen Stube, in die sich Velten einige Jahre später bei der Fechtmeisterin Feucht einmietet, stirbt er mit einem Lächeln auf dem Gesicht in den Armen der Witwe Mungo, Helene Trotzendorffs, von der er mit Recht einmal urteilt, die Welt mit ihrem tückischen Glanze habe sie in die Netze gelockt, ihr nicht bloß das dumme, kleine Gehirn, sondern auch ihr schönes weites Herz eingedrückt. Leonie des Beaux, eine zweite Phoebe, ist Diakonissin geworden.

Ein Verhängnis hat über Velten und Helene gewaltet, das zwar erschüttert, doch mit dem erlösenden Schluß durch die hohe Bewährung im Leide, die es gebracht hat, dem rückwärts schauenden Blick ein Bild der Erhebung darbietet. Karl Krumhardt hat auf seinem leichteren Lebenswege nicht das Verständnis dafür verloren. Zufrieden im Besitz seiner Gattin und seiner Kinder, will er diesen, die ja das Leben der Menschheit mit weiterzuführen berufen sind, jenes Verständnis wecken und überliefern. Raabe selbst wendet die ganze Kraft seiner Menschenliebe und seiner Dichtergabe daran, um uns inne werden zu lassen, wieviel Schönheit und Adel, Sittlichkeit und Poesie die Gemeinheit der Welt knospend, blühend und fruchtend durchbricht. Welche Meisterschaft wieder in der Schilderung des Lebens der Kinder! Welch ein prächtiger Charakter neben Frau Andres der oft scheltende und doch kinderfreundliche Hauswirt Hartleben! Welche milde Gerechtigkeit nicht allein gegen den alten Krumhardt, der aus der bureaukratischen Engherzigkeit eine Tugend macht, und gegen den jungen Leon des Beaux, der sich aus einem

romantischen hugenottischen Schneidersohn zum fetten berlinischen Kommerzienrate entwickelt, sondern auch gegen die eitle, prahlerische Mutter Helenes und gegen Karls blasierten Schwager mit dem Spottnamen Schlappe! Der alte Des Beaux spielt bei Gelegenheit darauf an, da er in Leonie kein Fünkchen Franzosentum mehr zu spüren glaubt, daß ihr Reichtum an Phantasie deutsch sei. Die Akten des Vogelsangs sind erfüllt von diesem echt deutschen Reichtum, den auch die bildervolle Sprache bezeugt.

Nur ein einziges Mal hat Raabe die in diesem Kapitel besprochene Reihe von Erzählungen durch eine historische Dichtung unterbrochen, durch das Odfeld. Wir wissen, daß und wie er selbst darin sich als Humoristen im Sinne der von Peter Uhusen und Frau Cruse bis Velten Andres einander folgenden Charaktere zeigt. Gerade diese Erzählung ist unter den letzten Raabes nach ihrem Aufbau und ihrem Eindruck als Ganzes am schwersten durchschaubar. Im übrigen ist die Komposition meist einfacher als in den nächst vorangehenden Dichtungen. Anfang, Verwicklung und Ende sind unabhängiger von der Idee. Daß es dennoch auf sie am ersten ankommt, lehrt die Art, wie der Dichter Interesse und Spannung beim Leser hervorruft, die beide nicht sowohl durch die Verwicklungen an sich wie durch deren Bedeutung für die handelnden Personen oder vielmehr für die durch sie vertretene Welt- nnd Lebensauffassung bedingt werden. Von der Chronik der Sperlingsgasse bis zu den Akten des Vogelsangs hat Raabe den Standpunkt und die Tiefe des Eindringens für diese Welt- und Lebensauffassung öfter gewechselt. Zweierlei ist trotzdem dasselbe geblieben und in Übereinstimmung mit den historischen Dichtungen. Auf die Beherrschung der Wirklichkeit durch den

Humor und die Durchdringung der Wirklichkeit mit der Phantasie geht Raabe von Anfang an aus. Wie ihm die Geschichte hauptsächlich Schicksal ist, so folgt er daher in den nicht geschichtlichen ernsten Erzählungen weniger der Schuld und der Sühne als dem, das über die Menschen auch ohne Schuld kommt; und wie in den historischen Dichtungen sucht und findet er hier den Ausdruck für das Unsagbare, das dem Gefühl sich erschließende höchste Wirkliche, das im letzten Grunde das eigentlich Dichterische ist.



Dreizehntes Kapitel.

Rein humoristische Erzählungen.

Auf geschichtlicher und philosophischer Grundlage baut sich in Raabes Dichtungen eine Weltanschauung auf, nach deren praktischer Seite hin dem Humor die wichtigste Aufgabe zufällt. Das in Geschichte und Einzeldasein zum Ausgangspunkte genommene Leid des Lebens soll durch ihn überwunden werden. Daher ist der Weg, den die Dichtung schildert, und folglich die Dichtung selbst nicht ungemischt heiter. Aber auf der Höhe angelangt, im Besitz des Humors, kann der Dichter das Leid, das er findet, weil er dessen Meister geworden ist, gelegentlich auch ganz hinter sich werfen. Ob ihn im einzelnen Falle die lautere Freude allein oder außer ihr andere Umstände dazu veranlassen, macht keinen Unterschied. Immer entsteht eine Stimmung, für die es keinen Ernst und keine Traurigkeit giebt.

So aufgefaßt, sind Raabes rein humoristische Erzählungen Zeugen der Kraft und der Selbstgenügsamkeit seiner Weltanschauung. Natürlich können sie nicht von den hohen und den höchsten Dingen des Lebens handeln. Vielmehr besteht gerade darin ihr Kennzeichen, daß sich ihr Inhalt

auf etwas bezieht, das entweder überhaupt nicht ernst oder doch des Ernstes nicht wert ist. Indes nicht alle ausschließlich heiteren Stimmungen haben gleiche Bedeutung. Was uns in einer leichten Stunde ergötzt, braucht es deswegen nicht zu verdienen, in die Form einer Dichtung gebracht zu werden. Aber der Scherz, von dem hier geredet wird, ist der Ausfluß sicher gegründeten Lebensernstes. Obwohl er selbst ganz Scherz ist, kann daher doch seine dichterische Ausgestaltung die Punkte andeuten, die ihn mit jenem Ernste verbinden. Nicht anders sind Raabes rein humoristische Erzählungen zu verstehen.

Also muß zweierlei an ihnen beobachtet werden: erstens der geschichts-, sozial- oder lebensphilosophische Kern und Wert, der sich in der scherzhaften Auffassungsweise verbirgt, der sie folgen; zweitens der scherzhafte Inhalt an sich und die Hauptzüge, die ihn bezeichnen. Was von anderen Raabeschen Dichtungen her bekannt ist, darf zwar beiläufig einmal als Kommentar dienen; aber schließlich ist auch hier immer jede Erzählung nach dem, das sie selbst enthält, zu beurteilen.

Zum erstenmal bot Raabe in der Halb Mär, halb mehr betitelten Sammlung von Novellen und Skizzen zwei rein humoristische Stücke dar. Sogleich das eine, Der Weg zum Lachen, betrifft eine fundamentale Sache des Lebens. Es wird in der That zu wenig gelacht. Es giebt im Amts-, Geschäfts- und Gesellschaftsverkehr neben manchen schönen, guten und nützlichen Formen soviel chinesenhaft Ceremoniöses, neben weiser Mäßigung in der Kundgebung freier Urteile und Gefühle soviel Verschnürtheit in Herz und Geist, daß häufig nicht bloß das spöttische, sondern auch das aus dem besten und freundlichsten Sinne kommende Lachen als ein Verstoß gegen Sitte und Anstand gilt. Dennoch sollte der

Mensch, der so ohne Harm und aus Güte zu lachen weiß, meist um die Festigkeit seines Charakters, die Ruhe seiner Seele und die Zufriedenheit seines Gemütes beneidet werden. Denn er steht immer etwas in vertrauterem Mitempfinden mit dem gesamten Sein, er schaut durch den Schleier des Unvollkommenen überall das Vollkommene, und er bescheidet sich freiwillig in den Schranken seiner und jeder Endlichkeit. Keine Gelehrsamkeit nützt, und keine Weisheit taugt, solange nicht einer im rechten Augenblick unbefangen und fröhlich lachen kann.

Dies wird durch eine Schilderung, die selber Lachen erregt, natürlich am klarsten, vorausgesetzt daß das Gemüt der Quell sei, aus dem jenes Lachen sprudelt. Daher bleibt Raabe, wenn er den Griesgram und Astronomieprofessor Homilius sich nach dem Rate seines Hausarztes auf den Weg, das Lachen zu lernen, begeben läßt, nicht dabei stehen, die Komik zu zeigen, die allein schon in diesem Entschlusse steckt und sich weiterhin in der Ausführung steigert; sondern es gelingt ihm auch, den Gegensatz zwischen dem wahren Grunde, aus dem das Lachen am Ende heraufsteigt, und den winzigen Umständen, die es veranlassen, fühlbar zu machen und wohlthuend auszugleichen. Des Professors Blättern in dem in der Rocktasche auf dem Spaziergange und in den Wirtsgarten mitgeführten, mit allerlei Glossen aus der Jugendzeit ausgestatteten alten Horaz, in Zusammenhang mit der Erinnerung an das vor dem Weggang von Hause belauschte, für einige Zeit zu schmerzlicher Trennung gezwungene Paar Gottfried und Minchen, lockt erst Thränen zur Erweichung der Staub- und Steinrinde des verhärteten Herzens hervor und erfüllt darauf mit der erquickenden Wärme schöner Erinnerung, um für den endlich erlösenden Zufall vor-

zubereiten. Der bei dem Anblicke einer Randbemerkung auf einem Blatt des Horaz gethane Ausruf „Natalie Born!" führt die in der Nachbarlaube sitzende ehemals Angebetete mit ihrem Gatten, ihren Kindern und ihren Enkeln zu einem nach vielen Jahren fröhlichen Wiedersehen herbei. Als Homilius nach Hause zurückkehrt, den Hut etwas schief auf dem Kopfe, in der Hand einen Blumenstrauß, — lacht er und wir lachen mit. Darin liegt für ihn und für uns ein Nachzittern von dem Schmerz seiner Jugend, aber auch dessen Überwundensein, — das Vertrauen, daß das Geschehene, wie es geschehen ist, gut war, — und ein Dankgefühl für die Freude, die für die Gegenwart doch noch daraus erwächst.

Nicht so einfach und in sich harmonisch wie diese kleine Erzählung ist das andere rein humoristische Stück in Halb Mär, halb mehr mit dem Titel Weihnachtsgeister. Sein eigentliches Thema ist die stille Feier, die der in den Kindern von Finkenrode vorkommende Weitenweber und der dort ebenfalls einigemal genannte Hinkelmann auf dessen Stube am heiligen Weihnachtsabend bei einer Punschbowle bis in die späte Nacht begehen, — besonders der Traum, den Hinkelmann, als ihn der Rausch in Schlaf versenkt hat, träumt, worin die auf einer Auktion von ihm erstandene defekte Puppe zur führenden Elfe wird. Aber mit dieser Feier hängt die Erzählung, daß Hinkelmann am Tage vorher in der Familie der dichtenden Geheimrätin Weißvogel wegen der ihm zugeschriebenen, von Weitenweber verfaßten Kritik des neuesten Werkes der Dame unmöglich geworden ist, nur lose zusammen. Außerdem steht der dem Inhalt des Traumes zu Grunde liegende Ernst nicht recht in Einklang mit der leichten und scherzhaften Art des Ganzen, vielleicht weil ein solcher Einklang sich überhaupt nicht herstellen läßt.

Die Puppen-Elfe führt nämlich die beiden Freunde zu dem erloschenen Weihnachtsbaum eines bereits in Nachtruhe schlummernden Hauses. Ein Apfel, ein Honigkuchenkerl, eine Bäuerin, eine Tänzerin und ein Rosinenmann, die alle an dem Weihnachtsbaum aufgehängt sind, erzählen von ihrer Vergangenheit, oder sie geben sonstwie ihren Charakter kund. Auch die anderen Sachen auf dem Tisch und am Baume gewinnen Leben. Soziale und philosophische Anspielungen werden dabei gemacht. Der Honigkuchenkerl, dessen Herz eine bittere Mandel ist, spielt sich als Staatsbürger erster Klasse auf. Der Rosinenmann, der einer am Verhungern nahen Familie seine Entstehung verdankt, läßt einige anarchische Neigungen laut werden, so daß schon die Bleisoldaten sich in Bewegung zu setzen anfangen. Die Bäuerin erzählt von der armen, genügsamen alten Frau, aus deren Hand sie hervorgegangen ist, und die Tänzerin rühmt sich trotz ihrer dürftigen Abkunft, zur Vornehmheit geboren zu sein. Endlich der Apfel entrollt sein Leben vom Dasein in der Blüte bis zur jetzigen Herrlichkeit, und er zweifelt am Schlusse, ob er nicht träume.

Alldies ist nicht ohne Anmut geschildert. Daß der Rausch sie erzeugt, daß er die häßliche Puppe zur niedlichen und freundlichen Elfe macht und sich in innigem Mitgefühl mit den Schwächen und den Leiden der Menschen ergeht, ist das Komische. Dadurch hat die Erzählung eine formelle Bedeutung. Die Dichter lieben die Träume oft nur zu sehr; auch Raabe ist von dem Mißbrauch mit ihnen nicht frei, wie die im dritten und im vierten Kapitel erwähnten Fälle beweisen. Trotzdem erregt der in ungewöhnlicher Art weit ausgesponnene Traum Hinkelmanns keinen Anstoß, das Gefühl der Unnatürlichkeit kommt gerade bei ihm keinen Augen-

blick auf. Der Grund dafür ist offenbar darin zu suchen, daß es sich um etwas Komisches, Scherzhaftes handelt. Wenn das Wunderbare, das Unnatürliche durch seinen Inhalt Lachen hervorruft, bietet seine Unnatur nur eine Ursache mehr dar, heiter zu stimmen. Für jenen Traum verschmilzt so das Scherzhafte seiner Entstehung und seines Verlaufs mit der Komik der Zumutung, ihn als Traum für wahr oder möglich zu halten.

Durchaus das Gegenteil vom Traumhaften und Romantischen stellen die Keltischen Knochen vor, die dritte Erzählung des Regenbogens. Der begehrliche, sittlich zerfahrene Gelehrte und der hohle und eitele Dichter werden darin zum Gegenstand des Humors gemacht. Erstreckten sich die gelehrten und dichterischen Unsauberkeiten und Narrheiten nur auf wichtige Dinge, so wäre ein Scherz darüber unangebracht. Zum Glück aber spielen sich, von wenigen geschichtlich wichtigen und ernsten Fällen abgesehen, namentlich die gelehrten Ränke in Sphären ab, die für die übrige Menschheit gleichgültig sind. Wegen dieser Nichtigkeit müssen jene Stückchen stets der gewöhnlichen Lächerlichkeit verfallen. Der Gemütsanteil, den der Humor dabei nimmt, kommt selbstredend nicht den Thätern der übelen Thaten, sondern der Menschheit, sofern sie trotz des Scheines einer Gefahr ohne Schaden hervorgeht, zu gute.

Der Prosektor Zuckriegel, der mit dem Erzähler und mit dem Dichter Krautworst in Hallstadt am Hallstädter See bei strömendem Regen anlangt, hat die Absicht, die neuen Leichenfunde am Rudolfsturm zu besichtigen und wo möglich einige Knochen zu stehlen. Er trifft im Gasthofe den Professor Steinbüchse, der vom Standpunkt des Altertumsforschers dasselbe Ziel hat, nur nicht auf Knochen, sondern

auf bronzene Geräte und Waffen seine Begierde richtend. Jener spricht den Gräbern germanischen, dieser keltischen Ursprung zu, worüber sie lange und heftig streiten. Aber in dem Entschluß, gemeinsam zu stehlen, versöhnen sie sich. Krautworst steht beiden feindselig gegenüber, teils weil er sie in seinem Dichtergemüte verachtet, besonders jedoch weil Zuckriegel ihn bei jedem Anlaß verhöhnt und verspottet.

Die Vorzüglichkeit in der Durchführung dieses Themas beruht auf dem Reichtum an kennzeichnenden Situationen, die zu hellstem Auflachen reizen. Der Name Krautworst aus Hannover ist für einen Dichter vortrefflich. Dies fühlt sein Besitzer sehr wohl, weshalb er sich Roderich von der Leine zu nennen pflegt, was abermals komisch klingt. Seine Kleidung ist höchst ideal. Er verfügt über einen rein weißen und einen carrierten Anzug; und da es fast immerzu regnet und er seinem Dichterberufe mit Eifer im Freien nachgeht, ist er in beständigem Klettern aus dem einen in den anderen Anzug begriffen. Die Reden und die Behandlung, mit denen Zuckriegel ihn beehrt, sind ergötzlich. Etwas Ruhe erlangt er, als der Streit mit Steinbüchse ausbricht. Ein Hagel gelehrter Höflichkeiten platzt da hernieder. „Ich werde gegen Sie schreiben; ich werde der Welt ihre Hypothesen vorlegen und in der rechten Beleuchtung zeigen," sagt Steinbüchse. Zuckriegel antwortet: „Schreiben Sie, schmieren Sie! Ich werde Sie niederschreiben, ich werde Sie platt schreiben wie eine Bettwanze." Inzwischen bringt Krautworst im Regen am Mühlbach sein Liebesabenteuer aus Linz in prachtvolle Verse, die Zuckriegel dann beim Vorlesen mit noch prachtvolleren Bemerkungen kritisiert und erläutert. Am Abend kommen die beiden Gelehrten in ein und dasselbe Zimmer; der Erzähler und Krautworst hören nebenan, wie der Streit

vom Nachmittag mit furchtbarem Schimpfen und Poltern von neuem anhebt. Aber am Morgen wandeln die Gegner friedlich unter gemeinsamem Regenschirm, ihren Diebesplan schmiedend.

Nichts Flaches, nichts Possenhaftes ist in den vielen Späßen. In Übereinstimmung und in Einheit mit der Entwicklung geschieht die Auflösung. Die Gerechtigkeit fordert natürlich, daß der Diebstahl mißlingt und die Thäter genarrt werden. Über ein Grab, das ihnen gezeigt wird, geneigt, greifen sie planlos zu und rennen davon. Da aber der Bronzemann Steinbüchse lauter Knochen gefaßt hat, wirft er, durch seine Verfolger bedrängt, seine Beute weg. Dies ärgert den Osteologen Zuckriegel, der die Hände voll Waffen und Schmucksachen hat, und er thut desgleichen. So haben sie nichts. Nur Krautworst hat die Genugthuung, den, der ihm manchen Schimpf angethan, geärgert zu sehen.

Noch zwei Andeutungen kommen vor, die jedoch außer Zusammenhang mit den anderen Ereignissen stehen und bloß der Idee nach dazu gehören, indes eben deshalb für Raabe bezeichnend sind. Der Erzähler trifft auf einem Spaziergang durch Hallstadt in einer Kapelle ein altes Mütterchen das ihn anbettelt. Unten im Süden befindet sich auf dem österreichischen Feldzuge gegen Italien ihr Sohn, Seppel Schönrammer. Dieser Hinweis öffnet für einen Moment einen Blick in einen ernsteren Hintergrund, der die Nichtigkeit dessen, wovon die Erzählung im übrigen handelt, scharf abhebt. Raabe konnte es kaum feiner und deutlicher ausdrücken, daß der Grund seiner Späße tiefer hinabreicht. Dennoch vermeidet er sorgfältig jede Trübung unserer fröhlichen Laune. Wie jene Thatsache in der Idee einen Teil des Ganzen bildet, so schmiegt sie sich auch ihrem Inhalte nach

stimmungsgerecht diesem Ganzen an. Zum Schluß wird nämlich aus der Verlustliste mitgeteilt, Seppel Schönrammer sei verwundet worden, zum Glück aber leicht, da er nur eine unbedeutende Kontusion von einem Schuß durch den Feldkessel in den Tornister erhalten habe, — er müsse also bereits auf dem Rückzug gewesen sein.

Die zweite rein humoristische Erzählung des Regenbogens, die fünfte der Sammlung, sind Die Gänse von Bützow. Der berühmte junonische Vogel spielt eine ernste Rolle in der dichtenden Weltgeschichte, hier spielt er eine heitere Rolle in einer Art weltgeschichtlicher Dichtung. Es giebt wohl kaum eine große Leistung in Wissenschaft, Kunst und Religion, in Technik und Politik, die nicht hinterdrein einigermaßen verunstaltet würde. Meist sogar verderben die Urheber großer Thaten und Schöpfungen in Kleinigkeiten schon selber ihr Werk. Am ersten sind politische oder soziale Erfolge diesem Verhängnis ausgesetzt, weil sie immer auf den weitesten Umfang ausschauen und die weitesten Kreise ergreifen. Dem gegenüber ist bloß zweierlei möglich: entweder an allem echten Fortschritt der Menschheit ganz zu verzweifeln oder mit Humor wegen des Guten das Schlechte in Kauf zu nehmen. Die Freudigkeit und der Entschluß, stets wieder in neuen Anläufen zu versuchen, an Stelle des Unvollkommenen Besseres zu setzen, vermögen nur auf dem zweiten Standpunkte zu gedeihen. Auf ihm stehen Die Gänse von Bützow. Sie sind in das Jahr 1794, also in die Zeit der französischen Revolution verlegt. Die verderblichen Triebe, die sich in das im Grunde berechtigte Streben jener großen politischen Bewegung mischten, das Überschreiten des durch die Sache bedingten Maßes, die närrische Sucht nach Revo-

lution, auch wo es an einem genügenden Grunde fehlt, gestatten es, obgleich sie selbst keine Spur von Humor enthalten, vom Standpunkte des Humors betrachtet zu werden, sofern ihre gerade im Hinblick auf ihre vielfachen Scheußlichkeiten am Ende lächerliche Ohnmacht veranschlagt und die große Errungenschaft, der sie sich anhingen, als ein unverlierbares Gut gewürdigt wird.

Die Fabel ist einfach. In dem mecklenburgischen Städtchen Bützow erläßt der Magistrat die Verordnung, es sollen künftig keine Gänse mehr auf die Straße gelassen werden. Die deshalb entstehende Erregung wird von der Mamsell Hornborstel dazu benutzt, den Bürgermeister und Junggesellen Hane, mit dem sie auf Kriegsfuße lebt, zu ärgern. Der Advokat Doktor Wübbke, der Fräulein Hornborstel wegen ihres Geldes zu heiraten trachtet, und der Magister Albus, der in die Jungfer verliebt ist, lassen sich leicht gewinnen. Albus hält eine donnernde Rede gegen das städtische Oberhaupt, während Wübbke im stillen besonders die niedere Bevölkerung aufwiegelt. Dem Magister bekommt indes seine Heldenthat schlecht; jammernd über die Entdeckung, in Wübbke einen ihm überlegenen Nebenbuhler in der Liebe zu haben, muß er sich bei dem ehemaligen Konrektor Eyring verstecken, um sich der obrigkeitlichen Nachforschung zu entziehen. Wübbkes Werk wird dagegen von gutem Erfolge gekrönt; denn die Aufrührer rücken in Hanes Haus. Da die aus Schwerin verschriebene bewaffnete Macht noch nicht da ist, schickt Hane in seiner Verzweiflung zu Eyring, der ihm, mit der Bedingung, daß Albus auf freiem Fuße die Stadt verlassen darf, rät, die schwerinschen Husaren bei der Mamsell in Quartier zu legen. Dies geschieht auch. Aber Fräulein Hornborstel heiratet nicht den Advo-

katen und Doktor Wübbke, sondern den Husarenleutnant von Schlappupp.

Die Zeit, in die diese Vorgänge fallen, rechtfertigt es, in ihnen etwas von dem Geiste der französischen Revolution zur Wirkung kommen zu lassen; denn besonders in Deutschland waren die Gemüter durch die Ereignisse in Paris aufs höchste erregt. Aber zweierlei ist dabei zu beachten: weder durfte der Dichter die von ihm erfundenen und geschilderten Vorgänge nur im geringsten äußerlich zu der französischen Revolution in Beziehung setzen, noch durfte er sie im Verkehrten und Bösen jenen weltgeschichtlichen Wirren irgendwie ähnlich machen, wenn er nicht allem Humor entsagen wollte. In beiden Fällen hätte er mit dem furchtbaren Ernst und mit der gerechten Entrüstung, die bei jeder Erinnerung an jene Schreckensjahre erwachen, frivol gespielt. Davon ist er jedoch sehr weit entfernt, wenn er Wübbke mit Robespierre oder Danton, Albus mit Vergniaud, Mamsell Hornborstel mit Frau Roland vergleicht, wenn er sagt, in der Thür der Honoratiorenstube des Gasthofs sei nach der Rede von Albus ein Gewoge und ein Gedränge wie in der Konventssitzung in Paris am 27. Juli entstanden, wenn er beim Ansturm der Aufrührer gegen Hane auf die dem Könige Ludwig vom Volke erstattete üble Aufwartung hinweist. Auch dient die französische Revolution ja nur als ein Beispiel, durch das der Dichter an einem einzelnen Falle zeigt, wie der Humor sich überhaupt zu der politischen und sozialen Geschichte stellt. Deshalb wird einmal, übrigens wohl ohne Berechnung, aber passend aus der Idee der Erzählung heraus, eine andere Parallele gezogen: nämlich als Hane Mamsell Hornborstel Bützows Catilina und sich dessen Cicero nennt. In den Vergleichungen selbst steckt immer etwas überaus Komisches.

Dadurch wird noch besonders deutlich, daß Raabe mit seinem Humor nicht auf das Schauderhafte und Schreckliche, sondern nur auf das Thörichte und Verfehlte, dem keine Revolution entgehen kann, abzielt. Er hält diese notwendige Grenze, so schwierig es manchmal sein mag, sehr geschickt inne.

Doch der gemütvolle Anteil, den der Humor jenem Thörichten und Verfehlten, wenn er wahrer Humor ist, darbringen muß, bedingt auch die Anerkennung des Guten und des Gelungenen revolutionärer Bewegungen. Die Bewohner Bützows erlangen daher das beanspruchte Recht, ihre Gänse auf die Straße zu lassen, wieder, wenn auch der Aufruhr durch die kleine schwerinsche Husarenschar zum Schweigen gebracht wird. Vor allem hebt die juristische Fakultät in Halle die strenge Verurteilung, die von der herzoglichen Justizkanzlei in Schwerin über die Vollführer des Aufruhrs verhängt wird, bis zu beinahe völliger Freisprechung auf. Dies entspricht der inneren Niederlage, die Hane und Genossen bei Albus Rede davontragen, wo sich der Zorn des ungerecht um seiner Armut willen für nichts geachteten Mannes Luft macht und die im Fette sitzenden Spötter in unerwarteten Schrecken jagt. Auch direkt weltgeschichtliche Anspielungen lassen sich ebenso aus. Nicht umsonst wird daran erinnert, daß an dem Tage, mit dem die Erzählung anfängt, Suwarow Praga mit Sturm nimmt, und zwölftausend Bürger, Weiber und Kinder niedermetzelt; an schaurigen Scenen sind Kriege ja reicher als Revolutionen, die selbst nur Kriege bedeuten und deshalb wie diese gleichzeitig Segen und Unsegen schaffen. Mehr an den Segen als an den Unsegen darf gedacht werden, wenn man hört und erwägt, daß die Gänsegeschichte in die Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten von Preußen fällt. Und nicht ohne schalkhafte

Absicht ist die Handlung nach Bützow, in eine mecklenburgische Stadt, verlegt. Hinter alldem verbirgt sich, aber nicht so, daß es sich den Blicken entzöge, eine Parteinahme für die echten menschlichen, nicht die angemaßten und das Unrecht in anderer Form erneuernden Rechte der Unterdrückten.

Scheinbar ist es nicht Raabe selbst, der so denkt, so anschaut und schildert, sondern der Konrektor Eyring. Man darf jedoch fast behaupten, nur um so deutlicher wird es, auf wessen Seite des Dichters Gesinnung steht. Eyring gilt bei den Dunkelmännern in Bützow für einen Ketzer und Voltairianer. Als er einmal die Klage des Ehrn Klafautius, man werde bald das Heiligste nicht mehr schonen, mit der Hinzufügung unterbricht, man werde sich an dem Kirchenzehnten vergreifen, forscht der geistliche Herr in seinem Gesicht nach einem ironischen Schimmer. Man hört den heiteren Alten von Herzen still für sich kichern, wenn er dazu bemerkt: „Jedoch vergeblich." Er fühlt sich durchaus in seiner Haut wohl. Weil er ein Raabescher Mensch und ein Raabescher Humorist ist, wissen wir, er hat gewiß manch schweres Päckchen im Leben zu tragen gehabt und noch zu tragen. Doch davon ist hier keine Rede. Deshalb zieht er uns ganz in seine behagliche Stimmung hinein. Er schreibt: „In Bützow an der Warnow ist mir allmählich das Kleinste zum Größten und das Größte zum Kleinsten geworden, und wenn ich von meinem Museo aus den Gang der Dinge betrachte, so gehört es nicht zu den geringsten Vergnügungen, zu sehen, wie der Spaß den Ernst ablöset, und wie die Welt ein gar jokoses und amusantes Theatrum sein kann, vor welchem nur die Allerweisesten und die Allerdümmsten mit unbewegter Miene sitzen dürfen." Er gehört offenbar

der ersten von beiden Arten der Menschen an. Seine Lebensanschauung ist klar und tief, seine Lebensführung ruhig und sicher. Er ist daher schließlich der einzige in Bützow, der seine fünf Sinne zusammenhält. Eben dies befähigt ihn zu dem humorvollen weltgeschichtlichen Blick, mit dem er den Gänsetumult betrachtet. Und es befähigt ihn auch, seine unverhohlene Freude über das hallische Rechtsurteil auszudrücken. Durch ihn gestaltet Raabe seine Erzählung schlicht natürlich, heimisch anmutend, ernst gedankenvoll und doch köstlich erheiternd.

Von einer gleichfalls sehr komischen Wirkung, trotz einer scheinbaren Spur von Schaurigem, vielleicht sogar erst recht wegen dieses Scheines, ist die letzte rein humoristische Dichtung des Regenbogens, unter dem Titel Gedelöcke. Raabe erzählt, er habe 1865 in Stuttgart auf dem Trödelmarkte für neun Kreuzer die 1731 in Cölln an der Spree gedruckte Historie von des Kurators in Kopenhagen Herrn Jens Pedersen Gedelöcke sonderbarem Glauben, Leben, erstaunendem Tode und merkwürdigem Begräbnis erstanden. Es liegt also die Bearbeitung einer Sage vor, wobei auch eine Kleinigkeit aus der politischen Geschichte mit unterläuft. Gedelöcke steht nämlich sehr im Geruche unfrommer Freigeistigkeit. Besonders drei üble Nachreden sind über ihn in Umlauf: er treibe alchymistischen Spuk, behandle seine Frau schlecht und habe sich von dem christlichen Glauben losgesagt und zum Judentum hingewandt. An dem letzten Punkte ist so viel wahr, daß er oft mit dem jüdischen Vorsänger Henrich Israel Umgang hat. Unter dem Könige Friedrich dem Vierten, der jeden Unterthanen selber für das Heil seiner Seele sorgen ließ, blieb Gedelöcke an Leben und Leib unbehelligt; als aber 1730 Christian der Sechste den Thron

bestieg, wurde das anders. Diese politische Seite der Sache dient indes mehr nur einleitungsweise und beiläufig zu einer zeitlichen Abgrenzung und Begründung der Handlung.

Raabe hat aus dem Gedelöcke der Sage einen vorzüglichen Humoristen gemacht. Mit welchem Gleichmute der Kurator, als seine Ehefrau Mette den Geistlichen der Trinitatiskirche', Herrn Hieronymus Moekel gerufen hat und dieser sich zu der höchsten Erregung über die Sünden des Argen versteigt, während jene über den bösen Ruf ihres Ehegemahles jammert und winselt, beide samt den zwei ebenfalls anwesenden Ärzten zu sich herein an sein Krankenbett ruft, — mit welchem Gleichmute er die frommen Reden des geistlichen Herrn anhört und seinen Gästen feurigen Spanier vorsetzen läßt, den sie annehmen, — und mit welchem Erfolge er schließlich, da Moekel es doch zu bunt treibt, alle vier aus der Thür wirft, um die drei Fremden von seinem Famulus Bleichfeld dann aus dem Hause spedieren zu lassen, ist prächtig geschildert. Nur in einem Punkte hat Gedelöcke sich dennoch verrechnet. Nach seinem Tode erhält sein Freund, der Oberst Benediktus von Knorpp, der auf dem Anmarsch von Altona her begriffen ist, durch Bleichfeld von ihm einen Brief, er solle ihn heimlich bei Nacht und Nebel begraben. Es ist nun wiederum prachtvoll, wie Knorpp, der Doktor und Regimentsarzt Snorro Skalholt und Bleichfeld die Leiche Jens Gedelöckes entführen und die Magd und Frau Mette erschrecken, die da glauben, der Leibhaftige hole den Sünder. Doch jetzt kommt das Nachspiel. Der Küster der Trinitatiskirche hat über die Friedhofsmauer gesehen, und die jüdische Gemeinde erhält den Befehl, Jens Gedelöcke auf ihrem Kirchhofe zu bestatten; worauf die Juden Henrich Israel dazu verurteilen, nochmals die Leiche aus

der Erde zu holen und draußen auf freiem Felde einzugraben. Knorpp und Skalholt erhalten durch Bleichfeld und Israel Kunde davon nach der Festung Friedrichsstein bei Friedrichshall, wohin sie weiter gezogen sind.

Auf dem Gegensatze der Unangreifbarkeit Gedelöckes bei Lebzeiten und der Nutzlosigkeit der Rache seiner Feinde an seinem Leichnam beruht der Humor der Erzählung. Knorpp sagt zum Schlusse zu Skalholt: „Morgen geb ich's Ihm manu propria schriftlich, daß er mit meinem abgelegten Pelz nach Seiner Kunst und Begierde anfangen mag, was Ihm beliebet.“ Darauf erwidert Skalholt: „Kommandante, da hat er doch endlich einmal einen verständigen Einfall! Hätt's Ihme fast nicht mehr zugetrauet.“ D. h. es ist völlig gleichgültig, was mit unserem Leichnam geschieht, es trifft nicht uns selbst mehr; denn wir sind nicht der verwesliche Rest, den wir zurücklassen. Den lebendigen Leib kann man martern, und den Geist eines Menschen kann man nach dem Tode heimsuchen, da der Mensch sich nicht mehr dagegen zu wehren vermag, durch Lob und durch Tadel, wie es in Wirklichkeit oftmals verübt wird. Aber die Feinde Jens Gedelöckes wollen es umgekehrt. Sie verfolgen den Geist, solange er noch auf dem Platze ist, sein Übergewicht voll geltend zu machen, — und unterliegen. Und sie rächen sich an dem belanglosen Leichnam, indem sie ihm erst nach dem dritten Begräbnisse Ruhe gönnen. Darin steckt ihre Thorheit. Unter dem Lachen, zu dem uns Raabe darüber bringt, zieht so die geistige Größe des Humors triumphierend daher, wenn auch dieses Lachen den Humoristen Gedelöcke selbst streift, der sich die Sorge um seine Bestattung hätte ersparen können.

Der Humor vermag niemals ohne die das Ideale in

den Dingen schauende Phantasie zu bestehen, er ist also immer ein Bundesgenosse der Dichtung. Der Feind beider ist der Philister, der sich auf seine ausschließlich verstandesmäßigen und darum seelenlosen Rechenkünste borniert. Wir wissen, Raabe führt dieses Verstandesprotzentum von der harmlosen Ahnungslosigkeit bis zur abgefeimtesten Bosheit, häufig in äußerer Überlegenheit, in vielen ernsten Verwicklungen vor. Über das hinaus, was er dort überall von der unverlierbaren inneren Sieghaftigkeit der dichtenden und verklärenden Phantasie verkündigt, ist nichts Neues mehr möglich. Da aber die Dichtung den Humor zum Bundesgenossen hat, muß sie ihren Feind auch einmal mit ungemischtem, ungetrübt fröhlichem Lachen abführen können. Dies ist das Thema der 1872 erschienenen Erzählung Der Dräumling.

Der Schauplatz der Handlung ist Paddenau, ein winziges Städtchen, das an einem freundlichen kleinen See inmitten einer niederen, sumpfreichen Landschaft liegt, die der Dräumling genannt wird. Die harmlose Scenerie dient als Abbild des Lebens, das oft ebenso harmlos erscheint und doch vielfach auch nur ein Sumpf ist. Zwar tritt diese Auffassung völlig zurück, so daß der erheiternde Eindruck der Dichtung nicht im geringsten dadurch gestört wird; aber zum Schluß versichert der Maler Haeseler, der sich mit Fräulein Wulfhilde Mühlenhoff verlobt und nicht daran denkt, in Paddenau zu bleiben, sondern eine Villa am Starnberger See erwirbt, sie würden sich beide im Dräumling zurechtzufinden wissen, und der Autor selbst fügt hinzu, wir säßen alle tief in dem Sumpfe und bemühten uns ebenfalls uns zurechtzufinden. Paddenau und der Dräumling sind das echte und rechte Land des Philistertums.

Sogleich der Anfang der Erzählung macht uns damit bekannt. Eine kleine Schar älterer Paddenauer Bürger sitzt im Sommer 1859 in der Wirtschaft zum Krebs um einen Tisch und zieht über den neuen Geist, der in die Stadt eingedrungen ist, her. Der Rektor Fischarth mit seinen, wie sie es nennen, ätherischen Kränzchen und seinen Versen sei schuld daran; er stehe im Begriff, die Jugend toll zu machen; obenein habe er Drillinge bekommen, was besonders in so kriegerischer Zeit sehr unbedacht sei, womit auf den italienisch-österreichischen Feldzug angespielt wird. Bezeichnend ist es, daß man sich dahin einigt, es habe schon mancher Paddenau auf den Kopf stellen wollen und am Ende sich eingewöhnt. Noch feiner ist die Charakteristik des Geheimen Hofrates und ehemaligen Prinzenerziehers Mühlenhoff. Er hat eine Ariosto-Übersetzung, eine Tragödie Konradino, lyrische Gedichte, eine Abhandlung über die Gebrüder Schlegel und eine Biographie von Tieck geschrieben. Das alles schützt ihn weder vor schlimmer Hypochondrie noch vor krassem Egoismus. Er benutzt den durch seine Phantasie wirklich glücklichen Fischarth als dankbaren Zuhörer beim Vorlesen seiner Schriften und streicht dessen Lob und Bewunderung mit vornehmem Wohlgefallen ein; dennoch reißt er denselben Mann im Gespräche mit seiner Tochter herunter. Er lamentiert über die trostlose, seiner nicht würdige Umgebung, in der er lebt, und ist, richtig gewogen, weniger als jene Spießbürger am Biertisch im Krebse wert. Nur einer übertrifft ihn im Reiche der Philister: Herr Georg Knackstert aus Hamburg, der Mitinhaber der großen Firma Knackstert Witwe und Sohn, ein Verwandter von Mühlenhoff, der sich mit dessen Tochter Wulfhilde verloben will. Am 10. November soll der hundertjährige Geburtstag Schillers auch in Pad-

denau gefeiert werden. Die Seele davon ist Fischarth und Fräulein Wulfhilde hat es übernommen, ein von dem Rektor dazu verfaßtes Gedicht öffentlich vorzutragen. Wie die Bierphilister, so sind auch Mühlenhoff und Knackstert gegen diese nutzlose Aufregung. Besonders der Hamburger hat sich eigens im November nach Paddenau aufgemacht, um dem allgemeinen nationalen Gefasel zu entgehen, und kommt nun nicht bloß erst recht da mitten hinein, sondern soll noch sogar die, mit der er sich verloben will, eine, wie er meint, unwürdige Rolle dabei spielen sehen. Er setzt daher alles daran, dies zu verhindern.

Die Schillerfeier ist eine Äußerung des deutschen Idealismus. Sie hat also eine nationale und eine dichterische Seite. Fischarth, der sie angeregt hat und leitet, ist aber durchaus kein erhabener Charakter. Er dichtet ganze Stöße von Blättern voll, und es ist danach. Sein Freund Haeseler spottet beim Anblick dieser Erzeugnisse: „Die Poesie hat doch in betreff ihrer Verbreitung eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Hundswut. Einer beißt den andern — der Raptus bricht aus nach neun Tagen, neun Wochen, Monaten oder Jahren, und über ein Radikalmittel zerbricht sich die Menschheit bis heute vergeblich den Kopf.“ Trotzdem gewinnt der Rektor, der sich für fünfhundert Thaler Gehalt und vierzig Thaler Wohnungsgeld plagen muß, aus seinem Versemachen die Wertschätzung und die Empfindung eines höheren geistigen Aufschwungs. Wie Raabes Humor uns einiges Mitgefühl mit den Schwächen und den Thorheiten der Bierphilister, des Hofrates Mühlenhoff und des Herrn Knackstert einflößt, so läßt er uns auch die Achtung fühlen, die Fischarth verdient. Obgleich die Schillerfeier naturgemäß einem Jahrmarktsspiele verzweifelt ähnlich ausfällt, vertieft daher der

Dichter seine treffende realistische Schilderung durch Hervorhebung der in dem Grunde der Volksseele wirkenden, nur sich ungeschickt äußernden edleren Regungen.

Von solchen hat selbstverständlich der Großmogul im Lande der Philister, Herr Georg Knackstert, keine Ahnung. Ihm steht der seit ungefähr einem halben Jahre in Paddenau Sümpfe studierende und malende Haeseler als Hauptthumorist gegenüber. Vor dem Sumpfmaler muß der Großkaufmann das Feld räumen. Am Anfange des zweiundzwanzigsten Kapitels stehen die Worte: „Es lebe das freie Lachen, das sich aus der Gebundenheit des grämlichen Tages plötzlich, unvermutet und unwiderstehlich losringt! Es lebe vor allem die stille Heiterkeit, welche bei besserm Nachdenken allen wirren, krausen Ärgernissen des Lebens abgerungen wird! Und leben sollen die, welche sich jederzeit gründlich Rechenschaft über allen Wechsel ihrer Stimmungen abzulegen vermögen, und welche die Qual oder die Wonne der Stunde wohl gleich allen Erdgeborenen überraschen, doch nicht überwältigen kann! Gepriesen sei der, welcher mit wirklichem Gewinn den kurzen Augenblick des Behagens aus der unbehaglichen Länge des Tages hervorzuheben versteht!" Zu den von dem Dichter so Angerufenen gehört Haeseler, aber auch Wulfhilde, Fischarth und dessen Frau Agnes. Haeselers ruhmreiche That ist dreifach. Er verschafft Fischarth, der sich über Knacksterts Versuch, durch Bestechung des Wirtes zum Grünen Esel das Schillerfest zu vereiteln, heftig geärgert hat und deshalb des Festes überdrüssig geworden ist, nachdem er ihn, um selber die Leitung der Feier in die Hand zu nehmen, eine Weile in sein Atelier gesperrt hat, dort in der Beschaulichkeit und der Behaglichkeit die lachende Gewißheit, daß es aus dem Wirrsal und der Ver-

drießlichkeit des Drämmlings einen Pfad aufwärts gebe. Er stellt die Intrigue Knackstert's in einer Schlußrede vor den versammelten Bürgern Paddenaus, wenn auch verblümt, doch hinreichend deutlich bloß, so daß der Hamburger, Wut und Ärger in sich hineinfressend, am folgenden Morgen auf und davon geht. Und er befreit dadurch Wulfhilde von dem ihr widerwärtigen großstädtischen Vetter und gewinnt mit der frohgemuten Frau Agnes Zustimmung die Liebe des heiteren Mädchens; was nochmals dem Hofrat und Prinzenerzieher Mühlenhoff Gelegenheit giebt, sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit vorzuführen, da er unter den veränderten Umständen den bisher teuer verehrten Knackstert schnell und bereitwillig preisgiebt. Herrlich klingt unter den vier ideal gesinnten Menschen, Haeseler, Wulfhilde, Fischarth und Agnes, nachdem sich die Leute vom Feste verlaufen haben, die Feier in ruhiger Nachtstunde aus. Sie begeben sich in Haeselers Wohnung und vereinigen sich um das für das Fest von dem Maler entworfene Transparent, das Wulfhilde darstellt und darum nicht hat gebraucht werden können. Sie hatten die Absicht, hier noch mit Punsch einen lustigen Schluß zu feiern; aber sie verzichten am Ende darauf. Haeseler ist nicht der eitle Spaßmacher, der er dem oberflächlichen Blicke zu sein scheint. Er hat genug Enttäuschungen über die Welt und Enttäuschungen über sich selbst erfahren, um sein gegenwärtiges Glück würdigen zu können. Mitten in der fröhlichen Laune, vor dem Transparent stehend, sagt er: „Siehst du, Teure, Liebe, da versinkt der Scherz in Nacht und Finsternis; der Ernst des Daseins erhebt sein Haupt im Dunkeln. Wir wollen still neben den Kohlen, die wir heute auf unserm Herde anzündeten, niederkauern und in Geduld den Willen der Götter erwarten." Auch der sonnen-

helle Humor des Dräumlings fußt auf dem Leid des Lebens, von dem er Kraft und Weihe empfängt.

Der Dräumling gehört zu den besten Erzählungen Raabes. Er legt für die Liebe des Dichters zu seinem Volke und für sein Mitgefühl mit der Not und der Angst seiner Mitmenschen ein so rührendes und gewinnendes Zeugnis ab, daß man der Sorge und dem Philistertum fast dankbar ist, weil sie der Heiterkeit und der Lebensfrische solche Gelegenheit geben, sich zu erproben. Wenn Die Gänse von Bützow zuweilen vorwiegend an den Verstand appellieren, fühlen sich im Dräumling Herz und Hirn des Lesers immer in vollstem Einklange. Selbst die vielleicht der äußersten Grenze des Zulässigen nicht zu fernen Gespräche zwischen Goethe und Schiller im Himmel und zwischen dem Starnberger und dem Paddenauer Storch auf dem altägyptischen Thore sind nicht bloß aus dem bei den Weihnachtsgeistern genannten Grunde gerechtfertigt, sondern fügen sich auch gut in die ganze Stimmung der Dichtung und haben einen zu der Form völlig passenden Inhalt. Der Aufbau und die Gliederung der Erzählung sind in ihrer Schlichtheit und Sachlichkeit tadellos.

Selbstredend kann die wahre Herzlichkeit des Humors sich immer nur auf die guten Seiten der Menschennatur beziehen. Personen, wie die beiden Gelehrten in den Keltischen Knochen, Mamsell Hornborstel in den Gänsen von Bützow, Moekel in Gedelöcke, Knackstert im Dräumling fordern mehr die Satire heraus, die jedoch dadurch auch zum Humor wird, daß sie die allgemeine oder die besondere Unschädlichkeit der gegeißelten Thorheiten sichtbar und fühlbar macht. Wem schadet z. B. die grenzenlose Borniertheit Knacksterts? Eigentlich nicht in Satire, die ja auf reinem

Verstande beruht, besteht in solchem Fall der Humor, vielmehr in satirischer Lust, die sich in närrischer Freude über die Unschädlichkeit einer Handlung oder Person, die leicht zum Schaden gereichen könnte, ergeht. Unter allen rein humoristischen Dichtungen Raabes ist keine so reich an dieser satirischen Lust, so ausgelassen darin, wie die 1873 veröffentlichte Erzählung Christoph Pechlin, eine internationale Liebesgeschichte.

Schon der Zusatz im Titel ist schalkhaft, da der eine Teil der beiden Liebenden, von denen die Rede ist, gar keine Liebe im Herzen trägt und der andere Teil sehnlichst bald wieder von der Person seiner Liebe loszukommen begehrt. In das Haus, in dem in Stuttgart der Litterat und Tübinger Exstiftler Christoph Pechlin wohnt, zieht eines Tages dessen ehemaliger Studienfreund, der Assessor außer Diensten Freiherr von Rippgen, mit seiner Gemahlin Lucie. Es bleibt nicht lange verborgen, daß die beiden Eheleute vielfach in Unfrieden leben. Die sich selbst höchst bemitleidenswert erscheinende Dame wirft sofort ihren Haß auf Pechlin, den sie beschuldigt, daß er ihre Häuslichkeit störe. Aber diesem ist äußerst lustig dabei zu Mute. Obgleich er mit dem Unglücke seines Freundes Mitleid hat, schöpft er daraus doch auch einiges Vergnügen. Indessen da ist noch eine Miß Christabel Eddish, Lucies Vertraute, die sich auf Reisen befindet und das widrige Schicksal hat, ihre Wege mehrmals von einem Sir Hugh Sliddery gekreuzt zu sehen, der aus einer zunächst noch dunklen Ursache bitter von ihr gehaßt wird und sie ebenso wieder haßt. Diese Miß wird gegen Pechlin zu Hülfe gerufen. Sie kommt, als gerade der lustige Tübinger sich bemüht, seinem Freiherrn auf einer Gebirgstour Erholung zu schaffen. Entschlossen reisen die

Freundinnen beiden nach. Auf dem Hohenstaufen treffen die vier zusammen. In einem Dorfe im Thale kommen die Damen in eine schlimme Lage, da in dem Ochsen Hochzeit gefeiert wird und im Lamm sich die Feinde des Bräutigams zusammenfinden, um die Freude des Festes zu stören. Es entsteht eine Rauferei, bei der Rippgen wieder einmal die Unzufriedenheit seiner Gemahlin verschuldet, während Pechlin durch geschickte Schlichtung des Streites die Anerkennung der ihm natürlich bis dahin feindlichen Miß erringt. Dies ist der Anfang eines zarten Verhältnisses zwischen Pechlin und Christabel, das in kurzem daheim zur Verlobung führt. Von Stund an ist auch Lucie von rührender Freundlichkeit gegen den Tübinger. Aber es ist jetzt an Rippgen, ein Helfer und Tröster zu werden. Pechlin erkennt zu seiner Verzweiflung, in welche Hände er sich begeben hat. Seine einzige Rettung ist sein und Rippgens gemeinsamer Studienfreund Doktor Schmolke, ein Rechtsanwalt in Frankfurt am Main, der schon früher eine Andeutung über Miß Christabel Eddish gemacht hat, wie wenn er Waffen gegen sie in Bereitschaft habe. Unter dem Vorwande, eine Erbschaftssache Pechlins zu regeln, wollen die beiden Freunde nach Frankfurt fahren, und die Damen schließen sich ihnen an. Es folgt die Schlußscene. Unter der Leitung Schmolkes, der als Beirat Sir Hugh Slidderys auftritt, im Pensionate des Doktors Dachreiter wird ein sechsjähriger Knabe als Sohn von Christabel Eddish und Sliddery vorgeführt. Die Miß ist entlarvt und der arme Pechlin seiner Centnerlast ledig.

Nicht bloß der Reichtum an Lachen erregenden Scenen, sondern auch die Überraschung, mit der sie wirken, zeichnen die Dichtung aus. Dieser Umstand verdient um so mehr

hervorgehoben zu werden, als Raabe sonst fast geflissentlich danach trachtet, so wenig wie möglich zu überraschen. Auch vorgängige Kenntnis schwächt die Wirkung nicht ab, so geschickt ist jede Wendung geformt. Man kann z. B. schon vollkommen darauf gefaßt sein, wenn Miß Eddish in München im Kopfe der Bavaria die Rundsicht genießt, nächstens Sir Sliddery erscheinen zu sehen; man muß doch laut lachen, sobald nun wirklich die hellseidene schottische Reisemütze, die brennend roten Haare und der brennend rote Backenbart, das gelbliche Gesicht mit dem lippenlosen Munde und der lange Hals des Engländers vor den blaugrünen Augen, dem grünen Kleide, dem gelben Strohhut und dem naturseidenen Sonnenschirm seiner Landsmännin aufblitzen, um sich sofort in die Tiefe der Säule wieder hinabzustürzen. Oder wenn Sir Sliddery am Fuße des Hohenstaufen im Ochsen zwischen dem Brautvater und dem Küster sitzt, so ist dieses Bild in seiner Komik so eindrucksvoll, daß es, so oft man daran auch erinnert werde, niemals an Frische verliert. Nicht weniger kehrt der ergötzlich grausige Schreck, mit dem man Pechlin, als ihn Rippgen besucht, am Fußboden auf dem Bauche, jammernd und klagend, daneben ein Glas mit verdächtigem Geruche, liegen sieht, jedesmal wieder beim Lesen. Unter anderem ferner beachte man folgende Stelle: „Sie war hinausgerauscht, nachdem sie dem glücklichen Verlobten noch ein halb Dutzend Kußhände zugeworfen hatte, und der glückliche Verlobte wandte sich mit krampfig in einander geflochtenen Händen von neuem an den Freund und ächzte: Rippgen, deine Frau — deine Frau ist ein furchtbares, ein fürchterliches Weib! Nimm es mir nicht übel! — Uh! stöhnte der glückliche Gatte, der heilloserweise den kläglich wütenden Ausruf oder vielmehr Aufschrei wirklich nicht übel

nahm und nur nach einigen in vollkommener Betäubung hingebrachten Augenblicken fragte: Und Christabel? — Uuuh! stöhnte Pechle.“ Man mache die Steigerung von dem Uh zu dem Uuuh zum zweiten-, zum drittenmal durch, man wird finden, daß sich die Komik der Situation nicht vermindert. Wohl am meisten überrascht der Schluß, worin der Dichter an Sliddery und Miß Eddish fast Geißelhiebe verabreicht, deren jeder indes in ein Jauchzen endigt, über die Befreiung des harmlosen, lustigen, in schwere Bedrängnis geratenen Pechlin. Dies sind nur einzelne Beispiele aus der Fülle der Späße und Scherze, mit denen uns Raabe belustigt; denn Christoph Pechlin gleicht einer ununterbrochen sich reihenden Kette der Ausgelassenheit seines Autors.

Besondere Beachtung verdient auch die Komposition, die Sprache, überhaupt die Darstellung und die Charakterzeichnung. Trotz aller Überraschungen kommt doch nichts Wesentliches vor, das nicht von Anfang an wohl begründet und in den ersten Kapiteln gleichsam im Keime gegeben ist. Es sind wenige Grundpfeiler, die die Erzählung tragen; und es bedarf nicht gelegentlich plötzlich zu Hülfe genommener Stützen, um die Handlung fort und zu Ende zu führen. Wenn Christoph Pechlin so furchtbar hineingerät, trägt er nur eine gerechte Züchtigung für die Schadenfreude davon, mit der er das eheliche Elend Rippgens betrachtet. Obgleich seine Liebesaffaire erst in der zweiten Hälfte der Erzählung anhebt, ist sie doch durch sein Spiel mit dem Feuer des häuslichen Unfriedens seines Freundes und durch die Rolle, die der Miß Eddish von Anbeginn an in dem Hause Rippgen zuerteilt wird, gewissenhaft Zug um Zug motiviert und entwickelt. Endlich die Auflösung, die wie aus heiterem Himmel dareinfährt, wird nur geschickt bis zum Schlusse geheim ge-

halten; sie ist jedoch schon am Anfange vorbereitet, als Schmolke mit dem Ausblick darauf, daß Miß Eddish einmal gefährlich zu werden vermöchte, mitteilt, er habe die Dame in seinen Akten. In der einfachen Art, zu schildern, kommt Christoph Pechlin den anderen rein humoristischen Dichtnngen Raabes, besonders den Gänsen von Bützow und dem Dräumling gleich. Sparsam, doch immer an passender Stelle und mit Erfolg braucht Raabe verschiedene Dialekte. Schwäbisch und Frankfurtisch, Englisch und englisch gebrochenes Deutsch tragen, wo sie vorkommen, viel dazu bei, den Charakter nnd die Stimmung der Sprechenden zu offenbaren. Daß die Charaktere scharf ausgeprägt sind — die erst heitere, nachher so geknickte Laune Pechlins, die eheherrliche Jämmerlichkeit von Rippgen, die Anmaßung und die Unliebenswürdigkeit Lucies, die Prüderie und die Bosheit Christabels, die Verdrehtheit und der Spleen Slidderys —, braucht kaum erwähnt zu werden. Was aber mehr zu bedeuten hat, ist, daß alle Personen, obgleich sie, außer Pechlin, von Natur sehr wenig sympathisch sind, niemals Abscheu erregen. Man freut sich ordentlich, immer wieder in der Gesellschaft eines Rippgen, einer Lucie, einer Christabel und eines Sliddery zu sein, da sie stets neue närrische und lächerliche Seiten darbieten. Ebenso freut man sich der Gerechtigkeit, die einem jeden zu teil wird. Das Hohnlachen Christoph Pechlins wird bestraft, doch nicht mehr, als der lustige Exstiftler es verdient hat; Miß Eddish wird gründlich abgeführt und mit ihr, wenn auch milder, Sir Sliddery; und von Lucie darf man hoffen, nachdem sie erkannt hat, wer ihres Herzens Vertraute gewesen, sie werde ihrem Gemahl zwar nicht einen Himmel, den er für seine Erbärmlichkeit nicht verdient, jedoch eine weniger heiße Hölle bereiten.

Wir wissen aus dem ersten Kapitel, Raabe hat seinen Christoph Pechlin geschrieben, um dem widerwärtigen sozialen Treiben des damaligen Gründertums auszuweichen. Ein Stück Sozialismus steckt dennoch gerade in dieser Erzählung. Die rohe Zertrümmerung von Liebe und Ehe ist eine häufige Erscheinung. Dichtung ist in der Wirklichkeit nicht in ihr, und sie kann daher nicht in ernster Form zum Gegenstande der Dichtung werden. Besserung vermöchten nur Lehre und Leben zu schaffen. Indes auch sie werden das Übel nicht völlig beseitigen. Es brauchen aber nicht allein die, die selber darin verwickelt sind, sondern auch die, die nur als Anteil nehmende Zuschauer vor der schlimmen Erscheinung stehen, ein Mittel, um über den Schmerz und den Unwillen, den solches Anschauen weckt, hinwegzukommen. Daher greift der Dichter zur Weisheit des Narren. Er zieht sich die bunte Jacke an und bemalt sein Gesicht. So tanzt er und schwingt er die Narrenpeitsche. Jeder Schlag trifft und verurteilt; und jeder Schlag bringt uns zu einem Lachen, das der Verurteilung Mitgefühl beimischt und im Bewußtsein, das Schlechte erhalte die ihm zur Besserung dienende Strafe, versöhnlich stimmt.

Dasselbe Jahr, von dem Christoph Pechlin datiert ist, brachte unter den vier Erzählungen des Deutschen Mondscheins ebenfalls zwei Ehegeschichten, die als Vor- und Nachspiel zum Marsch nach Hause und zu Des Reiches Krone sich im ersten Augenblick wunderlich ausnehmen. Dennoch ist gerade dieser Umstand geeignet anzudeuten, daß bloß für den Augenblick und in der Form, nicht im Wesen und auf die Dauer eine Belustigung beabsichtigt werde. Außerdem gehören beide Erzählungen, so selbständig jede für sich ist, in gewissem Sinne zusammen.

Sie veranschaulichen, welche Bedeutung auch in der Ehe die Phantasie hat, natürlich nicht etwa sofern sie sich zu Überspannung und Unwirklichkeit versteigt, sondern rein sofern sie zur Sache erforderlich ist und deren innere Idee erfaßt.

Der Titel der ersten Erzählung ist der Titel der Sammlung und heißt Deutscher Mondschein. Der Erzähler ist ein Richter und der, von dem er erzählt, ein ihm bis dahin persönlich unbekannter Kollege mit Namen Löhnefinke. Das Jahr ist 1867, Ort und Gelegenheit sind ein Badeaufenthalt auf der Insel Sylt. Abends am Strande und im Konzertsaal klagt Löhnefinke über sein doppeltes Hauskreuz, das aus einer Gemahlin und einer erwachsenen Tochter besteht: dies ist der ganze Inhalt der kurzen Geschichte. Die Thatsache in ihrer Nacktheit ist selbstverständlich sehr gleichgültig und kann niemals als Thema für eine Dichtung dienen. Erst die Art, wie Löhnefinke zu seinem Kreuze gekommen zu sein behauptet, verleiht seiner Klage Interesse. Er stürzt sich dem ruhig spazieren gehenden Erzähler plötzlich wie wahnsinnig in die Arme, weil er den Anblick des Mondes nicht zu ertragen vermag; denn er beschuldigt den deutschen Mondschein, d. h. die Verführerin Phantasie, ihn einst in die Schwärmerei für seine nun längst nicht mehr angebetete Johanna getrieben zu haben. Wie sich die Sache in Wahrheit verhält, darüber lassen zwei scheinbar beiläufige Mitteilungen wohl keinen Zweifel. Löhnefinke giebt an, er habe die Schulden, in denen seine nüchternen Ahnen beim deutschen Mondschein geraten wären, abtragen müssen; und der Erzähler selbst kommt zu dem Schluß, er wolle seinem in Göttingen Mathematik studierenden Jungen zu dessen nächstem Geburtstage sämtliche Werke Jean Pauls schenken. Löhnefinke war also wahrscheinlich gar nicht im-

stande, die Gemütsschulden seiner Vorfahren zu bezahlen, sondern ebenso arm an wirklicher Phantasie wie diese, da er von ihnen abstammt; daher ist es geboten, daß der Erzähler versucht, bei Zeiten seinem Sohne, der ein in der fraglichen Beziehung nicht unbedenkliches Studium treibt, zu Hülfe zu kommen. Die falsche Phantasie, vielmehr die Phantasielosigkeit, die sich leicht in schnell vergehenden Täuschungen wiegt, nicht die echte, die sich an das ihrer Würdige wendet und nicht ermüdet, in Haus und Welt immer neue Gelegenheit zur Bethätigung zu finden, hat schuld an dem Ehejoch Löhnefinkes. Sie zu verwünschen als die Ursache ihres völligen Widerspiels, macht den geschundenen Hausherrn höchst komisch. Es ist jedoch auch wieder ihm, weil er selbst ein Bewußtsein von dieser Komik verrät, zu danken, wenn wir uns trotz der Last, unter der wir ihn seufzen sehen, an ihm ergötzen.

Die andere Erzählung heißt Theklas Erbschaft oder die Geschichte eines schwülen Tages und läuft in das strikte Gegenteil aus. Sie wird ebenfalls in erster Person gegeben, die aber mit dem Dichter identisch ist. Der Ort ist Berlin, die Zeit der Monat Dezember ungefähr in den fünfziger Jahren. Der Lotteriekollekteur Strinatzky und seine Frau Thekla, deren reicher Onkel Krellnagel mit ihrer Heirat nicht einverstanden gewesen ist, werden, da der Onkel gestorben ist, aufs Gericht zur Eröffnung des Testaments bestellt und erfahren: Thekla erhält einen großen silbernen Suppenlöffel mit der Bemerkung, sie sei mit diesem Löffel im Munde geboren, und es sei nicht Krellnagels Schuld, wenn sie dafür einen hölzernen Löffel genommen habe; Strinatzky bekommt einen neusilbernen Eßlöffel mit der Versicherung des Onkels, er lasse sich nicht über solchen barbieren.

Thekla muß darauf halb ohnmächtig in ihre Wohnung gebracht werden, wo sie indes bald zu sich kommt und mit dem Dichter sich auf den Weg macht, um ihren Mann zu suchen. Sie findet ihn in seinem Kontor, den Kopf auf die Hände gestützt, vor ihm ein Glas — nicht mit Gift, sondern mit Punsch. An einem fast unerträglich heißen Julinachmittag des Jahres Fünfundsechzig in Stuttgart erinnert sich der Dichter jenes Erlebnisses wieder, weil, wie er am Schlusse bemerkt, diese Erinnerung trotz der durchaus nicht geringen, nur anders entstandenen Schwüle des damaligen Wintertages ihm doch wie eine Erfrischung vorkommt. Man möchte das Umgekehrte vermuten. Daß die Vermutung nicht zutrifft, beweist, wie wenig Theklas und ihres Mannes Glück durch die Enttäuschung ihrer Hoffnung gestört wird. Wie beide zusammen leben, davon nehmen wir unmittelbar nichts wahr; aber die liebe Nachbarschaft beschäftigt sich mit dem Paare so viel und sucht ihm in so verdächtiger Weise üble Nachreden anzuhängen, daß wir geneigt sind zu glauben, es gehe dort besser zu als in zahlreichen anderen Ehen. Jedenfalls hat Thekla, als die Angst über sie kommt, Strinatzky könne Hand an sein Leben gelegt haben, für die Schadenfreude ihrer Mitmenschen keine Empfindung; und als sie ihren Mann vor dem Glase Punsch sitzen sieht, sagt sie nichts weiter als: „O, meine Ahnung!“ Wir hören außerdem, daß beide einander gern haben und sich froh in dieser Gewißheit fühlen. Daher zerfließt ihr Unglück am Ende in nichts vor dem Humor, aus dem sie voll frischer, aufs neue hoffender und vertrauender Phantasie sich zufrieden geben mit dem, das ihnen geblieben ist: mit sich selbst.

Den Spöttern über Eheglück scheint es vielleicht ein willkommener Angriffspunkt, wenn man sagt, jenes Glück

vermöchte nicht ohne die Phantasie zu bestehen. Doch träfe der Spott nicht die Ehe, er träfe die Phantasie, die in anderen Fällen von denselben Spöttern wahrscheinlich sehr hoch geschätzt wird. Was die echte Phantasie schaut oder zu schauen strebt, sind eben nicht Trugbilder, sondern die in Begriffen nicht voll zu erfassenden Wesenheiten der Dinge. Wo die Gemeinschaft in der Liebe und in der Häuslichkeit nicht auf dem unmittelbaren Einsempfinden des Leiblichen und Seelischen, des Sinnlichen und Geistigen, der eigenen und anderen Persönlichkeit ruht, kann von ihr keine Rede sein. Aber zu dieser Empfindung bedarf es ebenso in der Praxis des Lebens wie in der Dichtung der Phantasie. Der häufige Mangel daran kann für niemand, der das menschliche Leben mit innerer Teilnahme ansieht, gleichgültig sein, und die Erfüllung des sonst Vermißten muß um so freudiger stimmen. Wenn Raabe im Deutschen Mondscheine und in Theklas Erbschaft beide Seiten betrachtet, dient der leichte Humor, mit dem er es thut, in dem einen Falle zur Milderung des Urteils, da nicht in Bosheit, wie in Christoph Pechlin, sondern in Schwäche die Schuld liegt, und im anderen Falle zur Kennzeichnung dessen, das unwesentlich für die Hauptsache, für das Eheglück, ist.

Drei Jahre nach dem Deutschen Mondschein, also 1876, gab Raabe eine neue humoristische Dichtung unter dem Titel Horacker heraus. Nach der Stimmung, die über ihr ruht, steht sie dem Dräumling am nächsten. Wie in den Kindern von Finkenrode werden wir mit einem anmutigen und behaglichen Kleinstadt-, Wald- und Landleben bekannt, nur daß nicht wie dort bloß zuweilen, sondern von Anfang bis Ende eine Lust und eine Ausgelassenheit herrschen, vor denen sich die Thränen der Be-

drückten und der Unmut der Mürrischen nicht zu behaupten vermögen. Alle Thränen werden getrocknet, aller Unmut besänftigt. Doch sobald wir das Buch geschlossen haben und wieder in die Wirklichkeit blicken, bemerken wir, wie viel Ähnliches wie das, wovon wir gelesen haben, sich täglich ereignet, ohne mit soviel Lachen zu endigen. Denn wenn man, sofern der Mißbrauch und die Zertretung der Ehe sich aus den Häusern hervorwagen, um sich durch Ansteckung auszubreiten, schon Christoph Pechlin als zum Teil sozial zu betrachten hat, muß man Horacker nach seiner ernsten Bedeutung als rein sozial ansehen.

Cord Horacker ist der Sohn einer zu den Verstoßenen der Menschheit gehörigen Alten im Dorfe Gansewinckel. Man hat ihn in eine Besserungsanstalt gebracht, aus der er, kurz bevor die Erzählung beginnt, im Juli 1867, entlaufen ist. Als ein zerlumptes, leiblich und geistig elendes, hungerndes Geschöpf, das weder willens noch fähig ist, andern etwas zu Leide zu thun, treibt er sich in dem Walde bei Gansewinckel umher. Aber in der dortigen Gegend, also auch in der von Gansewinckel aus auf der anderen Seite des Waldes gelegenen Stadt verbreiten sich Gerüchte von Räuber- und Mordthaten Horackers, die, je länger, je mehr an Dimension zunehmen. Aus diesem Widerspruche stammt die Komik der Dichtung, während der Umstand, daß sie einem Menschen gilt, der nur zum kleineren Teil durch eigene Schuld, zum größeren Teil durch äußere Verhältnisse heruntergekommen ist und Gefahr läuft, noch weiter heruntergebracht zu werden, Mitleid hervorruft. Jener Widerspruch gelangt in ausführlicher Weise zur Anschauung. Wir lernen Horacker auf dem Sommerausfluge kennen, den in den Hundstagen der Konrektor Eckerbusch mit dem jungen Zeichen-

lehrer Windwebel in den Gansewinckeler Wald unternimmt. Eckerbusch ist ein vollendeter Humorist, an den Konrektor Eyring erinnernd; Windwebel steht nicht auf gleicher Höhe, aber auf gleicher Stufe der Lebenslust und des Frohsinns. Beide sind heller Freude an sonnigen Tagen und heiteren Genusses der Naturschönheit fähig; und wir wandern und lagern mit ihnen zusammen im Walde, uns selbst erquickend. Scherzend äußern sie ihre Sehnsucht nach einem Abenteuer mit dem berüchtigten Räuber; da erscheint Horackers Mutter, durch die sie dem vagabundierenden Burschen zugeführt werden. Waldduft und Sommertagsschwüle, Komisches und Tragisches im menschlichen Schicksal sind hier in wunderbar feiner Mischung vereinigt. Die närrische Freude der beiden Magister, den vermeintlichen Räuber vor sich zu haben, die Jammergestalt Cord Horackers und die betrübte und klagende Alte: dies alles inmitten des grünenden und rauschenden Forstes bildet ein fesselndes Bild. Die Erwähnung des Staatsanwaltes zerstört es; denn Horacker wird dadurch plötzlich in eilige Flucht gejagt, und Windwebel setzt ihm in schnellstem Lauf nach. Es ist nun höchst wirkungsvoll, wenn uns der Dichter darauf in die Stadt führt, wo als neustes Gerücht verbreitet wird, Horacker habe zwei Schulmeister umgebracht. Ida, die Frau des Konrektors, läßt sich so leicht nicht aus ihrer Fassung bringen und mißtraut; aber die junge Gemahlin Windwebels zittert in schrecklicher Angst, so daß sich Frau Ida entschließt, mit ihr nach Gansewinckel zu fahren. Sie nehmen als männlichen Schutz den gelehrten, steifen, sich sehr erhaben dünkenden Kollegen von Eckerbusch, Doktor Neubauer, mit. Die Fahrt, auf der sich die Gattin des Zeichenlehrers in Gram verzehrt und Neubauer unter den Anzüglichkeiten Frau Idas stöhnt, ist köst-

lich erfunden. Und um die Wirkung des schlimmen Gerüchtes noch drastischer zu machen, läßt der Dichter ungefähr zu derselben Zeit, nur ein wenig früher, den Staatsanwalt Wedekind und dessen jungen Kollegen sich auf den Weg nach Gansewinckel begeben.

Dort ist unterdes Lottchen Achterhang in einem Horacker ähnlichen Zustande im Pastorhause des Dorfes, bei Winckler und dessen Frau Billa, angelangt. Auch sie wäre wohl der Besserungsanstalt verfallen, wenn sich der Pastor und die Frau Pastorin ihrer nicht angenommen und sie erzogen hätten. Sie steht in Diensten bei einem Geistlichen in der Nähe Berlins. Sie wäre nicht fortgelaufen, wenn sie nicht ihren Herrn eines Tages aus der Zeitung hätte vorlesen hören, daß man Horacker suche. Sie liebt den Burschen und hatte daher keine Ruhe. Es ist bewundernswert, wie es Raabe versteht, die unter Schmutz und Verwilderung schlummernde edle Regung der Menschenseele hervorzuheben. Jene Liebe, die Horacker erwidert, macht aber keinen Engel aus beiden; alles Häßliche, das ihnen anhängt, läßt Raabe ruhig daran. Gerade dieser Kontrast offenbart das Ungerechte der Zustände, die ihn ermöglichen. Ob sich Windwebel dessen bewußt ist, als er Horacker nachsetzt, darf man nicht fragen. Jedenfalls wird er nach langer Jagd seiner habhaft. Der völlig ermattete Bursche erklärt sich bereit, von dem Pastor sich holen zu lassen, wenn man ihn vor den Bewohnern des Dorfes schütze. Mit dieser Kunde erscheint der Zeichenlehrer in Wincklers Garten, wo schon einige Zeit vor ihm Eckerbusch angelangt ist. Horacker und seine Mutter werden nun wirklich geholt. Daß der gefürchtete Räuber da ist, verbreitet sich schnell im Dorfe; die Leute laufen zusammen, und der Gemeindevorsteher Neddermeier macht Anspruch auf

ihn, weil er ihn einstweilen ins Spritzenhaus sperren will. Für den Dichter entsteht jetzt die doppelte Aufgabe: erstens, damit er die Kosten rechtfertige, die zu seinem Humor Cord Horacker beisteuern muß, dessen Zukunft zu sichern; zweitens die Angst und den Ärger, die besonders Frau Eckerbusch und Frau Windwebel wegen der falschen Gerüchte erdulden, in ihr Gegenteil ausgehen zu lassen. Daher wird das Urteil über Horacker auf das richtige Maß gebracht, indem Eckerbusch durch eine drollige Rede an die versammelten Dorfbewohner und deren Vorsteher einen nach dem anderen zu stillem Nachhausegehen nötigt, weil er allen zu Gemüte führt, wie sie im Grunde kaum besser sind als der Entlaufene, auf den sie losschlagen möchten. Und die Frauen, die in Gansewinckel bald nach Wedekind und Nagelmann eintreffen, stürzen sich hinterrücks auf die in der Pastorlaube schon bei vergnügtem Punschbrauen begriffene Gesellschaft: die jüngere glücklich, ihren Mann lebend zu finden, — die ältere nicht weniger erfreut, ihrem lustigen Lebensgenossen die Epistel zu lesen. Von allen ist am Ende gewiß, daß sie sich Cords und Lottchens annehmen werden. Übrigens macht Eckerbuschs Rede noch dadurch besonderen Eindruck, daß er den Gansewinckelern die Bosheit, auf Grund eines alten, jüngst ausgegrabenen Schriftstückes, ihren Pastor für die Vierzeitengelder, die sie ihm geben müssen, zu persönlicher Neujahrsbeglückwünschung jedes Hauses zwingen zu wollen, vorhält und sie, wie anzunehmen ist, davon abbringt. Leider hängt dieser Vorzug mit dem Nachteil zusammen, daß jener Streit ohne hinreichend innere Verbindung neben der eigentlichen Horackergeschichte einherläuft.

Außer der sozialen Teilnahme, auf der die Erzählung beruht, enthält sie auch eine geschichtliche Andeutung. Wir

kennen den Standpunkt Raabes, von dem aus z. B. Das Horn von Wanza geschrieben ist. Horacker spielt ungefähr in derselben Zeit, und Deutschland befindet sich in stark aufstrebender Machtentwicklung. Deshalb geht Doktor Neubauer mit einem Epos auf Sechsundsechzig um; was ihn indes nicht hindert, ein überaus phantasieloser Mensch, ein gründlich bornierter Esel zu sein. Nagelmann hat einiges Verständnis für diese Sachlage. Obgleich etwas zu Neubauer hinneigend, sagt er doch mit Bezug auf Winckler, Eckerbusch, deren Frauen und seinen Vorgesetzten, den Staatsanwalt Wedekind: „Daß wir jetzigen Leute diese heitern naiven Zustände aufrecht erhalten werden, scheint mir leider unwahrscheinlich.“ Wedekind ist in der That nicht hauptsächlich um Horackers willen nach Gansewinckel gekommen, sondern weil ihm das schlimme Gerücht von dem Morde zweier Schulmeister gute Gelegenheit gab, wieder einmal im Pfarrhause ein paar fröhliche Stunden zu genießen. Auch für den Ausgang der Horackeraffaire selbst ist das Vorherrschen des Geistes einer älteren, mehr mitfühlend urteilenden, weniger polizeilichen Zeit nicht unwesentlich.

Ebenfalls viel alte Zeit und viel Verehrung für sie enthält die 1878 vollendete Erzählung Wunnigel. Phantasiereiche und in ihrem Phantasieleben glückliche Menschen läßt Raabe sonst entweder weltfern und weltfremd in Herrlichkeit thronen, wie Ulex in den Leuten aus dem Walde und Winkler in den Drei Federn, oder aus Verdruß und Unglück innerlich frei hervorgehen, wie Hagebucher, Claudine und Nikola in Abu Telfan und Antonie im Schüdderump, oder mit mehr oder weniger Humor die Nüchternheit und den Egoismus in praktischem Erfolg übertrumpfen, wie Just in den Alten Nestern, die Tante Sophie im

Horn von Wanza, den Attrapenonkel in Fabian und Sebastian, den Steinbruchbesitzer in Villa Schönow und Schaumann in Stopfkuchen, oder endlich tragisch endigen, wie Wallinger in den Kindern von Finkenrode, Ferrari im Deutschen Adel und Lippoldes in Pfisters Mühle. Bei den Letztgenannten führen Fehler, die sich erst im Kampfe mit der Welt entwickeln, zum Untergange. Der pensionierte Regierungsrat Wunnigel aus Königsberg hingegen ist in seinem Charakter von so unbesiegbarer Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht, daß er trotz der Reibungen, die er gerade um seiner guten, schön menschlichen Eigenschaften willen oft hat erdulden müssen, und trotz des kläglichen Endes, das er nimmt, zu unserer Erheiterung dient, eben weil wir wissen, daß jene Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht stets mit im Spiel ist und ihn seine Leiden auch leichter ertragen läßt, während er uns durch sein Aufgehen im Phantasievollen und die Unverschnürtheit und Offenheit seines Wesens liebenswürdig erscheint. Seine Untugenden kommen in zwei Handlungen zum Ausdruck, die zusammen mit ihren Folgen den Inhalt der Erzählung bilden.

Wunnigel befindet sich aus Liebhaberei und Sammellust für allerhand Altertümer beständig auf Reisen. Er ist Witwer und hat eine Tochter, Anselma, die ihn überallhin begleiten muß. Auf dem Riedhorn, einem Gasthause in der Nähe einer in bergiger Gegend gelegenen Stadt, erkrankt die Tochter, weshalb der junge Arzt Doktor Weylandt gerufen wird. Zum Entzücken für Wunnigel ist die Stadt reich an Altertümern, besonders das schon einige Jahrhunderte alte Weylandtsche Haus birgt viel Schätze. Weder kümmert sich Wunnigel nun um Anselma, noch ist er um ihre Krankheit besorgt. Er freut sich vielmehr, auf diese

Art Zeit zu gewinnen, das Weylandtsche Haus zu durchstöbern. Außerdem schließt er Freundschaft mit einem anderen Phantasten, dem ehemaligen Rottmeister Wenzel Brüggemann am Unterthor. Überhaupt geht er ungehindert und ungeniert seinen Liebhabereien nach. Diese Thatsache im Verhältnis zu ihrer Veranlassung wirkt hoch komisch; und da Anselmas Gesundheit sich nach nnd nach bessert, kann der Dichter sich dieser Komik ganz hingeben. Vollkommen ausgesöhnt wird der Widerspruch, auf dem sie beruht, durch die schließliche Verheiratung Weylandts mit Anselma.

Die Erzählung dürfte jetzt aufhören, wenn es nicht eine notwendige Folge aus dem Charakter Wunnigels wäre, mit der Freude über jene Heirat sich auch sogleich von neuem an seiner Tochter zu vergehen. Er ist nämlich froh, seinem Reisetriebe künftig noch freier folgen zu können, da er Anselma nicht mehr mitzunehmen braucht. Dazu kommt, als er sich bald wieder auf Reisen begiebt, daß er mit seinem Reichtum und dem Besitz des altertümlichen Hauses, was alles doch Weylandt gehört, gewaltig prahlt. Aber er muß dafür bitter büßen. Briefe voller Flunkereien von ihm aus Italien kommen an, bis er selbst in kläglichem Zustande heimkehrt. Schon glaubt Doktor Weylandt, sein Schwiegervater leide am Verfolgungswahnsinn, als dieser eines Tages Brüggemann eingesteht, daß er sich in Italien wieder verheiratet habe und acht Tage später seiner Gattin durchgebrannt sei. Raabe beweist eine große Kunst, dieses ganz und gar unhumoristische Elend humoristisch zu wenden. Die Bestrafung Wunnigels für seine Großsprecherei, — die Entrüstung seiner Gemahlin, die einen reichen Mann zu erbeuten glaubte und sich mit eigenen Augen und Ohren über-

zeugt, daß sie getäuscht sei, — Wunnigels Flucht zu Brüggemann unter die Bettdecke, unter der er für den Rest seines Lebens nicht wieder hervorzulocken ist, und unter der er am Schluß der Erzählung stirbt: das alles ist so geschickt ersonnen und dargestellt, daß es zwar nahe der Grenze balanciert, wo die Ausgelassenheit des Humors in ein weltverachtendes Hohnlachen überspringt, doch nirgends sich über diese Grenze wirklich verirrt.

Es geht in der That ein pessimistischer Zug durch den zweiten Teil der Erzählung, da an Wunnigels Schicksal seine Tugend, die Phantasie, in demselben Maße beteiligt ist wie seine Fehler und ihm, um Ruhe zu finden, nichts anderes übrig bleibt, als am Ende ins Bett zu kriechen und für immer der Welt den Rücken zu kehren. Dieser Zug würde nicht vollkommen ausgeglichen sein, wenn es daneben nicht zur Anschauung käme, daß die Phantasie sich im Leben zu behaupten und dem Unglück zu trotzen vermag, wenn sie frei von den Fehlern ist, an denen Wunnigel scheitert. Darin besteht die Rolle Wenzel Brüggemanns für die Erzählung. Er war ursprünglich und viele Jahre hindurch Uhrmacher. Daß er zum Rottmeister ernannt wurde, beweist, welches Ansehen er unter seinen Mitbürgern hatte; denn als solcher war er der Führer in Fällen besonderer Not, wie bei Aufruhr, Feuersbrunst, Überschwemmung und dergleichen. Später hörte aber dieses Amt auf. Brüggemanns Hauptbeschäftigung bestand in der Erfindung von allerlei neuen Maschinen, von denen indes keine gelang. Darüber ging sein Uhrengeschäft zurück, und er machte bankerott. Bezeichnend ist es unter anderem, daß er in diesem Mißgeschick nicht verzweifelte, sondern zu ebenderselben Zeit seine Genugthuung darin fand, für Weylandt, der damals noch Knabe

war, eine Wunderburg zu vollenden. Seitdem wohnt er am Unterthor, — als die Erzählung anfängt, schon ein neunzigjähriger Greis, tief eingesponnen in ein träumerisch heiteres Leben, immerfort kunstvolle Mechanismen ausdenkend. Wenn Wunnigel zu ihm flüchtet und bei ihm Frieden findet, gesellt sich in gewissem Sinne Gleich und Gleich; aber in anderer Beziehung hat der Unterschied beider Männer noch größere Wichtigkeit: der rücksichtslose und selbstsüchtige Phantast erlangt Ruhe vor der Wiedervergeltung des Ärgers, den er anderen bereitet hat, im Reiche dessen, der von der Welt nichts begehrt und seiner Phantasie in reiner Selbstlosigkeit, fast darf man sagen, in kindlicher Unschuld lebt.

Die auffallendste Eigentümlichkeit an Wunnigel ist der Umstand, daß sowohl in der ersten wie in der zweiten Hälfte die Thatsache, an die der Humor Raabes anknüpft, im einen Falle die Krankheit Anselmas, im anderen Falle die Wiederverheiratung ihres Vaters, nicht einmal für den Leser, geschweige denn für die Personen der Handlung selbst, des Ernstes unwert oder gar lächerlich ist. Vergleichbar damit verhält sich die dritte der Krähenfelder Geschichten, die Erzählung Eulenpfingsten, sofern sich in die als Hauptsache und als gegenwärtig geschilderten erheiternden Vorgänge die Erinnerung an ernste Verwicklungen aus der Vergangenheit mischt. Wenn am 22. Mai 1858 in Frankfurt am Main, während die Glocken das Pfingstfest einläuten, die beiden in der Hanauer Straße einander gegenüber wohnenden Alten, der ehemalige Legationsrat eines versunkenen deutschen Fürstentums von Nebelung und der frühere Tabaksfabrikant Kommerzienrat Nürrenberg, dessen Vater aus der weiland freien Reichsstadt Rottweil stammt, dieser den Fürsten Alexius XIII., jener die bezeichnete

Neckarstadt schmähen und sich entzweien, wodurch die Liebe Käthchen Nebelungs und des jungen Professors Elardus Nürrenberg in Gefahr kommt; wenn darauf Nebelung wütend nach Sachsenhausen davonrennt, statt seine nach langer Abwesenheit zu Besuch aus Amerika kommende Schwester Lina vom Bahnhofe abzuholen, und Elard in ebenso wilder Verzweiflung bis Oberrad stürzt; wenn endlich der keineswegs gallig beanlagte Nürrenberg sich der Schwester seines plötzlichen Feindes galant zeigt, ihr einen Blumenstrauß sendet und selber hinübergeht, den geschmähten Alexius XIII. wieder in Ehren erhebt und mit Hülfe der Tante Lina alles zum Guten wendet: so ist dies von Anfang bis Ende eine Kette von echt und rein humoristischen Scenen. Wenn aber Nebelung, bevor er mit Elard zusammentrifft und nach Hause zurückkehrt, Fritz Hasselberg begegnet, der einst mit Lina verlobt war, dem jedoch, da er sich für die Einigung Deutschlands begeisterte, der Prozeß gemacht wurde, nicht ohne eifrige, später belohnte Mitwirkung Nebelungs, und der daher auswandern mußte und Lohgerbermeister in Romanshorn am Bodensee ist; wenn so eine schwere Leidensgeschichte von neuem auflebt, an die schon die Rückkehr der Tante mahnt; wenn am Schlusse Fritz und Lina nach langen Jahren in wehmütigem Wiedersehen sich gegenüberstehen: so tritt da nur Ernstes und Trauriges vor uns. Beide Reihen von Vorgängen fallen indessen nicht aus einander. Die zweite prägt hier in bestimmten Ereignissen aus, was sich sonst als ernster Untergrund unter dem Scherz verbirgt, und bewirkt, daß die erste aus dem Erheiternden, das sie in ihrem Verlauf enthält, in wirkliche Heiterkeit übergeht. Was sich zu Eulenpfingsten erfüllt, geschieht niemals; Ulenpingsten sagt man in niedersächsischer Mundart. Fritz und Lina haben

ihr Eulenpfingsten erhalten, über Clard und Käthchen droht es hereinzubrechen. Die Tante sorgt deshalb, daß es verhütet werde.

Auch die letzte, die sechste der Krähenfelder Geschichten ist rein humoristisch. Bereits der Titel, Vom alten Proteus, eine Hochsommergeschichte, deutet auf den Spuk hin, der darin vorkommt. Er giebt sich nicht scheu zurückhaltend in der Einkleidung eines Traumes, wie in den Weihnachtsgeistern und in dem Dräumling, sondern unmittelbar als richtiges Wunderwerk und wirkt dadurch um so närrischer. Das Erwachen, von dem am Schlusse die Rede ist, drückt bloß die Rückkehr in die Alltäglichkeit aus. Der Haupterzählungsinhalt besteht in nichts weiter, als daß der Baron Püterich die Eltern seiner Nichte Ernesta dazu bewegen will, ihre mit Hilarion heimlich verlobte Tochter mit seinem Freunde von Magerstedt zu verheiraten, da er dem Freunde durch große Geldschuld verpflichtet ist und Magerstedt, wie sich am Ende ergiebt, keinen Heller mehr hat, daß aber diese Unthat zu Gunsten Hilarions und Ernestas noch zeitig verhütet wird. Die wichtigste Person dabei ist der seit dreißig Jahren im benachbarten Walde als Einsiedler lebende Constantius. Ihn hat nämlich einst Innocentia geliebt; er jedoch liebte Rosa von Krippen, die mit Püterich verlobt war; und Püterich liebte allein sich selbst. In dessen Stube hinter der Tapete klebt das Bild von Rosa, und davor an der Wand hängt das Bild Innocentias. Als der Nagel sich plötzlich löst und Innocentia herunterfällt, ist Rosa frei und erscheint, um sich an Püterich zu rächen, in nächtlicher Stunde Hilarion, indem sie ihm rät, mit Ernesta hinaus in den Wald zu gehen und Constantius um Hülfe zu bitten. Der

Einsiedler kehrt daher in die Stadt zurück, kleidet sich wieder kulturmäßig an und sucht Püterich auf. Da Magerstedt ebenfalls dorthin kommt und seinen Freund und damit sich selbst in das richtige Licht ihrer Versumpftheit stellt, bedarf es keiner weiteren Bemühungen von Constantius. Die Ungeniertheit, womit Raabe das Spukhafte und das Natürliche durch einander wirft, ist wahrhaft verblüffend. Darauf beruht auch der Lacherfolg, den er erzielt. Man könnte zeitweise irre werden, ob nicht z. B. vielleicht der trunkene Forstaufseher Oppermann, der den Liebenden auf ihrer Tour begegnet, Spuk und die Geistergestalt der in eine Weide gebannten Innocentia, die sich am Sumpfe zeigt und laut in den Wald hineinlacht, nüchterne Realität sei. Besonders komisch ist es, daß Constantius an all das Wunderwerk gar nicht glauben will. Sein Einsiedlertum hat nicht im geringsten etwas Romantisches an sich. Er erfreut sich sogar eines Banquiers in der Stadt. Und wie er nicht wieder in seine Einsiedelei zurückkehrt, so bleiben auch wir nicht lange in der täuschenden Tollheit, sobald wir am Ende mit der Erzählung sind. Da steht: „Der alte Proteus entschlüpft wieder einmal unseren haltenden Armen: er behält nur zu gern all sein Wissen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen für sich allein.“ Das eben ist es, worauf es hinauskommt: die Jämmerlichkeit der Welt, — der Zweifel, ob etwas Gutes dahinterstecke. Constantius sagt zu Hilarion: „Wir wissen nichts, und was wir erfahren, fühlen und empfinden, hat uns bis jetzt noch nicht klüger gemacht. Du siehst nach der Uhr? — Du siehst immer ungeduldiger nach der Uhr? So komm, du Träumer im Traum der Welt — wecken kann ich dich nicht, so wenig, als du vor dreißig Jahren mich geweckt hättest. — Wirf, da die Reihe

an dir ist!“ Und Innocentia als Geist und Gespenst ruft: „Ich bin die gute Seele — die verkannte gute Seele! Ich bin der Welt Fröhlichkeit, und Recht ist mir geschehen! Ich hab' mein Erdenherz an einen Narren gehängt und bin in eine hohle Weide zu meiner Besserung gesperrt worden.“ Constantius hat in seiner Einsamkeit vergessen, wie die Welt aussieht; nachdem er bei Püterich und Magerstedt gewesen ist, weiß er es wieder. Traum, Täuschung und Enttäuschung ist sie, und die Fröhlichkeit paßt nicht hinein. Raabe zieht uns in einem so tollen Wirbel von Ausgelassenheit mit sich fort, daß wir das niederschmetternde Nachgefühl, das die Erzählung Zum wilden Mann hinterläßt, überhaupt nicht oder doch nicht sogleich empfinden; trotzdem ist Vom alten Proteus im Grunde ebenso unerfreulich. Das Endurteil kann hier kein anderes als dort sein.

Es bleibt nur noch eine einzige rein humoristische Dichtung übrig, vom Jahre 1891: Gutmanns Reisen. Sie ist gewissermaßen das Gegenstück und die Ergänzung zu den Gänsen von Bützow und zum Dräumling. Mit den Gänsen von Bützow hat sie die weltgeschichtliche, mit dem Dräumling die nationale Absicht des Humors gemeinsam. In den Gänsen von Bützow war es das Verfehlte in einer großen politischen Bewegung, das den Humor erregte; aber es giebt auch Vorgänge und Umstände, die, ohne gewollt zu sein, eine große politische Bewegung unterstützen, ja sich zuweilen sogar stärker erweisen als das, was planmäßig und mit Vorbedacht unternommen wird. Und wenn im Dräumling die allgemeine geistige Einmütigkeit und Tiefe des deutschen Volkes zum Ausdruck kam, so konnte man fragen, ob nicht auch in politischer und sozialer Hinsicht sich Regungen geltend machten, die unter der

unschönen Schale der Volksseele einen besseren Kern offenbarten. Raabe verknüpft daher in **Gutmanns Reisen** mit der Versammlung des deutschen Nationalvereines im Jahre 1860 in Koburg ein Privaterlebnis, das eine Parallele zu den damaligen öffentlichen Bestrebungen in dem angedeuteten doppelten Sinne bildet.

„Nach dreißig Jahren begreift es kein Mensch mehr, wie man sich hat plagen müssen, um die lieben Kleinen zusammenzubringen.“ Diese Worte als Motto sprechen es indirekt aus, daß es, um die Deutschen unter einen Hut zu kriegen, vieler Mühen bedurfte, deren manche sich später als ziemlich vergeblich und überflüssig entpuppten, weil in Wahrheit das Volk in sich einiger war und mehr übereinstimmte, als man merkte und wußte. Wenn nun der Dichter dies sieht und schildert, so thut er es, weil sein Sehen und Schildern dem an die Spitze des Vorworts gesetzten Sinngedichte von Logau entspricht: „Wo hat die Kunst ihr Haus? Das Haus der Kunst ist rund; steht allenthalben so, daß Sonne drüber stund.“

Während man sich in den Sitzungen des Nationalvereines umsonst müde redet, schließen Wilhelm Gutmann, der seinen Vater aus einer norddeutschen Stadt nach Koburg begleitet, und Klotilde Blume aus Wunnsiedel, die, vom Besuche bei einer Erbtante heimkehrend, mit ihrem Vater, dem Major außer Diensten Blume, und ihrem Onkel Poltermann ebenfalls in Koburg zusammentrifft, einen Bund fürs Leben, der ein Bund des Nordens mit dem Süden, des Preußentums mit dem übrigen Deutschtum ist und die innere Einheit des Volkes verkündet, als die äußere Einigung noch immer mißlingt. Der Österreicher Alois von Pärnreuther, der von Klotildes Eltern schon halb als Schwiegersohn an-

gesehen wird, muß verzichten, wie sechs Jahre später sein Heimatland gezwungen wird, sich zum Rückzuge zu verstehen. Auch in dem Unerwarteten, das die Verlobung Wilhelms und Klotildes den Familien Gutmann und Blume bereitet, spiegelt die in dem nächsten Jahrzehnt erfolgte politische Wendung sich ab. Dieses Mitfühlen mit seinem Volke und dieses Sichversenken in dessen innerstes Sehnen bietet Raabe in einem Kranze schöner und lachender Blüten seines sinnvollen Dichtens dar. Im Deutschen Adel und in Kloster Lugau ist der Bund zwischen Nord- und Süddeutschland nur mehr beiläufig symbolisiert; in Gutmanns Reisen blickt der Humor von seiner Höhe herab auf das wundervoll irrende Tasten der Menschen, der deutschen Menschen, nach dem, das ihr Herz erfüllt, und spricht: Strebet nur, strebet in heiligem Eifer, wonach ihr euch sehnt! Ihr merket nicht, daß es schon längst am Werke ist; aber ihr werdet es eines Tages mit Staunen und Dank erkennen.

Trotz dieser geschichtlichen und nationalen Seite sind Gutmanns Reisen an Spuren unmittelbaren Ernstes erheblich ärmer als die zunächst vorangegangenen rein humoristischen Dichtungen. Sie stimmen darin mit dem Weg zum Lachen, den Weihnachtsgeistern, den Keltischen Knochen, den Gänsen von Bützow und Gedelöcke überein. Beachtet man nun, daß sie zeitlich vereinzelt sind, da zwischen ihnen und den Krähenfelder Geschichten zwölf Jahre liegen, so findet man hier die drei früher unterschiedenen Perioden der Raabeschen Dichtungen wieder. Auch gleicht Der Dräumling, die erste Erzählung der mittleren Gruppe, durch überraschende Zartheit, durch duftigen Hauch des Poetischen der nur zwei Jahre vorher vollendeten Trilogie. Und Wunnigel, Eulenpfingsten, Vom alten Proteus,

die drei letzten Erzählungen der mittleren Gruppe, halten in derselben Weise den schon zuweilen hinter dem Dräumling, Christoph Pechlin, dem Deutschen Mondschein, Theklas Erbschaft und Horacker lauernden Weltunmut mühsam zurück, wie es Meister Autor, Zum wilden Mann, Höxter und Corvey, Frau Salome und Die Innerste thun; wie diese Erzählungen und Deutscher Adel, unterbrechen sie dazu häufiger den epischen Gang durch Nebenbetrachtungen.

An den Verwicklungen und den Charakteren ist weniger die nach allem, was wir von Raabe wissen, sich nun fast von selbst verstehende Wahrheits- und Wirklichkeitstreue, die Realistik, mit der geschildert wird, und die Teilnahme, die die Schilderungen erwecken, sondern das, was zum Lachen anregt, am wichtigsten. Nicht darauf, ob das sittlich Verfehlte zu schlechthin gerechtem Ausgleich gebracht wird, sondern darauf, ob der Dichter wirksam die Pritsche zu handhaben weiß, kommt es an. In den Keltischen Knochen, den Gänsen von Bützow, Christoph Pechlin, dem Deutschen Mondschein, Wunnigel und dem Alten Proteus ist dies der Fall. In den anderen Dichtungen fehlt es, soweit es notwendig ist, daran ebenfalls nicht; doch es tritt mehr die Überlegenheit und die Fähigkeit des Humors, womit er gegebene schwierige Lebenslagen zum Leichten und Guten wendet, hervor. Aber da die Verwicklungen uud die Charaktere immer bloß gleichsam Ausschnitte aus dem gesamten Welt- und Menschendasein und nicht dieses selbst bedeuten, erscheinen die Haupthumoristen, die handelnd vorgeführt werden, wie der Konrektor Eyring, Gedelöcke, Haeseler und der Konrektor Eckerbusch, nicht in der Größe eines Fiebiger, einer Mathilde Sonntag, eines Just, eines Stopfkuchen und

ähnlicher, obgleich man ihnen diese Größe zutrauen darf. Haeseler ist der vollkommenste, wenn auch, wie es die Welt nun einmal bedingt, nicht der harmloseste unter ihnen; wie überhaupt Der Dräumling als die beste rein humoristische Dichtung Raabes gelten muß.

Die allgemeinen Themen, der Wert des Lachens, die Ehe, Dichtung und Phantasie, das Gelehrtenvergehen, Soziales, Geschichte und Nationalität und die Unüberwindlichkeit des Humors, lassen bloß schon durch ihre Nennung erkennen, daß sich Raabe von flüchtig belustigendem und unterhaltendem Spaße fernhält. Andererseits schützt ihn der Spaß vor Engherzigkeiten im Sittlichen, obwohl hier nichts, ebenso wie in den geschichtlichen und den vorwiegend ernsten Dichtungen, nur im geringsten an Beschönigung der Unmoral streift. Die Sicherheit seines lebensphilosophischen Standpunktes läßt ihn auch sichere Wege gehen. Der Spaß, humoristisch gewendet, ist nur eine besondere, durch die Sache gewährte Gelegenheit, zu erkennen und kundzugeben, wie auch das geistig und sittlich Richtige zum Unendlichen in Beziehung gesetzt werden kann, zu dem Unsagbaren, das sich in diesem Falle im Lachen seine Sprache schafft.



Vierzehntes Kapitel.

Der Humor als Lebensstimmung.

Wir wissen, der Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Leid des Lebens ist der Ursprung von Raabes dichterischem Schaffen, der Trieb als das aus dem Grunde der Welt stammende Sehnen nach der Höhe des Ideals verstanden. In den vorangehenden Kapiteln ist gezeigt worden, wie der Humor jenen Widerspruch überwindet. Nur an Einem fehlt es in diesem Nachweis. Es genügt nicht, daß der Humor als Vermitteler zwischen dem Trieb und dem Leid des Lebens sich schlechthin darbiete; vielmehr wird er erst völlig ein solcher Vermitteler, wenn er sich als eine das ganze Leben beherrschende Stimmung behauptet. Außerdem ist es für die Bedeutung, die ihm hier in der Anschauung und der Bethätigung des Lebens zufällt, nicht gleichgültig, welcher Art jene Stimmung sei, da es sehr von einander verschiedene Schattierungen des Humors giebt.

Man hat zunächst zu beachten, daß keine Dichtung ohne mehr oder weniger deutliche Ausprägung der Subjektivität oder, besser gesagt, der Persönlichkeit ihres Dichters möglich ist. Auch die homerischen Gesänge, die gewöhnlich als

typisches Beispiel der Kunst strenger objektiver Schilderung hingestellt werden, sind durch und durch subjektiv. Aber eine starke Persönlichkeit vermag sich zu objektiver Geltung zu bringen, so daß wir hinterdrein die in ihr besonderes Machtgebiet fallenden Dinge immer wieder mit ihrem Blick anschauen. Für gewisse Ziele ist dies sogar nötig. Der Dichter, der seinen Humor zur Lebensstimmung erheben will, muß ihn auch durch seine Person als solchen bewähren, d. h. der Humor muß durch die Reihe der Schriften seines Urhebers hin in allen Variationen die immer wiederkehrende Grundmelodie bilden. Wie tief dabei jede einzelne Dichtung in eine humorvolle Stimmung eingetaucht sei, ist dann eine andere Frage. Auch ist zu berücksichtigen — wenigstens wissen wir, es findet bei Raabe statt —, daß einige Charaktere selber als Humoristen in der bezeichneten höchsten Steigerung des Humors geschildert werden. Sie treten gleichsam an Stelle des Dichters, ihr Leben muß dementsprechend wie von Humor gesättigt oder getragen sein.

An dieser Stimmung sind stets der Trieb und das Leid des Lebens gemeinsam beteiligt. Jener kann vorwalten. Die Lust und die Freude überwiegen dann im Humor; das Lachen wirkt mit so siegender Wärme, daß die Thräne darunter trocknet. Aber es kann auch umgekehrt sein; das Leid wird so stark empfunden, daß sich der Lebenstrieb nie vor ihm sicher fühlt. In diesem Falle ist das Lachen nicht frei von Schwermut. Hier wie dort ist das Gemüt in Gefahr zu wanken. Der übersprudelnde Lebenstrieb wird erzittern, wenn dennoch einmal die Wogen des Leides ihn überschütten; und wo er sich allzu bedroht glaubte, wird dies in freierer Stunde wohl leicht vergessen, woraus sich nachher wieder nur um so mehr Enttäuschung ergiebt. Ist

dieses Wanken ausgeschlossen, so ist der Lebenstrieb hinreichend stark, um jedem Leid widerstehen zu können, und auch besonnen genug, um sich vor Selbstüberschätzung zu hüten. Dann quillt der Humor aus reiner, wahrer Gemütsruhe.

Wie weit in der langen Reihe der Raabeschen Schriften im ganzen, in den Dichtungen einzeln und in den Haupthumoristen sich der Humor als wirkliche Lebensstimmung bekundet, ob diese Stimmung mehr aus dem Trieb oder mehr aus dem Leid des Lebens erwächst, oder ob sie auf sicherem Gleichgewicht zwischen beiden beruht, verlangt offenbar einen Rückblick auf die Entwicklung des dichterischen Schaffens Raabes. Daher erinnern wir uns noch einmal der drei unterschiedenen Perioden. Aus der unvermeidlichen Künstlichkeit dieser Einteilung muß sich so die natürliche Stetigkeit wieder ergeben, und die Zusammengehörigkeit der geschichtlichen, der vorwiegend ernsten, lebensphilosophischen und der rein humoristischen Dichtungen in dem Geiste ihres Autors muß auf diese Weise erkennbar werden.

Raabe setzte mit der Chronik der Sperlingsgasse sogleich humoristisch ein. Sowohl die Lebensweisheit darin, die im Schmerze lächelt, da sie voraussieht, daß sie am Ende die ewige Liebe am Werke findet, wie auch die dichterische Einkleidung im einzelnen und im ganzen, die äußere Zufälligkeit der die Gegenwart mit der Vergangenheit durch einander schüttenden Blätter als Zeugen des menschlichen Lebens, die enge und kleine Gasse als Spiegel der Welt, sind ja Ausflüsse des Humors. Trotz der Schalkhaftigkeit und der Drolligkeit Wimmers und der verhaltenen Düsterheit Strobels ist die vorherrschende Stimmung mild und wehmütig. Aber Raabe bleibt diesem Anfange keineswegs treu. Nicht die

Einheit aus der Idee heraus, die das formell ästhetische Ergebnis der Chronik ist, sondern die Einheit der Fabel scheint in der nächsten Zeit meistens erstrebt zu werden; vor allem verstummt der Humor selbst sehr häufig fast ganz; und wo er auftritt, hat er die Wehmut abgestreift.

In den geschichtlichen Dichtungen dieser Zeit, die bis zu den Leuten aus dem Walde reicht, zu der aber auch Die schwarze Galeere und Das letzte Recht zu zählen sind, kommen humoristische Wendungen vielfach nur äußerst vereinzelt vor. Ihr historischer Charakter bedingt dies nicht, wie Ein Geheimnis, das sich im Grundgedanken, und Der heilige Born, der sich in zahlreichen Scenen humoristisch verhält, beweisen. Die Ursache ist ein Schwanken der Stimmung des Dichters, weshalb auch drei nicht geschichtliche Dichtungen, Einer aus der Menge, Die alte Universität und Das letzte Recht, in der Hauptsache frei von Humor sind. Seltener geschieht es, daß die humoristische Stimmung sich mit den rein ernsten Teilen einer Erzählung nicht innig genug verwebt. Es findet nur, wie im fünften und im dreizehnten Kapitel näher begründet ist, im Frühling und in den Weihnachtsgeistern statt. Die Haupthumoristen kommen in drei Stufen der Entwicklung zum Vorschein und folgen auch zeitlich fast in derselben Reihe: erst Strobel und Weitenweber, dann Ostermeier und Knispel, zuletzt Fiebiger und Eyring. Von allen ist sicher, daß ihr Humor bis zu ihrem letzten Atemzug aushält, obgleich wir von keinem diesen Moment erfahren. Daß Strobel und Weitenweber stets nahe daran sind, in kalten und das Gemüt versteinernden Ekel am Dasein überzuspringen, ändert an jener Thatsache nichts, weil es rechtzeitig immer vermieden wird. Fiebiger und Eyring stehen durch Ruhe und

Gleichmaß des Geistes und durch sittliche Tiefe am höchsten und freiesten da.

Die Leiden, von denen Raabe ausgeht, befinden sich häufig so sehr mit politischen Mißständen, meist der Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen, und mit sozialer Bedrückung, z. B. dem Hochmut der Vornehmen, in Zusammenhang, daß sich die deshalb nur um so stärkere Hoffnung, zu der er sich mit seiner Zeit für die Zukunft seiner Nation erhebt, unwillkürlich der ganzen Lebensauffassung mitteilt. Daher überwiegen, wo der Humor zum Durchbruch kommt, fast immer die Lust und das Lachen, wie überaus zahlreiche heitere Einfälle lehren, die alle ohne wehmütige Beimischung sind; wogegen die Kraft zu dichterischer Erhebung hauptsächlich dem Ernst und dem Schmerze beigelegt wird. In diesem Sinne darf man wohl sagen, daß Humor und Dichtung sich gegenüberstehen, vergleichbar dem Gegensatze von Fiebiger und Ulex. Aber mehr auf der Dichtung beruht der harmonische Eindruck der meisten Erzählungen; man beachte z. B., daß Else von der Tanne keine Spur von Humor enthält. Wo dieser rein, von allem Traurigen losgelöst, sich ergeht, wird die ernste Lebensanschauung, aus der er stammt, kaum angedeutet, und fehlt der besondere dichterische Glanz, der über der Chronik der Sperlingsgasse, den Kindern von Finkenrode und den Leuten aus dem Walde glitzert.

Der Hungerpastor, Holunderblüte und Drei Federn, die in rascher Aufeinanderfolge veröffentlicht wurden, brachten Elemente des Humors und der Lebensauffassung, die nicht bloß bis dahin fehlten, sondern sich bis zu den Krähenfelder Geschichten auch steigerten. Deutscher Adel, der sich stilistisch dieser Gruppe von Schriften anreiht, ist

besser von ihr im übrigen auszuschließen. Wie die Zahl der geschichtlichen Dichtungen dieser Zeit klein ist, so treten auch die politischen und sozialen Gesichtspunkte mehr zurück. Nur in dem Unglück Claudines, Viktors und Nikolas in Abu Telfan, Hasselbergs und Linas in Eulenpfingsten sind in entscheidender Weise Gesellschaft und Politik im Spiel; aber schon die sozialen Anknüpfungspunkte in Christoph Pechlin und in Horacker stellen so durchgehends in der verflossenen und gegenwärtigen Phase der Menschheitsgeschichte sich zur Verfügung, daß man kaum besonderes Zeitgeschichtliches darin finden kann. Das Allgemein-Menschliche kommt in dieser Periode Raabes also unmittelbarer als in der früheren zu Worte.

Die philosophische Vertiefung, die sich darin bekundet, ist als die Ursache anzusehen, daß in der Komposition der Erzählungen, in der künstlerischen Abgeschlossenheit meist mehr die Ideen als die Stoffe maßgebend sind, und daß der Humor fast gar nicht mehr aussetzt. Des Reiches Krone ist die einzige Erzählung, die nicht humoristisch genannt werden kann. Selbst Meister Autor und Die Innerste, die sich beide ziemlich gleichmäßig ernst abspielen, haben im Humoristischen ihre Wurzeln. Auch schwankt keine Erzählung zwiespältig zwischen Humor und unhumoristischem Ernst. In welcher Beziehung Mathilde in den Drei Federn und Raabe selbst in dem Hungerpastor, Abu Telfan und dem Schüdderump über Fritz Fiebiger stehen, ist schon im siebenten und im achten Kapitel gesagt. Am nächsten kommen ihnen Haeseler, Autor Kunemund, der Konrektor Eckerbusch, Frau Salome und deren Freund Scholten. Mathilde zeigt sich so staunenswert sicher in ihrem Charakter, Raabe zieht in der Trilogie so weite, die ganze Menschheit

umspannende Grenzen, Haeseler blickt auf so vielseitige Lebenserfahrung zurück, Kunemund wandelt so urweise als ein Fleisch und Blut gewordenes Stück Ewigkeit über die Erde, Eckerbusch ist trotz hoher Jahre so jugendlich frisch geblieben, Frau Salome ist so eins mit milder und heiterer humaner Gesinnung, Scholten bezeugt so klare Kenntnis des Menschenherzens, des Menschenwerts und des Menschendaseins, daß wir nicht glauben können, ihr Denken und Handeln sei aus dem Zufall der Stunde geboren, statt fest auf dem Grunde der Welt und des Lebens zu fußen. Selbst weniger große Humoristen, wie der Rottmeister Brüggemann, Wunnigels Freund, dürften als Beispiele angeführt werden, daß Raabe es immer vor Augen hat, den Humor in seiner nicht den Augenblick, sondern das Leben betreffenden Bedeutung zu schildern.

Wir wissen, an Stelle der Losung: Durch Schmerz zum Glück! tritt in dieser Periode die Erkenntnis: Nur Glück im Schmerz! Gerade sie bedingt den Humor; denn sie giebt die Kraft, um des Glückes willen über den Schmerz zu lachen. Das Verhältnis des Humors zur Dichtung ist ein anderes geworden. Wenigstens in der Grabrede, Holunderblüte, Drei Federn, dem Hungerpastor, Abu Telfan, dem Schüdderump, dem Dräumling, dem Marsch nach Hause, Theklas Erbschaft, Horacker und der Innerste dient der Humor dazu, indem er das Nichtige und Schlechte im Leben hinnimmt, ohne dadurch sich beirren zu lassen, die Bahn zur Erfassung und zur Bewährung des Dichterischen frei zu machen. Vergegenwärtigt man sich den Übergang von dem früheren Gegensatze zwischen Humor und Dichtung zu dieser Vereinigung beider, so ist es nicht zu verwundern, daß das

Richtige und Schlechte noch hinreichend stark empfunden wird, um dem Humor einen schwermütigen Zug zu verleihen. So erklärt es sich, daß in Des Reiches Krone der Humor plötzlich ganz verstummt, daß sogar in den rein humoristischen Dichtungen aus jene Schwermut hervorschimmert, daß in dem Wilden Mann und dem Alten Proteus das Lachen sich schrill verzerrt.

Vielleicht war es eben diese äußerste Ausschreitung, die den dichterischen Sinn zwang, wieder sich auf sich selbst zu besinnen. Zweierlei war inzwischen geschehen, das nicht vergeblich sein konnte: Der Hungerpastor, Abu Telfan und Der Schüdderump waren entstanden, und ein einiges deutsches Reich war geschaffen worden. Was einst nur sehnende Hoffnung im Geiste träumte, war in der Wirklichkeit da; und aus der schwersten Anklage gegen das Leben, wider Pinnemann, hatte das Himmelreich im Menschenherzen sich frei gerungen. Wenn andere Hoffnungen getäuscht waren und bis heute getäuscht sind, wenn die kühne Begeisterung kühler Nüchternheit oder brutaler Gewinnsucht wich, so focht das Raabe nun nur noch in soweit an, daß er, wo er der Zeit aus ihr selbst kein befriedigendes Bild zu zeigen vermochte, die Vergangenheit aufrief. Hier lag die Grenze seiner Persönlichkeit, aber zugleich die Bedingung ihrer Vollendung.

Entweder stimmt Raabe in das, was die Zeit begeistert oder ihren begeisternden Thaten den Boden bereiten hilft, ein, wie im Deutschen Adel, in Kloster Lugau und Gutmanns Reisen, oder er nimmt das stille Weben der Phantasie, das er aus der Vergangenheit holt, da es der Gegenwart fehlt, in diese herüber, wie im Horn von Wanza, in Prinzessin Fisch, Villa Schönow, Pfisters Mühle und in den Akten des Vogelsangs. Ohne Groll,

voller Ruhe weist er, was ihm im Leben der Zeit widerstrebt, zurück. So wird sein Humor von jetzt an durch nichts gestört. Keine einzige Erzählung entsteht mehr, ohne davon durchdrungen zu sein; auch der milde und mildthätig waltende Friede der Unruhigen Gäste ist hierher zu rechnen. Und hört man die Namen Achtermann, Wedehop, Frau Professorin Schenck und Natalie Ferrari, Just Everstein, Tante Sophie Grünhage und Nachtwächter Marten, Fabian Pelzmann, der Bruseberger und Frau Schubach, Schönow und Julie, Asche, Phoebe, Peter Uhusen und Frau Cruse, Schnarrwergk, Warnefried und Rosine, Buchius und Thedel, Stopfkuchen, Gutmann und Poltermann, Tante Kleynkauer, Velten Andres, Veltens Mutter, Leonie und Frau Feucht, so wird man sowohl der erstaunlichen Fülle an objektiviertem Humor wie besonders der Thatsache inne, daß jeder und jede von den Genannten als Meister oder als Meisterin ihres Lebens und ihres Glückes, zuweilen auch ihres Unglückes, d. h. stets souverän über ihr Wohl- oder Übelergehen walten.

Darum herrschen die Lust und das Lachen nicht vor; es kann als ein äußeres Zeichen dafür gelten, daß nur eine einzige rein humoristische Dichtung dieser Zeit angehört. Aber ebenso wenig gelingt es der Schwermut, das Lachen, das aus der Sicherheit des Lebensgefühles hervordringt, zu trüben. Man lasse noch einmal die aufgezählten Personen Revue passieren: man wird dann vielleicht bei Schnarrwergk und manchmal bei Velten zweifelhaft sein dürfen, ob da nicht Schwer- oder Mißmut vorwiege, — bei den anderen sicherlich nicht. Auch hier kann, wie in den beiden früheren Perioden, die rein humoristische Dichtung als Prüfstein dienen. Weder der Spaß ohne höchste Zartheit und Fein-

heit Raabescher Poesie, noch der Scherz mit Resten von der Hülle der Schwermut, der er entflohen, sich in den duftigsten Äther der Dichtung erhebend, sondern der Spaß und der Scherz in der klaren, ruhigen und heiteren Sphäre des Phantasievollen, das die Wirklichkeit, der es entstammt, nie verleugnet: das ist der Stern, der hell über Gutmanns Reisen schwebt. Ähnliches macht sich an dem Grade, in dem die Komposition durch die Fabel und durch die Idee bedingt wird, merklich. Während bis zu den Leuten aus dem Walde, in der Schwarzen Galeere und im Letzten Recht besonders der Ausgang der Erzählungen immer ein äußerlich in die Augen springender Ruhepunkt in dem Schicksal der Hauptpersonen ist; während danach, vor allem in den Drei Federn, Abu Telfan, Meister Autor, den Krähenfelder Geschichten, teilweise auch in Horacker, sich der Leser am Ende geneigt fühlen darf zu fragen, was ferner geschehe, dann aber immer bemerken kann, wie die Idee ihren genauen und vollen Abschluß erhält: wird seit dem Deutschen Adel beiden Forderungen Rechnung getragen, da der Humor so von Gleichmut erfüllt ist, daß er nicht durch die Schwere der Idee gehemmt wird, sich den bloßen Thatsachen hinzugeben, und nicht durch die Lockung der Thatsachen, durch die Lust am Fabulieren, sich hinreißen läßt, die Idee hintenanzusetzen.

Es ist immer mißlich und schwierig, die Entwicklung eines langen und reichen Lebens in einen möglichst kurzen Ausdruck zu fassen. Es ist jedoch auch ein Zeichen für den Erfolg eines Lebens, wenn man versucht sein kann, so etwas zu wagen; denn die Leistung des menschlichen Durchschnittsdaseins verflüchtigt dabei sich meistens in nichts. Von dem politischen Sehnen und Hoffen des deutschen Volkes be-

ginnend, sieht Raabe zunächst mit dem gleichen Sehnen und Hoffen das ganze menschliche Leben an; aber die humorvolle Stimmung, die er als Lebensstimmung schon würdigt, womit er die Frische und die Vielheit der Thatsachen auffaßt, mehr den Trieb als das Leid des Lebens empfindend, schwankt noch erheblich. Als dann der Blick tiefer dringt, aus der Angst der Fügung und der Verwicklung der zeitlichen Schicksale ganz zu den ewigen Ideen und Idealen der Dichtung sich rettend, wird der Humor mit der Lebensbetrachtung um so viel schwermütiger, wie er in Sicherheit und in Dauerbarkeit erstarkt. Gerade dies läßt ihn schließlich ein Stück der verlorenen Heiterkeit wiedergewinnen, von neuem der Zeitlichkeit getroster sich nähern, weil er von ihr nichts erwartet und deshalb des Ewigen in ihr sich desto gewisser fühlt; durch die Ernte und durch die Spreu seiner Zeit trägt Raabe nun frei und ruhig seine den Trieb und das Leid des Lebens versöhnende, nicht mehr zweifelnde, nie mehr versagende Stimmung. So ist der Humor in der höchsten Vollendung bei ihm wie bei Heinrich Schaumann in Stopfkuchen nicht von Anfang an schon fertig vorhanden; doch er entwickelt sich stetig, ein wenig erst nach der einen, dann nach der anderen Seite vom Gleichgewicht abbiegend, um es darauf zu erreichen und zu bewahren.

Zwei Umstände, die man im Hinblick auf Raabe öfter hervorhebt, stehen zu diesem Urteil in Widerspruch. Man tadelt den Mangel an Behaglichkeit des Humors und meint damit, daß man zu sorgloser wohlthuender Hingabe an ihn nicht komme. In völliger Allgemeinheit ist solcher Einwand sicher verfehlt. Wo z. B. ein Kleinstadtleben geschildert wird, stellt sich echte und rechte Behaglichkeit ein. Aber seit wann ist sie die unter allen Umständen nötige Bedingung

ruhigen seelischen Gleichmaßes? Was so viele Leser vermissen, ist die Bequemlichkeit, auch bei nur halber geistiger Anspannung eine Raabesche Dichtung in sich aufnehmen zu können. Statt dessen verlangt der Autor, daß man mit eigenem Denken und Fühlen freiwillig ihm entgegenkomme, sogar wenn er uns zum Lachen erregen will. Sind wir bereit es zu thun, so werden wir immer gewahren, wie er bestrebt ist, auch wo er einmal vorübergehend satirisch wird, sich im gemütvollen Gleichgewicht wahren Humors zu halten. Selbst in der Schwermut bleibt er davon nicht weit ab.

Einen größeren Schein des Rechten hat der zweite Einwand für sich: die Raabesche Gedankenfolge sei zu springend. Doch auch in diesem Punkte sind die Kritiker meist viel maßloser, als es der Dichter in dem Fehler ist, der ihm zum Vorwurf gemacht wird. Jedenfalls haben sie Anlaß, Nachdruck darauf zu legen, weil es nicht bloß die Raabesche Dichtung schlechthin, vielmehr ihren Kern, den Humor, gilt. Z. B. längere Exkurse Raabes über das, was er gerade erzählen möchte oder erzählen sollte, wozu er indes nicht imstande oder nicht willens ist, oder absichtliche Schroffheiten, die durch den Gegensatz der an einander gefügten Bilder oder Vorstellungen frappieren, haben den Zweck, die Stimmung, die in dem einen Augenblick teilnehmend ganz in den Gegenstand untertaucht, um in dem nächsten Augenblick lachend und frei über ihm zu schweben, zum Ausdruck zu bringen oder das Gefühl des Widerspruchsvollen in Welt und Leben aufzurütteln, natürlich es hinterdrein wieder besänftigend. Raabe erreicht dergleichen vollkommen; und nur in den Krähenfelder Geschichten und in den ihnen zeitlich nahe stehenden Erzählungen geht er in der schon im neunten und im dreizehnten Kapitel berührten Weise über

das zulässige Maß hinaus. Im übrigen sei für falsche Schätzungen angemerkt, daß man in jedem Fall, auch im Epischen, die Geltendmachung des Subjektiven und der Persönlichkeit als einen Vorzug anzusehen hat; denn immer und überall ist das Subjekt mehr als das Objekt.

Zweifellos gehört Raabe zu den besten Humoristen der Litteratur aller Völker. Keiner verbindet so innig wie er das Humorvolle und das Dichterische; keiner dringt so bewußt und erfolgreich bis in die Widersprüche des Triebes zum Leid des Lebens. Auch er hat seine Schranke, an der er scheitert. Aber sie hängt weder mit dem Humor zusammen, noch haben bis jetzt überhaupt die Dichter in dem Bereiche, auf das sie Bezug hat, etwas hervorzubringen vermocht.



Fünfzehntes Kapitel.

Größe und Grenzen der Raabeschen Poesie.

Unsere Betrachtung der Dichtungen Raabes ist von einer Orientierung über deren Ursprung aus dem Herzen des Dichters und der Lage der Zeit und über die Ziele, in denen er aus seinem Geiste heraus beiden Antrieben zu genügen strebt, ausgegangen. Die Erörterung der einzelnen Erzählungen hat dann gezeigt, wo und wie weit er jedesmal wirklich sein Ziel erreicht. Wir haben am Ende gesehen, daß seine Lebensarbeit sich in harmonischer Entwicklung vollendet, zu einer geschlossenen und reichen geistigen Persönlichkeit ihn gestaltend. Aber solche Geschlossenheit kann immer nur relativ sein. Jede Persönlichkeit wurzelt in dem gesamten Sein und muß daher Elemente enthalten, die über sie selbst hinausweisen; und die Zeit, in der die Persönlichkeit sich entfaltet, ist stets ein Ausschnitt aus einem größeren Kulturzusammenhang, zu dem sie Beziehungen hat. Dies kommt weiter nicht in Betracht, so lange man ganz im Bereich der Persönlichkeit und des sie bedingenden Charakters der Zeit bleibt. Was sich im vorigen Kapitel über Raabes Humor als Lebensstimmung ergeben hat, hält sich in solchen Grenzen.

Doch schon bei einzelnen Dichtungen wurden z. B. Punkte berührt, die, wenn man den Blick nicht über den gesteckten Rahmen hinausschweifen ließ, den Einklang des Ganzen bloß wenig oder auch gar nicht störten, es aber thaten, sobald man das außerhalb jenes Rahmens gelegene Leben in Rücksicht zog. Die Berechtigung, den Umkreis der Betrachtung so zu erweitern, wird freilich häufig bestritten; die folgende Erwägung lehrt jedoch, daß für den vorliegenden Fall solche Berechtigung besteht.

Raabe selbst nämlich drängt durch das, woraufhin er sich in die Beschaffenheit der Welt und des Lebens versenkt, zu der Frage, wie sich sein Dichten zum Grundstreben der gesamten neuen Kultur verhalte. Wenn er durch den Humor trotz des Leides den Lebenstrieb rechtfertigt und den Lebensmut aufrecht erhält, mitten in Schmerz und Enttäuschung von der Pein des Schmerzes und der Enttäuschung befreit, den Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und der Dichtung ausgleicht, bleibt noch dahingestellt, ob er den Lebenstrieb sich an den Idealen allein genügen oder das Streben nach deren Ausbreitung in sich aufnehmen läßt. Der Unterschied ist erheblich. Sucht jede Persönlichkeit in ihren echten und berechtigten Idealen Anerkennung und Nachfolge, so erheischt dies, daß die Hemmungen, die der Erfüllung der Ideale entgegenstehen, schließlich aufhören; was eine Stärkung des Lebenstriebes, also eine Vertiefung der alten und ein Aufsteigen zu neuen und höheren Idealen herbeiführt, weil es zum Wesen des Lebenstriebes gehört, unendlich zu sein. Will hingegen die ideale Persönlichkeit nichts als mitten in aller Anfechtung sich behaupten, so wird die Innerlichkeit der Befreiung von der Pein des Schmerzes und der Enttäuschung genügen; weswegen die äußeren Ursachen, die den Schmerz

und die Enttäuschung hervorrufen, und zu denen am meisten die innere Indifferenz und die inneren Feindseligkeiten anderer zu rechnen sind, unangetastet bleiben und fortwirken, wenigstens soweit es am Lebenstrieb liegt. Nun ist die Voraussetzung, daß der Einzelne ohne Ausnahme Anlage zum Idealen besitze und ausgiebig sie zu bethätigen beanspruchen dürfe, — die Gewißheit, am Dasein einer kosmischen, weit über die Grenzen des Irdischen sich hinauserstreckenden Welt, d. h. an wahrhaft universeller Erhebung Anteil zu haben, — und das Ziel, im Einklange mit der Erkenntnis und den Ideen von den Dingen die wirkliche Welt und das Leben zu höheren Gestaltungen, als durch Natur und durch Zeit gegeben sind, umzuschaffen, das Eigentümliche und Unterscheidende, das die neue, seit drei- bis vierhundert Jahren in langsamem Flusse begriffene Kultur von der alten trennt. Diese Stärkung und Steigerung des Lebenstriebes machte die Hemmungen, die er erfährt, fühlbarer denn zuvor. Als sich politischer und sozialer Mißmut hinzugesellte, traten sie deswegen in der Schroffheit auf, mit der sie Schopenhauer betont. Die Raabesche Betrachtung des Widerstreites zwischen dem Trieb und dem Leid des Lebens stammt daher aus der Zugehörigkeit unseres Jahrhunderts zur neuen Kulturära, und von den beiden Wendungen, die sie je nach dem Inhalte, den sie dem Lebenstrieb beilegt, nehmen kann, ist nur die auf wirkliche Beseitigung der Hemmungen und auf Neuschaffung im Idealen gerichtete fähig, die Forderungen dieser Ära voll zu erfüllen. Aus doppeltem Grunde hat man mithin einen Anlaß, die Raabeschen Dichtungen auch an dem weiteren, außer ihr liegenden Kulturzusammenhang zu messen.

Nicht auf die Erzählungen einzeln, sondern auf ihre ge-

samte poetische und ideelle Gestaltung, sofern sie des Dichters Persönlichkeit ausprägen, die zwar nicht überall in der gleichen Weise sich geltend macht, überall aber der letzte Grund des Schaffens und des Geschaffenen ist, kommt es an. Ob und in welchem Grade wir als die Leser, wenn wir in uns die Persönlichkeit des Dichters ganz aufnähmen und von ihr aus unsere Lebensführung bestimmten, den Hauptantrieben und den Hauptzielen unserer Kultur auf der Höhe dichterischen Ideals zu genügen und standzuhalten vermöchten: das ist die Frage. Wir wissen ja, Raabe ist tief und realistisch genug, um nicht bloß in abgesonderter Muße erhebend, sondern auch nachwirkend bis ins alltägliche und thätige Leben sich zu erweisen.

Der Dichter kann uns nichts lehren; d. h. wir können weder unsere Erfahrung noch unser auf Denken beruhendes Wissen durch ihn bereichern. Wohl aber ist er imstande, unseren Blick für die sich der Messung und Wägung, überhaupt der ausschließlich verstandesmäßigen Erfassung entziehenden Ideen des Seins zu schärfen. Da sie in Raabes Schaffen das Treibende sind und eindringlich zu uns aus seinen Erzählungen sprechen, da sie das Allgemeine bilden, in dessen Dienst alles übrige steht, so gehören sie hier an den Anfang.

Daß die Einheitlichkeit der Raabeschen Dichtungen hauptsächlich aus den Ideen erwächst, daß also die Vorgänge, die erzählt werden, äußerlich angesehen, oft mit dem Scheine des Episodischen oder des Zufälligen, lose verbunden sind, aber ideell desto inniger zusammenhängen, hat man vielfach verkannt. Die Überlieferung, die es als Eigentümlichkeit des humoristischen Dichters betrachtet, sich in minder geschlossener Komposition zu ergehen, unterstützt diesen Irrtum. In den

Einzelbesprechungen ist daher Nachdruck darauf gelegt worden, welche erfolgreiche Sorgfalt Raabe meist auf den Aufbau seiner Erzählungen, auf die harmonische Beziehung der Teile unter einander verwendet. Wenn sein Verfahren sich oberflächlicher Kenntnisnahme entzieht, trifft ihn keine Schuld; und wenn es nicht landläufig ist, wird nur um so mehr der Vorzug, der darin steckt, ersichtlich. Alle Schicksale sich im Guten und Schlimmen rein äußerlich in vollendetstem Einklang abspielen zu lassen, ist ein Ausfluß der Willkür, womit der menschliche Wunsch den Thatsachen Zwang anthut. Außerdem kann das zwischen Subjekt und Objekt scharf unterscheidende Denken der neuen Völker auch nicht im Dichterischen seine Geltung verlieren. Raabe läßt in der That die Dinge, wie sie die gegenständliche Wahrnehmung zeigt, als ein nicht immer befriedigendes Nebeneinander unverfälscht; aber er verknüpft sie durch die Idee, die aus ihm, dem Subjekt, stammt, und bewahrt so dieses vor falscher Vermischung mit den Objekten. Ein besonderer, obgleich nicht originaler Zug des Subjektiven ist Raabes Auffassung seiner Dichtungen insgesamt wie eines Ganzen, wie einer Welt für sich, was in dem häufigen Zurückgreifen späterer Erzählungen auf frühere ausgedrückt ist. In den Kindern von Finkenrode wird z. B. an die Chronik der Sperlingsgasse erinnert, in Wer kann es wenden? an die Kinder von Finkenrode, im Hungerpastor an die Chronik der Sperlingsgasse und die Leute aus dem Walde, in Theklas Erbschaft wieder an die Leute aus dem Walde, in den Alten Nestern an die Kinder von Finkenrode, in Villa Schönow an den Deutschen Adel, in den Unruhigen Gästen an die Geschichte Zum wilden Mann. Obwohl dies, wie bei Besprechung der

Alten Nester bemerkt werden mußte, zu tadeln ist, wenn es die Kenntnis der früheren Erzählung verlangt, weil andernfalls nicht alles klar wird — so dort die Rückwärtsentwicklung des Stadtrates Doktor Max Bösenberg — mutet es dennoch immer den Kenner des Dichters behaglich und heimisch an. Auch gehört dahin die gleichfalls nicht erst von Raabe erfundene Einführung seiner eigenen Person am Schlusse der Kinder von Finkenrode und im Epilog zu dem Deutschen Adel. Aber soweit das Hervortreten der Subjektivität, d. h. der Persönlichkeit Raabes Anerkennung verdient, ist es nicht bloß der Fall, weil so die Klarheit des Gegensatzes zum Objektiven gefördert wird, sondern vor allem, weil dadurch sich der Persönlichkeit bessere Chancen eröffnen, als solche zu wirken. Das Streben nach freier Entfaltung und freier Mitteilung jeder berechtigten Subjektivität bildet ja eins der Elemente des neuen Völkergeistes. Die Unterscheidung, daß es sich immer um Subjektives handelt, schützt davor, das Besondere und nicht Verbindliche individueller Anschauung als Norm zu nehmen, wie auch mit ihm den ganzen Ideeninhalt ohne Rest abzuweisen. Hätte man sich schon im Altertume darauf verstanden, so wäre es Aristoteles nicht passiert, die Ideen Platos zu kahlen und dürftigen Begriffen zu degradieren.

Auch in einer anderen Richtung regt sich der tiefer dringende Geist der neuen Kultur in Raabes Ideen und Idealen. Die Begeisterung, mit der Ulex in den Leuten aus dem Walde vom Nikolaiturm in das Walten der Welt und der Welten schaut, ist von dem universellen Affekt Giordano Brunos nicht fern, und der Hunger Hans Unwirschs im Hungerpastor steht dieser Begeisterung nahe. Sie fehlt zwar in den anderen Erzählungen, aber nirgends

wird ihr widersprochen. Die damit verwandte Thatkraft hingegen, das Heldentum, das aus dem Denken und aus dem Wollen heraus auch den äußeren Triumph der Bestie zerschlägt und der allgemeinen Verbreitung höherer Daseinsformen die Bahn ebnet, nicht das Heldentum, dessen Größe der Schlachtenruhm ist, wissen wir, verkümmert bei Raabe im Keime, selbst wo es sich zu entfalten scheint. Daß er in den Leuten aus dem Walde den Humor in Fiebiger vor eine Schranke stellt, und daß er Fritz Wolf und Eva Dornbluth in die Hinterwälder Amerikas bannt, daß er in den Alten Nestern von Ewalds Arbeit in Irland nichts Großes zu sagen weiß, und daß er Just nur Phlegma über den Ocean mitgiebt, wächst aus ein und demselben Grunde. Raabe hat keineswegs Helden schildern wollen und nicht können; er hat es vielmehr nur so weit gewollt, wie weit er's gethan hat. Der antike Held existiert für ihn, wie Die schwarze Galeere beweist; der neuen Zeit gilt das Wort in den Akten des Vogelsangs: „Es ist nichts mit dem Heroentum in dieser Werkeltagswelt."

Dies führt uns zur Frage nach der Schilderung der Charaktere bei Raabe. Deutlichkeit und Natürlichkeit sind da so notwendige Grundbedingungen, daß sie sich fast von selbst verstehen. Sucht man nach einem besonderen Merkmal, wie weit Raabe ihnen genügt, so sei an die feineren Nuancierungen erinnert, durch die er die vielfach ähnlichen Charaktere, die wegen der großen Zahl seiner Schriften vorhanden sind, doch unterscheidet. Man vergleiche z. B. Wimmer mit Schmolke, Ostermeier mit Ulex, Alida mit Fausta, Papphoff mit Mietze und Schminkert, Fasterling mit dem Leutnant Götz und dem Major Blume, Camilla mit Eva Dornbluth, die Sennora Bracamonte mit dem

Fräulein von Saint Trouin und Mademoiselle Martin, Eyring mit Eckerbusch, Wienand mit Sebastian, Pinnemann mit Moses Freudenstein, Täubrich-Pascha mit Thedel, Mühlenhoff mit Nebelung, Brokenkorb und Scriewer, Hasselberg mit Uhusen, Phoebe mit Leonie des Beaux. Auch die Berufe, die Zeiten und die Umgebungen der Personen kommen meist zu reichlichem Einfluß. Besonders der Beruf erscheint oft als das, wodurch die Charakteranlage die Richtung erhält, in der sie zur Entwicklung gelangt; das Schusterhandwerk des alten Unwirsch, die Nachtwachen Martens, die Buchbinderarbeit des Bruseberger und anderes sind in dieser Hinsicht hervorzuheben. Oder der Beruf giebt dem von ihm weniger abhängigen Charakter eigentümliche Redewendungen, Bilder, überhaupt Formen der äußeren Mitteilung. Es genügt, hier diese Dinge nur kurz zu berühren.

Viel wichtiger ist es, daß Raabe in einem noch wenig beachteten Punkte dem Grundstreben unserer Zeit in der Schätzung der Seinselemente erheblich zu Hülfe kommt. Wenn nämlich das Subjekt an sich so viel wert sein soll, muß es mehr als bloß ein vergängliches Aufblitzen zu bedeuten haben, es selbst und sein Schicksal muß etwas anschaulich Typisches vorstellen. Man denke z. B., daß Raabe zuweilen den Namen einer Person deren Wesen und Schicksal kennzeichnen läßt. Nicht sofern er sehr häufig den alten Kunstgriff anwendet, bei der Erfindung der Namen die Charaktere in Anschlag zu bringen, ist damit gemeint, obgleich die Bezeichnung Master Slidderedish für den am Ende von Christoph Pechlin auftauchenden Sprößling Sir Slidderys und Miß Eddishs ein treffender Scherz ist, — sondern daß er, an Walter Shandy und Lavater erinnernd, ein paarmal den Namen zu einer Art von Verhängnis

werden läßt, wie bei Julius Schminkert, Eilike Querian und Wunnigel. Die Macht des Kleinen und des Zufälligen im Geschick der Menschen wird dadurch versinnlicht. Umgekehrt ist in anderer Art wieder das Zufällige machtlos. Raabe sucht mit Vorliebe die um ihrer gesellschaftlichen Stellung willen meist Übersehenen oder Verachteten auf: kleine Handwerker; arme, sich redlich durchschlagende Mädchen, wie Clärchen Aldeck; die herrliche alte Jane aus Hüttenrode. Seine edelsten Menschen ferner sind häufig durch Erziehung und Schule Männer von echter Bildung, die aber durch widrige Umstände in äußere Bedeutungslosigkeit untertauchen; statt vieler seien nur Kunemund und Stopfkuchen angeführt. Endlich schließen sich hier die beiden erhabenen Blinden Eugenie Leiding und Friedrich Winkler an. Nicht bloß daß und wie alle diese sich offenbaren, nicht bloß die schöne und sittliche Erhebung, die sie gewähren, ist das Bemerkenswerte an ihnen; sondern noch mehr, daß jeder und jede in einem besonderen Typus die Unabhängigkeit des ewigen Ideal-Geistigen von der vergänglichen Hülle, in die es sich kleidet, zur Anschauung bringt. Aus ähnlichem Grunde ist ausdrücklich der Frauen zu gedenken. Man kann sie in anmutige, in hülfsbedürftige, ergebene und duldende und in entschlossene und thatkräftige einteilen. In der Schilderung der Anmut wird Raabe von anderen Dichtern wohl übertroffen. Das weibliche Anschlußbedürfnis, die sanfte Ergebung und Duldung gelingen ihm besser. Am vorzüglichsten ist seine Gestaltung weiblicher stiller Erhabenheit und selbstloser Thatkraft. Darin hat er so treffendes Typisches geschaffen, daß es nur nachempfunden, nicht in begrifflichem Urteile wiedergegeben zu werden vermag. Eva Dornbluth, Jemima Löw, Mathilde Sonntag,

Juliane von Poppen, Claudine Fehleysen, Nikola von Einstein, Salome, Natalie Ferrari, Eva Sixtus, Constanze Pelzmann, Albertine Lippoldes, Phoebe Hahnemeyer, Frau Cruse, Euphrosyne Kleynkauer, Leonie des Beaux sind nur einige aus der fast endlosen Reihe. Schließlich ist auch die Häufigkeit der im Guten oder im Bösen in Irrsinn Geratenden beachtenswert: Wallingers, Paul Halsingers, des Vikars Festus, Ludowikes, Wienands, Heyligers, Querians, Ferraris, Sebastians und Lippoldes. Es sind ebenso viele Arten des Hinausdringens der Persönlichkeit über die ihr im Edlen oder im Unedlen zustehenden Schranken, die dort zum Ausdruck kommen. Die Steigerung der Anschauung des Subjekts bis ins Typische ist auch für unser praktisches Verhalten im Leben bedeutsam, vor allem um der Befriedigung willen, die gegenüber der Wirklichkeit aus einer höheren Würdigung der das Persönliche im Menschen bedingenden Elemente erwächst.

Zwei Gruppen von Charakteren bleiben noch übrig: die mehr oder weniger dem Idealen feindlich Gesinnten und die fingierten Verfasser der in die Form von Selbsterzählungen gebrachten Dichtungen. Beide werden durch zahlreiche Typen vertreten. Dies ist es aber nicht allein, wodurch sie uns interessieren. Ein anderes Interesse muß bei ihnen sogar überwiegen. Nämlich nur in den frühesten Raabeschen Schriften erliegen die Vertreter der ersten Gruppe auch äußerlich meist. Später wird oft ausdrücklich das Gegenteil ausgesagt; man denke z. B. an Pinnemann, Häußler, Knackstert, Brokenkorb, Scriewer, Schlappe und ähnliche. Die dahinter stehende Lebensanschauung findet in den Vertretern der anderen Gruppe ihre Ergänzung. Wenn es schon auffällt, daß sie sehr selten, wie in der *Chronik der Sperlingsgasse*

oder den Gänsen von Bützow, am entscheidendsten an der Schürzung und an der Auflösung der Verwicklungen teil haben, ist es noch mehr zu beherzigen, daß sie, von wenigen besonders in rein humoristischen Dichtungen abgesehen, resignieren, am Ende sich auf sich selbst zurückziehen. Da der Dichter gerade bei den in erster Person Erzählenden unwillkürlich etwas von seinem eigenen Lebensgefühl mit einfließen läßt, so wiegt diese Thatsache um so schwerer. Sie stimmt außerdem auch zu dem Charakter der besten unter den Raabeschen Menschen. Daraus spricht ein leiser Hauch von Mattigkeit, der, wenn man ihn in das wirkliche Leben einführte, für die Herausarbeitung und Ausbreitung alter und neuer Ideale in unserer Zeit nicht förderlich, eher hemmend würde. Die Resignation beruht eben auf dem Urteil, daß man die Feinde des Ideals nicht tot zu kriegen vermöge, daß man vielmehr zufrieden sein müsse, sich selber die Ideale zu retten. Ein Widerspruch Raabes mit der Grundüberzeugung, aus der das Streben der neuen Kultur am zuversichtlichsten seine Ermutigung und seine Hoffnung schöpft, ist hier also nicht zu verkennen.

Wie sich die Phasen des Menschenlebens in Raabes Dichtungen darstellen, kann danach nicht überraschen. Das Gute und Große, das er in dieser Beziehung leistet, verschärft bloß noch jenen Widerspruch. Er ist ein unübertroffener Meister in Schilderung der Kindheit. In der Chronik der Sperlingsgasse, den Kindern von Finkenrode, den Leuten aus dem Walde, dem Hungerpastor, dem Schüdderump, den Alten Nestern, Prinzessin Fisch, Pfisters Mühle, Stopfkuchen und den Akten des Vogelsangs leuchtet sie, in jeder in anderer Weise, doch überall in verklärendem Lichte. Wo sie mißrät, wirkt

dies ins späte Alter hinein stets nach: z. B. bei Hahnenberg in Drei Federn; in der Schwäche, deren sich Albrecht Bodenhagen in der Innerste selber zeiht; bei Brokenkorb in der Erzählung Im alten Eisen, bei Schnarrwergk im Lar. Zu viel Püffe in der Erziehung stumpfen ab, machen geduckt nach oben, selbstherrisch nach unten; oder sie treiben zu Verwilderung und Haltlosigkeit, an der in den Kindern von Finkenrode Mietze nahe vorbeistreift. Freundschaften aus der Kindheit halten fürs Leben vor und führen oft zu bedeutsamen Wendungen in dem Geschick der Beteiligten: da sind Wachholder, Franz Ralff und Marie; Gustav Berg und Elise Ralff; Max Bösenberg, Cäcilie Willbrand und Käthchen Rösener; Klaus Eckenbrecher und Monika Fichtner; Markus Horn und Regina Lotther; Fiebiger, Ulex und Juliane von Poppen; Friedrich und Robert Wolf und Eva Dornbluth; Michel Groland, sein Freund und Mechtilde Grossin; Karl Schaake und Gertrud Tofote; Scholten, Schwanewede und Querian; Fritz Langreuter, Ewald, Just, Irene und Eva; Ebert Pfister und Asche; Warnefried Kohl und Rosine Müller; Eduard, Stopfkuchen und Valentine; Velten Andres, Helene Trotzendorff und Karl Krumhardt. Doch je glücklicher sich die Kindheit und die Jugend gestalten, desto reicher soll die Folgezeit an Enttäuschungen sein. Trotzdem wird das Immerwiederkehren der Kinder- und Jugendzeit in der Reihe der Menschengeschlechter gepriesen, in der Erhaltung der Ideale mitten in aller Enttäuschung etwas Schönes und Lebenswertes gesehen. Ist daher nicht in der Möglichkeit der Entwicklung und Festigung des Menschen im Idealen mit der Reife der Jahre ein Vorzug vor dem Kindes- und Jugendalter anzuerkennen, der die Enttäuschungen mindestens aufwiegt? Wer ist denn

zu universeller Erhebung fähig, wer schafft und schaut die Ideale und die Ideen, das Kind oder der Erwachsene? Der Gewinn also, nicht der Verlust müßte bei hinreichend starker Gemütskraft am ersten empfunden werden. Die Herabsetzung späterer Lebensjahre auf Kosten der früheren beruht in den meisten Fällen auf Unklarheit in der Erinnerung. Die Kindheit und die Jugend verlieren nicht das Geringste von ihrem Zauber, wenn die Reife, die auf sie folgt, als vollkommener angesehen wird. Schon die Begriffe der Reife und der Entwicklung müßten ausreichen, um vor dem Irrtum zu schützen.

Aus der Entwicklung der Einzelnen setzt sich die Entwicklung der Reihen von Generationen zusammen. In der Darstellung der Geschichte ist wie in der Schilderung der Charaktere Thatsächlichkeit und Wahrheit die erste Bedingung. Von den großen und den kleinen völkergeschichtlichen Vorgängen, deren Raabe Erwähnung thut, wird keine in einem verschönernden Glanze oder in anderer Entstellung vorgeführt. Wie fern sich der Dichter von jeder Verschleierung hält, lehrt am besten die der höchsten Bewunderung würdige Zusammenfassung, die er am Anfange des dreizehnten Kapitels in Abu Telfan auf wenigen Druckseiten über die deutsche Geschichte von der Zeit der Sümpfe und Urwälder bis zur Gegenwart liefert. Dies sei trotzdem nur beiläufig angeführt.

Eine größere Bedeutung hat es, daß Raabe eine tiefere Teilnahme für die politischen und sozialen Ereignisse in uns erweckt, als einem rein verstandesmäßigen Eindringen möglich ist, weil sich dabei des Abschreckenden und des Unbilligen oft zu viel bietet. Wir wissen, er stellt die Geschichte unter den Gesichtspunkt, wie sie das Leben des Einzelnen aus der großen Menge beeinflußt. Wir sahen, er bringt besonders

auch die Erhebung, die Erniedrigung, die Zerklüftung und die Einigung Deutschlands in unserem Jahrhundert unter dieselbe Auffassung. Daher geht er, wo er soziale Mißstände rügt, gleichfalls auf den Einzelnen immer als solchen ein. Ebenso individuell betrachtet er unter anderen die Juden; neben Hans Unwirschs Freund Moses Freudenstein hat er daher Jemima Löw und Frau Salome, neben dem alten Rosenstein dessen Töchter Rahel und Ruth, in der Mitte zwischen Extremen Leah und Simeath. Selbst als er Freudenstein im zehnten Kapitel im Hungerpastor den Weltgang der Juden im allgemeinen erörtern läßt, schließt er mit einer Erläuterung durch Gegenüberstellung von Börne und Heine. Das neuzeitliche Bestreben, den Wert der Persönlichkeit zu höherer Geltung zu bringen, wird in all diesen Fällen nicht bloß befolgt, sondern auch unterstützt. Die Befriedigung des Dranges der Gegenwart und die Versöhnung mit dem Mißlungenen in der Vergangenheit ist der doppelte Gewinn, dessen wir dadurch teilhaftig werden.

Was aber zeitigen die Leiden und Freuden, die der Einzelne unter dem Einfluß der Völkergeschichte erfährt, für die Zukunft? Johannes Wachholder schreibt, nachdem er den Tod Marie Ralffs erzählt hat: „Sieh um dich, Johannes: Verkehrt auf dem grauen Esel Zeit sitzend, reitet die Menschheit ihrem Ziele zu. Horch, wie lustig die Schellen und Glöckchen am Sattelschmuck klingen, den Kronen, Tiaren, phrygische Mützen — Männer- und Weiberkappen bilden. Welchem Ziele schleicht das graue Tier entgegen? Ist's das wiedergewonnene Paradies; ist's das Schaffot? Die Reiterin kennt es nicht; sie — will es nicht kennen! Das Gesicht dem zurückgelegten Wege, der dunkeln Vergangenheit zugewandt, lauscht sie den Glöckchen, mag das Tier über blu-

mige Friedensauen traben oder durch das Blut der Schlachtfelder waten — sie lauscht und träumt! Ja, sie träumt. Ein Traum ist das Leben der Menschheit, ein Traum ist das Leben des Individuums. Wie und wo wird das Erwachen sein?" Hierzu paßt das Bild, das der Hauptmann von Faber am Grabe Eva Dornbluths vom Laufe der Kultur um die Erde entwirft. Er stellt sich ein Zeitalter vor, da das heutige Europa dem Altertum angehört, die Seemacht Englands ist dann z. B. an Japan übergegangen; im wesentlichen jedoch hat nichts sich geändert, auch keine Andeutung kommt davon vor, daß etwas sich könnte geändert haben. Denn wie Wachholder mit Recht das Dasein der Menschheit mit dem Dasein des Individuums vergleicht, und wie Raabe diesem eigentlich keine Entwicklung, kein wahres Aufsteigen auf der Skala des Lebensgefühls, nur ein inneres Erstarken und Sichzurückziehen auf die nach außen enttäuschten Ideale zugesteht, ähnlich muß die Geschichte sich abspielen. Aber die Entwicklung der Völker, die doch auch Raabe, indirekt in den Gänsen von Bützow sogar in hohem Maße, einräumt, beruht nicht auf einer Entfaltung von Anbeginn an vorhandener, sondern auf stetem Hinzukommen neuer geistiger und sittlicher Kulturelemente. Die Zukunft muß deshalb ein klar bewußtes Ringen nach vorwärts sein. Weg mit dem Traum! Wenigstens ist die Menschheit allgemach im Begriff, aus ihrem verkehrten Sitz auf dem Esel Zeit sich umzuwenden. Hörte sie auf Wachholders Worte und hieße die Worte gut, so würde sie das Gefühl davontragen, daß ihr Beginnen vom Übel sei, und sie würde sich schnell wieder rückwärts drehen.

Im Anschluß hieran sind einige Bemerkungen darüber zu machen, wie Raabe sich im Poetischen im allgemeinen zu

dem Grundstreben unserer Kultur stellt. Die Phantasie und die Dichtung sind es ja, die er durch seinen Humor mit der Wirklichkeit aussöhnt, denen er in der Wirklichkeit durch den Humor eine Stätte bereitet. Die Kühnheit dieses Unternehmens darf nicht unterschätzt werden. Es ist zweierlei, ob ein Dichter nur schlechthin dichterisch wirken will, oder ob er besonders den Wert der Phantasie und der Dichtung anschaulich auszuprägen beabsichtigt. Im zweiten Falle muß er sich seiner Phantasie und seiner poetischen Kraft viel sicherer sein als im ersten Falle. Von der Chronik der Sperlingsgasse bis zu den Akten des Vogelsangs hat Raabe in der That die Frische seiner überreichen Erfindungsgabe und den treffenden Blick für das Dichterische in den Dingen, von denen er handelt, unverändert bewahrt.

Diese Dinge sind immer aus dem vollen, lebendigen Leben entnommen. Was uns an jedem Tage begegnet, woran wir mit jedem Tritt stoßen, wohin wir mit jedem Griff reichen, bildet den Inhalt von Raabes Erzählungen. Kein entzücktes Schwärmen in den Schönheiten der Natur, das die Schönheiten eher verdeckt als enthüllt, und das auf die wirkliche Landschaft meist keine Anwendung findet, sondern einfacher Einklang der menschlichen Stimmung mit dem Charakter der Landschaft waltet bei ihm. Wie die Natur im Heimatsgefühl empfunden wird, schildert er sie. Meist sind es für ihn auch heimatliche Gefilde, in die er uns führt: Braunschweig', das Wesergebiet und der Harz. Darum mutet sogar eine schönheitsarme Natur, z. B. der Dräumling oder das kahle Gebirgsdorf Phoebes, wohlthuend an. Nimmt uns Raabe, wie in den Kindern von Finkenrode und den Leuten aus dem Walde, im Eisenbahnzuge durch

eine Gegend mit, so verschwindet das Bild der Berge, der Wälder und der Felder in der Geschwindigkeit; nur daß in ihnen Freude und Trauer aus Menschenwohnungen hinter dem Zuge verklingen, nehmen wir wahr. Überhaupt läßt er selten die reine, freie Natur vor unseren Augen sich ausbreiten. Häufiger wählt er ein Dorf voll Leben, noch lieber die Stille einer kleinen Stadt als Mittelpunkt. Das Idyllische, das er daran hervorhebt, ist dann wieder nicht aus entlegenen Fernen geholt, sondern echtes, sich überall bietendes Kleinstadtleben mit mancher Dürftigkeit und Beschränktheit, aus denen er den erquickenden Kern schält. Am eigentümlichsten giebt sich Raabes Kunst zu erkennen, wenn er uns in das Treiben der großen Städte versetzt. Da sind natürlich erst recht die Menschen die Hauptsache. Abermals ist seine Feder kein Besen, der allen Schmutz fein wegkehrt, und kein Pinsel, der die Häuser neu anstreicht. Weniger die eleganten Viertel als die häßlichen Winkel, die engen Gassen sucht Raabe auf: alte, verfallende Klostergebäude; Lumpenkeller und Dachkammern; in der großen Fabrik die lauschige Ecke, in der der Attrapenonkel seine Figuren ersinnt; den Kirchhof Beth-Chaim; dreimal, erst in den Leuten aus dem Walde, dann in dem Hungerpastor, schließlich im Deutschen Adel, das Polizeihaus. Alles ist Wirklichkeit, aber poetisch durchleuchtet. Wirklichkeit ist, worauf wir zu wirken vermögen. Der Geist der neuen Zeit gipfelt in solchem Wirken; darum das Streben nach möglichster Freiheit jeder Persönlichkeit, darum Erhebung ins Universelle, darum der Drang, die gebundenen Formen des Daseins frei zu machen und neue Formen herauszubilden. Was könnte uns also willkommener sein, als auch mit der Phantasie die Wirklichkeit zu durchdringen und in der Durchdringung das, was wir in uns tragen,

nach außen zu setzen, um es dort wiederzufinden? Je mehr heute diese Seite des Geisteslebens unter mancherlei Stürmen erstickt wird, desto höher muß es veranschlagt werden, daß sie bei Raabe sich unverkümmert erhält und stark genug ist, von ihrer Kraft anderen mitzuteilen.

Dennoch giebt es auch hier eine Grenze in Raabes Können. Wenn Das Horn von Wanza, Prinzessin Fisch, Villa Schönow und Pfisters Mühle mit Recht sich der weit verbreiteten Gefühlsstumpfheit unserer Zeit widersetzen, so folgt daraus, wie bei Besprechung der letzten von den genannten Dichtungen schon zu bemerken war, nicht auch, daß nur im Alten und Altertümlichen Dichtung zu finden sei. Aber obgleich Raabes Phantasie in die unmittelbare Wirklichkeit und die Gegenwart sich vertieft, sucht sie doch das Dichterische stets bloß in dem, das am meisten mit der Vergangenheit Fühlung hat. Nichts Neues aus Afrika! Nichts Neues im Reiche der Ideale! Sehen wir Raabes Standpunkt so an, wie seine Schriften es allenfalls zulassen, daß das Poetische, das er findet und zeigt, in Wirklichkeit existiert und Wert hat, so fehlt es an nichts; sehen wir indessen den Standpunkt so an, wie er gewiß genommen ist, daß im Grunde jenes Poetische das einzige sei, das es giebt, so ist uns ein Bremsschuh vorgelegt, wo wir den Berg hinauf wollen.

Oder vielmehr, wo wir weiter hinauf wollen. Denn die Raabesche Poesie reicht immerhin dazu aus, eine große Strecke den Berg uns wirklich emporzugeleiten. Wie lästig es vielen seiner Leser auch sein möge, und wie oft sie ihn deshalb auch abweisen: niemals kann es dennoch genug betont und gerühmt werden, daß er uns immer Ideen giebt und Ideen in uns auslöst, sich als ganze Persönlichkeit dar-

stellt und unsere Persönlichkeit stärkt und bereichert, und daß er uns in der Wirklichkeit das Poetische nicht als den täuschenden Wahn, der bei klarer Besinnung in nichts verfliegt, sondern als eine geistige That, mit der wir auf die Wirklichkeit wirken, anschauen läßt. Auch sein Humor ist ja etwas nicht für die bloße Phantasie, vielmehr aus der Phantasie heraus für das schaffende Leben, damit uns das unser Streben nach oben hemmende Kleine, Nichtige und Schlimme nicht niederziehe. Das ist es, wodurch Raabe an unserer Kulturarbeit teil hat.

Es giebt Fälle, in denen die Macht der Not und des Bösen nach außen hin nicht zu besiegen ist; sie kommen für jeden wohl oft. Wie dann dennoch mit Hülfe des Humors und der Phantasie sich die Dichtung und die Ideale in uns als das Bleibende und Unbesiegbare zu behaupten vermögen, macht Raabe deutlich. Aber er glaubt überhaupt an keinen anderen echten Triumph. Um nicht mehr als um ihn erringen zu können, schickt Frau Claudine in Abu Telfan den sie um Rat angehenden Leonhard Hagebucher fort in den Kampf mit der Welt. Nur Die Leute aus dem Walde nehmen einen entschlosseneren und stärkeren Anlauf. Die höchste Lebensenergie indes, der allein die Zukunft gehört, kennt überhaupt keine absolute Unüberwindlichkeit der Schranken, die ihr entgegentreten. Wenn sie auch weiß, daß für jede, die niedergeworfen wird, eine neue ersteht: ein positiver Gewinn bleibt trotzdem. Sie ist seiner sicher im Aufsteigen der Lebensalter und in dem nicht bloß intellektuellen, sondern auch sittlichen, ästhetischen und religiösen Fortschritt der gesamten Kultur. Sie nimmt sogar in den innerlichen Sieg über den Tod diese Perspektive in die Zukunft der Menschheit auf. Sie schafft neue Ideale

aus der Begeisterung, die jede neue Kulturerwerbung am Ende dichterisch aufzufassen imstande ist. Obgleich auch sie sich mit vielen Hemmungen durch den Humor muß abfinden, schreitet sie doch darüber hinaus; denn jene Begeisterung ist fähig, sich unter Umständen zu dem Heldentume zu steigern, das Schwierigkeiten und Leid überwindet, indem es ihrer nicht achtet, ganz Auge und Sinn für das begeisternde Ziel. Wo Raabe uns also zur Resignation aufruft, da scheiden wir von ihm, — da lassen wir ihn im Thale stiller Beschaulichkeit und klimmen auf die Höhe, auf der zwar manchmal ein scharfer Wind pfeift und Nebel zu Zeiten den Pfad verhüllen, auf der jedoch erst die Fülle unserer Kraft uns bewußt wird und mit diesem Bewußtsein wächst.

Eine Dichtung, die das unter vielem Faulen und Absterbenden unserer Zeit keimende Höher-Menschliche, Lebensvollere, Freier-Schöpferische dichterisch herauszugestalten vermöchte, würde Raabes Poesie übertreffen. Sie existiert indes vorläufig nicht und wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Das höchste Maß, das jüngere Dichter erreichen, ist, daß sie jenes Faule und Absterbende ihren Zeitgenossen vor Augen rücken und auf die Notwendigkeit von besserem Neuen hinweisen. Deshalb sind ihre Leistungen Stückwerk. Raabe ist in sich abgeschlossen; selbst seine große Belesenheit und Gelehrsamkeit merkt nur, wer danach bei ihm sucht, so in eins ist sie mit seinem Denken und Dichten, Schaffen und Schildern verschmolzen. Was er geleistet hat, ist für alle Zeit etwas, das Wert behält. Wenn diese Leistungen sich an der Zukunft messen lassen, liegt darin fast ein höherer Ruhm, als der ist, den die Leistungen selbst um ihrer Größe willen verdienen. Man scheut sich meist,

einen zeitgenössischen Dichter für einen der besten und der hervorragendsten seiner Nation in Gegenwart und Vergangenheit zu erklären. Aber es sei als Schlußsatz hier ausdrücklich gesagt: Raabe ist zweifellos einer der bedeutendsten und der hervorragendsten Dichter der deutschen Litteratur.



Verzeichnis der Raabeschen Schriften.

1. Die Chronik der Sperlingsgasse. 1854—55. 16. Aufl. 1894.

2. Ein Frühling. 1857. 3. Aufl. 1893.

3. Die Kinder von Finkenrode. 1859. 2. Aufl. 1870.

4. Halb Mär, halb mehr. 1859. Enthaltend: Der Weg zum Lachen, Der Student von Wittenberg, Weihnachtsgeister, Lorenz Scheibenhart, Einer aus der Menge, Buch zu, Wunsch und Vorsatz.

5. Nach dem großen Kriege. Eine Geschichte in zwölf Briefen. 1861.

6. Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts. 1861. 2. Aufl. 1891.

7. Unseres Herrgotts Canzlei. Eine Erzählung. 1862. 2. Aufl. 1889.

8. Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen. 1862. Enthaltend: Die alte Universität, Der Junker von Denow, Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas, Wer kann es wenden, Ein Geheimnis.

9. Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. 1863—66. Erschienen 1869. Enthaltend: Die hämelschen Kinder, Else

von der Tanne, Keltische Knochen, Sankt Thomas, Die Gänse von Bützow, Gedelöcke, Im Siegeskranze.

10. Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman. 1863. 2. Aufl. 1890.

11. Der Hungerpastor. Ein Roman. 1864. 6. Aufl. 1894.

12. Ferne Stimmen. Erzählungen. 1865. Enthaltend: Die schwarze Galeere, Eine Grabrede aus dem Jahre 1609, Das letzte Recht, Holunderblüte.

13. Drei Federn. 1865. 2. Aufl. 1895.

14. Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. 1867. 3. Aufl. 1890.

15. Der Schüdderump. 1869. 2. Aufl. 1894.

16. Der Dräumling. 1872. 2. Aufl. 1893.

17. Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 1873. 2. Aufl. 1890.

18. Deutscher Mondschein. Vier Erzählungen. 1873. 2. Aufl. 1875. Enthaltend: Deutscher Mondschein, Der Marsch nach Hause, Des Reiches Krone, Theklas Erbschaft.

19. Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten. 1874.

20. Horacker. 1876. 4. Aufl. 1891.

21. Wunnigel. Eine Erzählung. 1878.

22. Krähenfelder Geschichten. 1878. Enthaltend: Zum wilden Mann, Höxter und Corvey, Eulenpfingsten, Frau Salome, Die Innerste, Vom alten Proteus.

23. Deutscher Adel. Eine Erzählung. 1879.

24. Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten. 1879.

25. Das Horn von Wanza. Eine Erzählung. 1880.

26. Fabian und Sebastian. Eine Erzählung. 1881.

27. Prinzessin Fisch. Eine Erzählung. 1883.

28. Villa Schönow. Eine Erzählung. 1884.

29. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. 1884. 2. Aufl. 1894.

30. Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Säkulum. 1885.

31. Im alten Eisen. Eine Erzählung. 1887. 2. Aufl. 1888.

32. Das Odfeld. Eine Erzählung.

33. Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte. 1889.

34. Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. 1890.

35. Gutmanns Reisen. 1891.

36. Kloster Lugau. Ein Roman. 1893.

37. Die Akten des Vogelsangs. 1895.

38. Gesammelte Erzählungen. I. Band, 1895, enthaltend in neuer Auflage die Erzählungen aus dem Verworrenen Leben und den Fernen Stimmen. II. Band, 1896, enthaltend die Erzählungen aus dem Regenbogen und dem Deutschen Mondschein. III. Band, 1897, enthaltend die zweite bis sechste der Krähenfelder Geschichten.



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

28. Villa Schönow. Eine Erzählung. 1884.

29. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. 1884. 2. Aufl. 1894.

30. Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Säkulum. 1885.

31. Im alten Eisen. Eine Erzählung. 1887. 2. Aufl. 1888.

32. Das Odfeld. Eine Erzählung.

33. Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte. 1889.

34. Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. 1890.

35. Gutmanns Reisen. 1891.

36. Kloster Lugau. Ein Roman. 1893.

37. Die Akten des Vogelsangs. 1895.

38. Gesammelte Erzählungen. I. Band, 1895, enthaltend in neuer Auflage die Erzählungen aus dem Verworrenen Leben und den Fernen Stimmen. II. Band, 1896, enthaltend die Erzählungen aus dem Regenbogen und dem Deutschen Mondschein. III. Band, 1897, enthaltend die zweite bis sechste der Krähenfelder Geschichten.



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

END OF

PLEA

REW